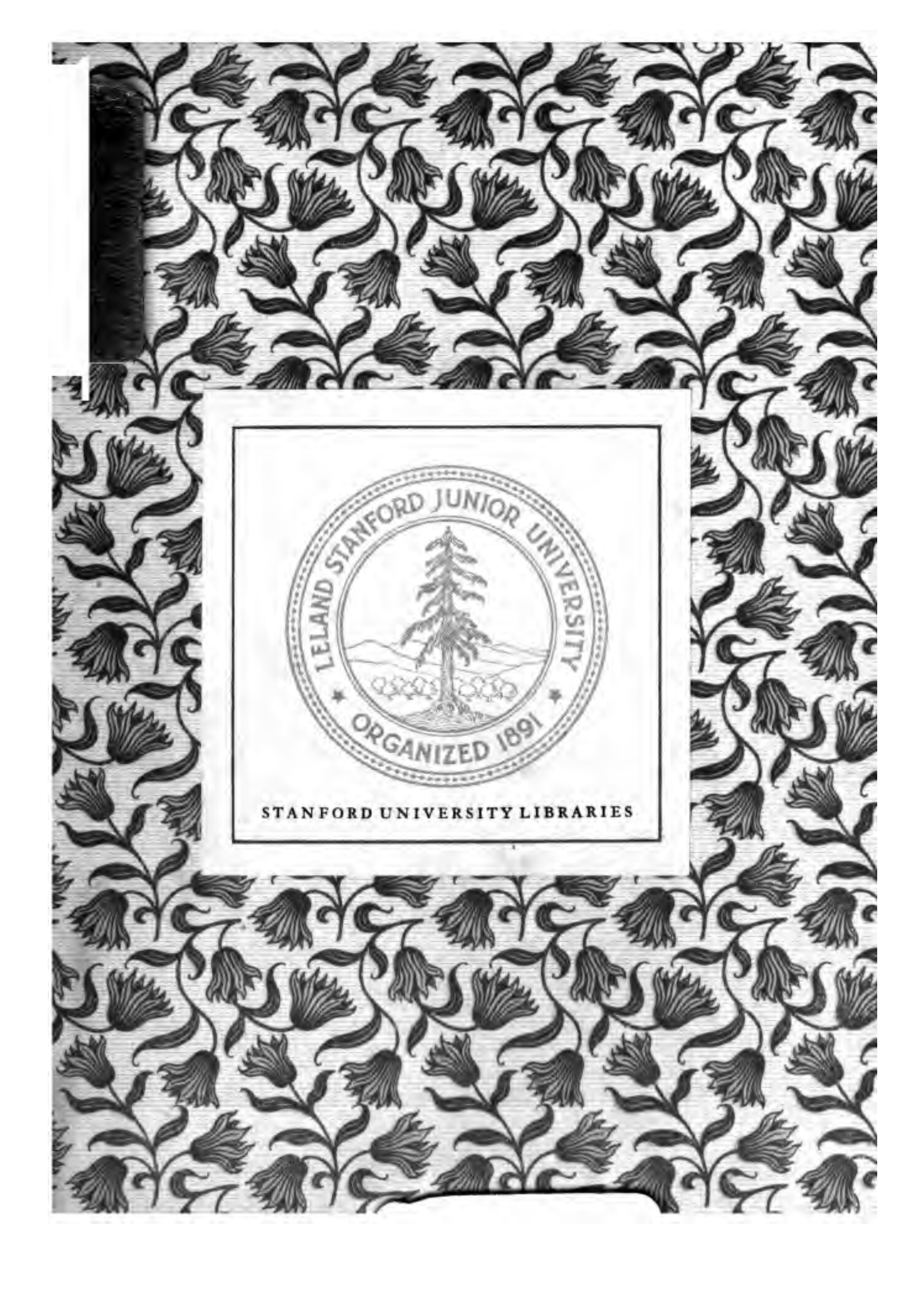





LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Bibliothek

Deutscher Schriftsteller

aus Böhmen.

Herausgegeben

im Auftrage der

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Band XVIII.

Moritz Hartmanns Gesammelte Werke.

I. Band: Biographie 1. Teil.

Prag 1906.

J. G. Calvesche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung.

(Josef Koch.)



Moritz Hartmann

Hartmann als Abgeordneter.

Nach Biows Lichtbild für eine Porträtsammlung des deutschen Parlamentes.

Gesammelte

Moritz Hartmann



Moritz Hartmanns

Gesammelte Werke.

Erster Band:

Moritz Hartmanns Leben und Werke.

Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert

von

Dr. Otto Wittner.

Erster Teil:

Der Vormärz und die Revolution.

Mit 5 Lichtdruckbildern.

Prag 1906.

J. G. Calvesche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung.

(Josef Koch.)

Druck von Carl Bellmann in Prag.

Moritz Hartmann.

Leben und Werke.

Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert.

I. Band.

Der Vormärz und die Revolution.

Vorwort.

Ein Vorwort ist immer eine Entschuldigung. Das ist eine so alte Regel, daß es vom Übel wäre, davon abzuweichen. Obzwar ich in meinem Falle die Notwendigkeit der Entschuldigung nicht ganz zugeben mag, auch ohne die abgebrauchten Phrasen von „Lücke ausfüllen“ usw. zu wiederholen. Doch ist es ein angenehmer Brauch, auf einigen Seiten vor dem Eingang gewissermaßen Abrechnung zu halten über das, was man von Vorgängern übernommen, über die Quellen, die einem zugeflossen sind, über die Bibliotheksschätze, die man benutzt. Und gleichzeitig erfüllt es mich mit Freude, meinen Dank aussprechen zu können für die freundliche Förderung, die meine Arbeit von vielen Seiten gefunden.

Den größten Teil des in meiner Arbeit verwerteten Materials verdanke ich den Hinterbliebenen Hartmanns selbst. Sonst hatte besonders noch der verstorbene Rittmeister von Bayer, Bregenz, die Güte, mich durch Überlassung von Briefen Hartmanns und seines Jugendfreundes Meißner zu unterstützen. So habe ich die Korrespondenz zwischen Meißner und Hartmann fast vollständig einsehen können, auch eine große Reihe von Briefen Landesmann—Lorms, Betty Paolis u. a. stand zu meiner Verfügung. Diese Briefe enthalten so manches psychologisch-, wie literar- und zeitgeschichtlich interessante Detail, was mich bedauern läßt,

daß hier, der Natur der Sache entsprechend, von einer noch eingehenderen Benutzung abgesehen werden mußte. Indessen hoffe ich, das hier Versäumte bei anderer Gelegenheit nachholen zu können.

Für einzelne Auskünfte bin ich zu Danke verpflichtet den Herren Prof. J. Rodenberg-Berlin, Prof. O. F. Walzel-Bern, Direktor Dr. Koetschau-Koburg, Min.-Sekr. Dr. J. Mauthner, Prof. J. Bayer-Wien, Dr. G. Karpeles-Berlin, sowie den verstorbenen Heinrich Landesmann—Lorm und Ludwig Bamberger. Meine Darstellung der Zustände Österreichs im Vormärz hat durch Bemerkungen, die mir Herr Regierungsrat Dr. Glossy gesprächsweise mitzuteilen die Güte hatte, mancherlei Bereicherung erfahren. Durch Nachweis einiger tschechischer Quellen hat mich mein Freund Dr. Ottokar Nemecek unterstützt. Durch bibliothekarische Auskünfte haben mir meine Arbeit erleichtert die Herren Dr. Mich. Holzmann von der Wiener Universitäts-Bibliothek und Dr. Engelmann von der Wiener Magistrats-Bibliothek, sowie Prof. Dr. Hansen und Direktor Dr. Kaysser von dem Kölnischen Archiv und der Kölnischen städtischen Bibliothek. Doch fand ich auch auf der Hofbibliothek in Wien, sowie der königl. Bibliothek in Stuttgart, der Staatsbibliothek in München, der Frankfurter wie der Hamburger Stadtbibliothek, sowie der Königsberger Universitäts-Bibliothek bereitwilliges Entgegenkommen. . . .

An biographischen Werken über Hartmann existierten bisher nur einige mehr oder weniger unvollkommene Versuche. Als ältester wäre hier, neben der kurzen, auf den Dichter selbst zurückgehenden Notiz in den „biographischen Umrissen der Mitglieder der deutschen Nationalversammlung“ des Verlegers Schmerber, die in der Sammlung „Moderne Klassiker“ bereits 1854 erschienene „Biographie“ W. Neumanns zu erwähnen; recht lückenhaft, doch mit

interessanten Einzelheiten. Ferner der ausführliche Artikel in Wurzbachs Lexikon; sowie ein Aufsatz aus dem Jahrgang 1859 der Gartenlaube. Aus der großen Zahl der im Sommer 1872 nach seinem Tode erschienenen Nekrologe hebe ich nur hervor die seiner Freunde Kolisch, Kompert, Landesmann und den Dithyrambus Kürnbergers in Wiener Tagesblättern; die Nänie Hillers, der auch den enthusiastischen Artikel in der allgemeinen deutschen Biographie geliefert, in der Kölnischen Zeitung; den Aufsatz Ludw. Bambergers (Charakteristiken), endlich die prächtige Arbeit Kinkels in der Augsburger Allgemeinen. Später erschien nur noch — neben dem zu Hartmanns zehntem Todestage geschriebenen, interessante Briefzitate bringenden Feuilleton Komperts — die umfangreichste Studie des Franzosen Marchand in den »Poètes lyriques de l'Autriche«; die Arbeit eines Literaten, nicht eines Historikers. Gegenüber den völlig unzulänglichen Bemerkungen in den landläufigen Literaturgeschichten — ich brauche da keine herauszugreifen, denn in diesem Punkte sind sich alle gleich — sei hier nur auf Brandes' junges Deutschland verwiesen. . . .

Die Literatur über den Vormärz in Österreich ist ziemlich zahlreich, besonders, seit neben die alten oppositionellen Schriften eine Reihe neuerer Publikationen getreten ist, die diese Periode im Stile der „guten alten Zeit" behandeln. Für Hartmanns Werdegang während dieses Zeitraums waren mir besonders dienlich je ein Aufsatz von Labsky über Alf. Meißner und von Neustadtl über Kompert, beide in der von P. A. Klar herausgegebenen „Libussa", ferner ein Nekrolog E. V. Hansgirgs auf Hartmann in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1872, der sich im Wesentlichen auf diese beiden stützt; sowie die treffliche Einleitung, die Jul. Reinwarth seiner Neuausgabe der Gedichte Fr. Bachs vorausschickt. Von

anderen Schriften über den Vormärz, die ich benützte, nenne ich Österreich im Jahre 1840, von einem Staatsmanne (Graf F. Schirnding), Austriaca (Leipzig 1843), Österreich wie es ist (von H. Normann — Groß-Hoffinger); Jul. Seidlitz, Die Poesie und die Poeten in Österreich (Leipzig 1837), Hieronymus Lorm, Wiens poetische Schwingen und Federn (Leipzig 1847), Hans Kudlich, Erinnerungen (1874); zwei Aufsätze von E. Haas (in Kollatscheks Zeitschrift: Stimmen der Zeit, 1861); J. F. Castellis Erinnerungen; Bauernfelds „Alt- und Neu-Wien" und seine von K. Glossy herausgegebenen Tagebücher; M. Kertbeny, Silhouetten und Reliquien (1861); ferner die Biographien Lenaus von E. Castle und Bauernfelds von E. Horner; R. von Muths, vom Verfasser selbst als „lose Skizzen" bezeichnetes, liebenswürdiges Schriftchen: „Die deutsche Literatur in Österreich" (1896), sowie P. Wertheimer, Aglaja (Neue Freie Presse Nr. 14.413), Ad. Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur, und das oft recht einseitige Buch des Baron Helfert: Der österreichische Parnaß.

Eine gute und erschöpfende Darstellung des Jahres 1848 und seiner kulturgeschichtlichen Grundlagen existiert leider heute noch nicht. Ich benutzte zur Ausführung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes in erster Linie die stenographischen Berichte der Nationalversammlung selbst; ferner Memoirenschriften, wie die von Rank, Born, Bamberger, Wesendonck, L. Simon, A. Meißner, Gg. F. Kolb (Deutsche Revue, 1904); die von William Vogt oberflächlich zusammengeschriebene Biographie seines Vaters Karl Vogt. An größeren Spezialschriften über das „tolle Jahr": M. Bachs Geschichte der Wiener Revolution, die wohl allein den meisten Anforderungen genügen dürfte; das wirre, aber doch oft brauchbare Buch Bernhard Beckers: Die deutsche Bewegung von 1848; die kleineren Skizzen von A. Bernstein:

„1848" und „die Märztage"; das gut, nur manchmal oberflächlich geschriebene Buch von W. Blos: Die deutsche Revolution, das freilich für tiefer Grabende doch unzulänglich ist; Hellers Brustbilder aus der Paulskirche, ein Büchlein voll persönlicher Spitzen gegen die Linke und alles, was mit ihr zusammenhängt oder von ihr ausgeht; doch nicht ohne Witz. Karl Marx' Revolution und Contrerevolution, durch dessen deutsche Ausgabe sich K. Kautsky ein wesentliches Verdienst erworben hat. Es ist, obwohl nur aus Zeitungsaufsätzen entstanden und trotz einigen Irrtümern im Detail, durch die Höhe des Standpunktes und Schärfe der Kritik entschieden die bedeutendste Schrift, die über die deutsche Bewegung erschienen ist. Karl Jürgens, Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerks, 3 Bde. (1850/7), welches mit höchst interessanten Details über die Treibereien hinter den Kulissen die Entwicklung vom Standpunkte des konservativen rechten Flügels der Versammlung beurteilt. J. Venedey, Die Wage, deutsche Reichstagsschau, vertritt den Standpunkt der Linken. Endlich Laubes umfangreiches Werk: Das erste deutsche Parlament, eine Tendenzschrift im Dienste der Gagernschen Erbkaiserpartei, in der, wie mancher andere, ehemals himmelstürmende Revolutionär, auch der Dichter Unterschlupf gefunden. Für den Wiener Oktober insbesondere: des mehrfach erwähnten Dr. Schütte den Gang der Ereignisse genau und im ganzen recht zuverlässig schilderndes Tagebuch (Prag 1848), sowie B. Auerbach, Tagebuch aus Wien von Latour bis auf Windischgrätz. Die Darstellung der Prager Ereignisse ist im wesentlichen nach dem „Konstitutionalen Blatt aus Böhmen" gegeben. Einige Details entlehnte ich „Frič, Paměti". Späteres nach: „Die Prager Juniereignisse in der Pfingstwoche des Jahres 1848 nach den Ergebnissen der gerichtlichen Untersuchung. Wien 1849." Auch hier

hätte noch manches andere Werk genannt werden können, hätte ich nicht die Überzeugung erlangt, daß, so groß auch die historische Literatur über das Jahr 1848 in Deutschland ist, die Güte ihrer Zahl eben nicht gleichkommt. Und Quantität ersetzt Qualität nicht. . . .

Was ich so in musivischer Arbeit zusammengetragen, lege ich hier der Öffentlichkeit vor. Besondere Mühe habe ich auf die Ausführung des historischen Kolorits verwandt. Aus dem Rahmen der zeitgeschichtlichen Entwicklung wächst das Bild des Individuums hervor. Für den Geschmack des einen und anderen mag in der Beziehung diese oder jene Partie zu breit geraten sein: Seis drum.

An einzelnen Stellen habe ich es für gut und angezeigt gefunden, die Erzählung in Hartmanns eigenen Worten fortzusetzen, im Bewußtsein, seine Darstellungskraft und Lebendigkeit nicht zu erreichen. Auch schien mir dies die beste Art zu sein, dem Leser ein Bild des Stils zu geben, der ja nicht die Persönlichkeit selbst ist, aber doch einen guten Teil der Persönlichkeit ausmacht.

Ein Hauptaugenmerk richtete ich bei Behandlung des Historischen auf die Entwicklung der deutsch-österreichischen Verhältnisse. Denn dies ist die Frage, die Hartmanns politisches Denken und Wirken sein Lebelang, dem roten Faden im englischen Schiffstauwerk vergleichbar, durchzieht. Daher der, wohl nicht unverdient, breite Raum, der diesem Kapitel gewidmet ist.

Ich hoffe, so die Gedanken, die mich bei Abfassung dieser Biographie leiteten, dargelegt zu haben; und ich hoffe weiters, daß meine Arbeit selbst dem hier Vorausgeschickten entspricht. Mag dann immerhin von ihr das gelten, was Hartmann einst in der Rezension eines französischen Geschichtswerks sagte: „Das Buch trägt den Charakter, den alle Bücher, die einen Stoff zum ersten Male

behandeln, beinahe unausweichlich tragen müssen. Sie haben es eben mit einem Chaos zu tun, über das noch kein ordnender Geist gekommen und das selbst nach erster Sichtung und Ordnung etwas von seinem primitiven Zustande behalten muß. Selbst Gott hat die Welt nicht an einem Tage geschaffen, und Rom ist nicht an einem Tage gebaut worden. . . . Die Nachfolger werden schon leichteres Spiel haben und werden sich die Freude gönnen können, an dem Tone, den er geknetet, sich als Künstler zu zeigen. Das erste Verdienst bleibt hier dem Zurichter des Tones." Und damit mag ich mir gerne genug sein lassen.

Wien, im Frühling 1902.

Dr. Otto Wittner.

Inhalt:

grüblerische Visionär Klopstock, der stürmisch-leidenschaftliche Schiller, der jugendliche Brausekopf und abgeklärte Künstler Goethe. Wenn auch A. G. Meißner sein Vorbild weder an Versatilität des Geistes, noch an Grazie des Ausdrucks erreichte . . .

Erst die Romantik, die in Deutschland so gründlich mit Altem, Verbrauchtem aufzuräumen verstand, um unter dem Schutte der Jahrhunderte neue Schätze aufzuschürfen und zu fördern, brachte auch in Österreich die Eisrinde zum Schmelzen, die über seinem literarischen Geistesleben lag, nachdem auf anderen Gebieten schon so Großes geleistet worden war: Friedrich Schlegel hielt seine Vorlesungen über Literatur in Wien, das bald das diplomatische Zentrum Europas bilden sollte, und in diesem Wien, das noch von den Parfüms der leichtlebigen Kongreßzeit durchduftet war, predigt ein reumütiger Asket, Zacharias Werner. Zur selben Zeit betritt der junge Grillparzer die weltbedeutenden Bretter . . .

Aber dieser literarische Aufstieg bedeutete nur eine kurze Scheinblüte, die bald verwelkte. Nur in einigen bevorzugten Köpfen schlugen die Lehren der Romantiker tiefer Wurzel, bei den meisten verflachten ihre Tendenzen fast bis zur Karrikatur. Wohl wurde eine Zeit lang die Romantik zur Moderichtung in der Literatur wie im Leben. „Die Romantik," sagt Muth, „beherrschte alle Kreise, Adel und Bürgertum, Politik und Literatur. Sie nimmt die verschiedensten Erscheinungsformen an, als praktische Reaktionsschwärmerei, überreizte Frömmigkeit, fahrendes Rittertum, Schauerroman, Spektakelstück, Zauberposse . . ." Doch bei dem noch mangelhaft entwickelten Stilgefühl überwog das Minderwertige, das sich eher herbeiließ, dem sensationslüsternen Gaumen des Publikums zu schmeicheln. Raimund, der die Wiener Zauberposse der Tradition zu einem tiefen und echten Kunstwerk umschuf, fand keinen Fortsetzer. Grillparzer blieb Zeit seines Lebens seinem Volke fremd, ein Einsamer, ein großer „Alleinflieger", wandelte er seine Bahn. Und der Ruhm der neuen Gestirne mußte erst von draußen hereintönen, ehe er innen Widerhall fand. Der Fluch eines erdrückenden Systems, wie Kossuth in einer Rede sagte, die bezeichnenderweise die Wiener Revolution einleiten sollte, lastete auf den Geistern. Es war das System, das sich uns im Namen Metternichs verkörpert. In den langen

Jahren von 1819 bis 1848 kein Fortschritt, der in Österreich auf der breiten offenen Heerstraße seinen Einzug hätte halten können. Auf krummen Seitenpfaden muß er sich über die Grenze schmuggeln und ist auch so keinen Augenblick seiner Existenz sicher. Besonders auf literarischem Gebiete machte sich dieser unerträgliche Zwang geltend, und besonders hier scheint er bei oberflächlicher Betrachtung auf allen Linien siegreich. Denn der Philister fand sich leicht damit ab; er fühlte sich nicht durch die gestraffte staatliche Bevormundung in seinen heiligsten Menschenrechten bedroht. Was braucht der Gedankenfreiheit, der keine Gedanken hat! Und die Hauptmasse des literarischen Österreich konnte auch so ganz zufrieden sein. Sie setzten ihren Ehrgeiz darein, dem Publikum das gut gangbare Lesefutter zu liefern; und je seichter sein Geschmack war, um so leichter war auch ihre Arbeit. So fanden auch sie sehr gut ihre Rechnung dabei. Dies sind die Verhältnisse, die im vormärzlichen Österreich schriftstellerische Kulturblüten à la Saphir erzeugten, die damals auf dem österreichischen Parnaß in allen Größen emporwucherten.

So weit hätte der allmächtige Minister mit den Erfolgen seiner Völker-Erziehungs- und Beglückungsmethode ganz zufrieden sein können. Nur für einen Teil der Bevölkerung trafen seine Berechnungen nicht zu, für die Jugend, besonders die akademische Jugend! Sie hatte ein frischeres Gedächtnis, sie spürte den fast nur noch äußerlichen Zusammenhang mit dem großen geistigen Mutterlande im Innersten. Wie die Glockenklänge eines fernen Kirchturms, dessen rotes Dach nach langer einsamer Wanderung grüßend durch die Bäume schimmert, vernahmen sie in einzelnen abgerissen herüberschwingenden Tönen die Kunde von dem neuen literarischen und politischen Leben, das drüben entstand, das drüben sich gegen despotischen Druck aufzulehnen begann. Und sie waren aufmerksame Lauscher. Auch fingen die ausgestreuten Keime der Romantik, die so lange Zeit nicht hatten aufgehen wollen, gerade unter ihnen noch einmal zu treiben an: die deutsche Romantik erlebt in Österreich eine späte Nachblüte. So gelangt die Kunde zu ihnen von „Deutschland, dem jungen und dem alten“, wie Hartmann einmal sagt, spärlich zwar, doch um so eindrucksvoller. Und indem sich in ihnen Romantik und junges Deutschland berühren und

begegnen, beginnen auch sie ihre Schwingen zu regen. Und siehe, da machen sie die Entdeckung, daß auch sie fliegen können und die Schranken des Metternichschen Polizeistaates werden durchsichtig für ihre Blicke.

Diese Entwicklung hatte sich natürlich nicht unmittelbar unter dem Auge der Gewalt, die ihr feindlich war, vollziehen können. Nicht von Wien ging sie aus: Prag ward der Jungbrunnen der österreichischen Literatur. Hier war es ja auch, wo ein halbes Säkulum früher der Wielandschüler A. G. Meißner dichtete und lehrte. Und hier war es, wo die Enkel seiner Generation, sein leiblicher mitten darunter, zuerst lernten, ihr literarisches Streitroß zu tummeln, ihre lyrische Guitarre zu zupfen und für eine, von Austriazismen nicht immer freie, Prosa die Feder zu spitzen. Selber Wien konnte sich dem Andringen der neuen Bewegung, so klein und schwach sie auch anfangs war, nicht verschließen.

Aber je mehr man Kraft fühlte in den jungen, ungeübten Gliedern, je höher der Glaube an die eigene Fähigkeit stieg, umso eher mußte der hoch hinaus strebende Kopf sich an dem beengenden Schlagbaum der Zensur wund stoßen. Sehnsüchtig wandten sich die Blicke nach dem freieren Deutschland, und bald folgten die Flüggen dem Zuge ihres Herzens. Eine wahre Landflucht aus Österreich begann. Das dauerte, bis die Revolution den absolutistischen Staat in Stücken schmetterte. Als er nach wenigen Monaten schon aus diesen Stücken stärker als zuvor sich wieder erhob, fand er ein neues Österreich unter sich. Die geistige Strömung ließ sich nicht in das alte Bette zurückdämmen, und sie war es zuletzt, die in dem Kampfe zwischen Geist und Form siegreich blieb, sie war es, die die Form nach ihrem Willen und Wesen umgestaltete und modelte.

Es ist gewiß lehrreich und nicht ohne Interesse, das geistige Werden der einzelnen Individuen zu verfolgen, die aus diesem Laufe hervorgingen, an ihm Teil nahmen und in ihm sich bildeten. Zu den vornehmsten Erscheinungen unter ihnen gehört Moritz Hartmann, dessen Entwicklungsgeschichte auf den nachfolgenden Blättern erzählt werden soll.

I.

Abstammung, Kindheit, Erste Eindrücke.

Der ich hier lieg, umhüllt vom Leichentuche,
Ich hülle mich in das Bewußtsein wärmer,
Daß ich ans Ziel kam, wohl an Täuschung ärmer,
Doch ungedrückt von eines Edlen Fluche.

Was ich getan, im Leben und im Buche,
Ich tat es nie als lobbedürft'ger Lärmer,
Und hieß ich auch in dem und jenem Schwärmer,
Doch war ich nie mit mir im Widerspruche.

Was ich gewollt, das wollt ich ohne Lüge,
Ich hab nach Ruhm gestrebt und zu dem Ziele
Lenkt ich die Schritte ohne Winkelzüge.

Ich habe Lieb' empfangen und gegeben,
Ich sang daheim und sang noch im Exile —
Und so verklingt, ein Lied, mein ganzes Leben.

Der sich in jungen Jahren hochgemuten Sinnes diese Grabschrift setzte, war einer der angesehensten jüdischen Familien Böhmens entsprossen. Sie leitete ihren Stammbaum mit Stolz bis auf den Rabbi Löw zurück, diesen merkwürdigen Mann, der durch seine Kenntnisse der Kabbala wie der Natur bei Zeitgenossen und Nachwelt zum Rufe eines wundertätigen Magus gelangte. Eine Reihe hervorragender Talmudisten

und Schriftgelehrter zählte zu ihren Gliedern.[1]) In ihr war die Beschäftigung mit der Feder gewissermaßen erblich und auch an dichterisch veranlagten Köpfen fehlte es nicht. Der bis 1842 in Jungbunzlau waltende Rabbiner Spitz entstammte einer Zeit, die jedes nichttheologische Treiben als profan und zwecklos verurteilte, weil es den höchsten Zielen nicht diene, und doch war er den Ideen der Toleranz zugänglich. Ein einfacher Geist, dem Zelotismus fremd war, bewegen sich auch seine Gedanken, die er in odenartigen Ergüssen niederlegte, in einfachen Formen. Die Bescheidenheit, in der sein ganzes Leben verfloß, war die Ursache, daß er nie auch nur den leisesten Versuch machte, seine von wahrhaft frommer Gesinnung getragenen Poesien zu veröffentlichen. Fast durch einen Zufall nur ist uns ein Blatt von seiner Hand erhalten, das letzte Gedicht, das er, ein müder Greis, wenige Tage vor seinem Ende, auf dem Sterbelager geschrieben, eine „Aufmunterung zur Freude" ! „Ein Trauriger", meint der Sterbende da, „sei eine Lästerung Gottes und der Schöpfung", ein sinniger Gedanke, der mit Schwung und Wärme durchgeführt wird, und in die rührenden Schlußverse ausströmt: „Ob jung, ob alt du bist, das Grab steht offen; doch unter den Dornen, die am Rande wuchern, suche noch die Blumen." Diese sonnige Heiterkeit, die sein ganzes Leben durchleuchtet und in der er es als rüstiger Achtziger beschloß, kann nur das Resultat wahrhaft harmonischer Lebensweisheit sein. Sie ging auf den Enkel über, der oft am Knie des Greises lehnend seinen Worten gelauscht: Es ist Moritz Hartmann, eine der bedeutendsten Dichtererscheinungen, die die vereinte Einwirkung von „Romantik" und dem „Jungen Deutschland" in Deutschösterreich hervorgebracht hat.

---

[1]) Eine Familientradition, deren Hartmann noch in späteren Jahren oft scherzend Erwähnung tat, wollte allerdings den Stammbaum auf spanische Immigranten zurückleiten, welche im 17. Jahrhundert über Holland und Deutschland in großer Zahl bis nach Böhmen wanderten. David Kaufmann hat die Unhaltbarkeit dieser Legende dargetan. (Vgl. Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, Jahrgang 37: Eine Ahnenprobe Moritz Hartmanns, sowie Revue des études juives XX. 309 ff.)

Am 15. Oktober 1821 [1]) in Duschnik, einem Dörfchen an der Litawka, unweit von Pribram, der kaiserlichen Silberbergstadt, ward er geboren; eine ärmliche Gegend, die dem regen Gemüte des Knaben nur wenig poetischen Reizes bot. „An dem eben genannten Flüßchen, das während des Sommers unscheinbar und nur mit Mühe durchs Gestein sickert, im Frühling aber und mit anbrechendem Winter gewaltig aufbraust und Wälder und Wiesen verheert, liegt das zerrissene, arme Dorf Duschnik. Ein kleines Schlößchen mit einer unbedeutenden Turmuhr, und ein mit Mauern umgebener Kohlgarten, der sich Schloßgarten nennt, bilden seinen ganzen Schmuck. Sonst Strohdächer, teilweise noch mit Rasen bedeckt, aus denen wilde Pflanzen aufwuchern, einzelne Bäume, zerbrochene Holzhecken, tiefe Lehmgruben mitten zwischen den Häusern, ein heiliger Johann von Nepomuk in der Mitte, einige rot angestrichene Fensterläden an den wohlhabendsten Häusern — in der Ferne das dumpfe Klopfen der Eisenhämmer und der ewig aufsteigende Rauch der Silberschmelzhütte" — so schildert er, in der wehmütigen Erinnerung langjährigen Exiles, die Stätte seiner Kindheit. Die Familie gehörte zu den besser situierten des Dörfchens, und in einem der „wohlhabenden Häuser mit den rot angestrichenen Fensterläden" stand auch seine Wiege. Es herrschte in Duschnik ein regsamerer Geist, als er gemeiniglich in böhmischen Bauerndörfern zu finden ist: der Einfluß der nahen Bergstädte machte sich geltend, neben der Handarbeit strebte

[1]) Das Datum 1821 ist festzuhalten. Die Unsicherheit und Schwierigkeit der Bestimmung war groß, denn die Familientradition weist auf den 15. Oktober 1822, den Geburtstag Meißners, ein auffälliges Zusammentreffen, das sonst nirgends Erwähnung findet. Alle Originaldokumente sind durch Brand zugrunde gegangen, während einige aus den Vierzigerjahren herrührende Pässe das Datum 1820 aufweisen. Diese sollen auf mündlichen Angaben Hartmanns beruhen, der bei Antritt seiner Hofmeisterstellungen nicht gar so jung erscheinen mochte und sich gern etwas älter machte. Eine noch lebende Schwester meinte sich sogar des gleichen Datums für 1823 entsinnen zu können. Dem gegenüber bringen alle gedruckten Notizen, die ja teilweise auf den Dichter selbst zurückgehen, 1821, eine Angabe, die durch eine briefliche Äußerung Hartmanns selbst bestätigt wird.

mancher Weiterblickende schon nach industrieller Betätigung. Zu diesen gehörte auch Vater Hartmann, der, eine betriebsame Natur, ein anschlägiger, praktischer Kopf, früh schon ländlich Gewerb und Bürgergewerb paart. Aus kleinsten Verhältnissen ringt er sich empor, und bald schon vermag er einen jener Eisenhämmer sein zu nennen, deren dröhnendes Klopfen in die Jugendträume seines Sohnes hereintönt. Seine Unternehmungen waren vom Glück begünstigt und nährten den Mann und seine vielköpfige Familie reichlich. Seine Frau, die Tochter des Jungbunzlauer Rabbiners, hatte ihm sieben Töchter und zwei Söhne geboren, deren jüngerer Moritz war. Die Sorge für so zahlreiche Nachkommenschaft machte den Mann härter und berechnender, als er von Natur eigentlich war. Denn so fest sein Sinn auf den zunächstliegenden Erwerb gerichtet war, so beweglich und empfänglich war andererseits sein Geist. Die Mutter dagegen war ein weicheres, schmiegsames Naturell, eine musterhafte Hausfrau, die Vorsehung aller Armen und Elenden ihrer Umgebung, deren Leiden sie fast über Vermögen zu steuern bestrebt war. Das übte nicht geringen Eindruck auf das bildsame Gemüt des Knaben. In dieser Eigenschaft hat ihm die Mutter immer vor Augen geschwebt, wenn er sich ihr Bild in Erinnerung rief. So, in dieser sanften Art, wirkte sie und erzog sie, und wir verstehen es nun, daß ein Jugendfreund Hartmanns, der sie kannte, geradezu das Gewissen ihres Sohnes nennt.

So hatte Moritz schon im Hause genug Spielkameradschaft, die sich in Feld und Flur, der Domäne der Dorfjugend, noch um manchen Flachskopf vermehrte. Denn man hielt gute Nachbarschaft, tollte gemeinsam in Wald und Wiese herum, stattete sich auch wohl gegenseitig Besuche ab im Haus und im Garten, der sich mit Obstbäumen und Rasenplatz dahinter dehnte. Manche idyllische Kinderfreundschaft entstand und von einer hat uns der Dichter, mit gerührten Augen zurückblickend, ein zartes Bildchen bewahrt, unter das man wohl den Spruch von dem Häkchen, das sich schon bei Zeiten krümmt, füglich setzen könnte:

Nanny, liebliches Kind, du glückliche kindische Liebe.
Kaum acht Jahr! Wie fest und feurig hab' ich geliebt sie,
Sie kaum sieben und ach! Wie treu sie mich wieder geliebt hat!

Und sie war noch so klein und doch so neckisch und schlank schon
Und die Ursach' auch zu Eifersucht, Hader und Zank oft.
Einst — es war, ich denk' es wie heut, ein lenziger Sonntag
War sie geladen zum Spiel von Nachbarskindern, wo ich doch
Nimmer erscheinen gekonnt, da ich am selbigen Morgen
Einem der Jungen die Faust um Nannys willen ins Aug' schlug;
Denn er machte sich stets gar sehr zu schaffen um Nanny.
Sollt' ich allein sie lassen dahin? — Unmöglich! Wie sehr auch
Sie darauf sich gefreut. Ich lockte mit listigen Reden
Sie auf unseren Hof in die Scheune und schlug dann das Tor zu,
Drehte den Schlüssel im Schloß und steckt' ihn ein und behende
Lief ich fort in den Wald, um nicht mich erweichen zu lassen
Vom Geschrei, vom Weinen, das bald sich hinter mir anhub.
Aber es liefen herbei die dummen erwachsenen Menschen,
Die, bei Gott! kein Recht und nimmer Verständnis besitzen,
Sich in die Kinderwelt und ihre Verwicklung zu mischen.
Schreiend liefen sie hin und her und suchten den Schlüssel,
Fragten und fluchten und wußten nicht was und erbrachen die Scheune,
Wo sie tränenbenetzt das Mädchen fanden und staunten.
„Nun so komm doch heraus!" Sie aber schüttelte weinend
Ihr blondlockiges Haupt und schluchzte und sagte: „Ich darf nicht
Und ich geh' nicht hinaus, bis er es wieder erlaubt hat."
„Warum hast du geschrien, du Trine und Alles erschreckt so?"
„Das geht Niemand an. Ich weinte, weil er mich einsperrt,
Nicht, damit ihr kommt und aufmacht, wenn er's erlaubt nicht . . ."

Nur selten unterbrach ein Ereignis, das die Geschehnisse der großen Welt zurückspiegelte, die dörfliche Einsamkeit. Geschah dies aber einmal, so war das Anlaß wochenlanger Erregung bei Groß und Klein, Eindrücke, die dem empfänglichen Geiste des Knaben sich tief eingruben und noch dem Erwachsenen zu rätseln gaben. „Wer kann mir sagen, wem der goldbeschlagene Wagen gehörte, der einst durch unser weltvergessenes Dorf, von fünf kleinen, rabenschwarzen Pferden gezogen, wie ein flüchtiges Märchen vorüberbrauste? Ein eisgrauer Mann, mit langen Locken, in weißem Mantel, mit goldenem Gürtel saß darin, bewaffnete Männer und eine reitende Frau umgaben ihn: Gold und edle Steine waren über sie ausgegossen. In fünf Minuten waren alle, als ob sie der Boden verschlungen

hätte, in der Schlucht vor dem Dorfe verschwunden und die Bauern sagten: Es war der Berggeist des nahen Bergwerks". Und solcher Szenen der Märchenromantik gab es noch manche, die der Knabe in die späteren Jahre mit fortnahm, da er poetische Eindrücke nicht nur aufnehmen, sondern auch gestalten lernen sollte, und als deren poetischen Niederschlag man treffliche Skizzen, wie: „Ein toller Dichter", die 1846 die „Grenzboten" brachten, „Eine Entführung in Böhmen" und andere ansehen mag.

Rasch kam auch die Zeit, die mit dem ersten Unterricht etwas Ernst in die ländliche Jugendidylle brachte. Mit sieben Jahren schon ward er in Gesellschaft des älteren Bruders in die Normalschule des nahen Kreisstädtchens Brzeznitz geschickt, doch schon nach einem Jahre wurde dieser Modus aufgegeben und der Unterricht, wie damals fast allgemein üblich, zu Hause erteilt. Der Hauslehrer, ein „ziemlich gebildeter, herzensguter, aber in seinen humanistischen Bestrebungen oft komischer und bizarrer Mann", verstand es trotz diesen für einen Pädagogen nicht sehr empfehlenswerten Eigenschaften seinen Zöglingen das Nötige beizubringen. Eine Prüfung, die der Knabe im Sommer 1832 in der Hauptschule zu Neukolin, wo eine Tante von ihm hauste, ablegte, erwies seine Fertigkeit in den Elementargegenständen und zeigte, daß er fürs Gymnasium reif sei. Dies bringt einen bedeutenden Wechsel in sein junges Leben, zum erstenmal muß er Elternhaus und Familie für längere Zeit verlassen. Der Vater geleitet ihn nach Prag, wo er in die unterste Klasse des Gymnasiums der Altstadt aufgenommen wird. Trotz vorzüglichen Zeugnissen muß er schon nach Ablauf eines Jahres die Schule verlassen.

Das Jahr verstrich, ohne ihm besondere Anregungen zuzuführen; ein längerer Aufenthalt in der Stadt mit ihren besseren Schulen wäre sicher nicht ohne tiefgehenden Einfluß geblieben. So war der bedeutendste Eindruck, der ihn in die Ferne geleitete, der Anblick der gefallenen Majestät Karls X., der damals den Hradschin bewohnte und oft in seiner vierspännigen düsteren Karosse, von der Menge, in der auch ein kleiner dunkeläugiger Knabe ihm nachstarrte, begafft, die Straßen der Stadt durchfuhr.

Nun bezog er 1833 im Herbst das gymnasium regium Neoboleslaviense, oder, den ach, so bescheidenen Verhältnissen der Zeit entsprechend, etwas weniger hochtrabend ausgedrückt, die Lateinschule der Fratres Piaristen zu Jungbunzlau. Man kann nicht sagen, daß die hochwürdigen Herren ihre Zöglinge mit geistiger Kost gerade überfütterten. Noch bis in seine spätesten Jahre gedenkt er mit Erbitterung der tätigen Untätigkeit, in der er und seine Kameraden, besser gesagt Leidensgefährten, dort gehalten wurden, in einem Lebensalter, das die Keime zu allem Guten in dem jugendlichen Geiste entwickeln sollte.

„Wie wurden wir im Vormärz um unsere Jugend betrogen! Sechs Jahre saßen wir auf den Bänken des Gymnasiums, um nichts zu tun, als die schönste, fruchtbarste Zeit des Lebens zu verlieren, als um die Jahre vorübergehen zu lassen, welche in anderen Ländern die Säemonate des Lebens sind, und brach liegen zu bleiben. Sechs Jahre lernten wir wörtlich lateinische Regeln auswendig, ohne je einen ordentlichen lateinischen Autor lesen zu dürfen; vier Jahre lernten wir Griechisch, um am Ende nicht zwei Verse Homers übersetzen zu können, und noch lernten wir Lateinisch und Griechisch besser als unsere Muttersprache. Und erst die Geschichte, die Lehrerin des Lebens! . . . In unserer Schulgeographie existierte das Königreich Griechenland noch lange nicht, nachdem Österreich es anerkannt hatte. Wir sollten es nicht erfahren, daß man sich selbst gegen einen türkischen Herrn auflehnen könne. Ebensowenig existierte für uns das Königreich Belgien, als es schon längst blühte . . . . Für sämtliche Fächer, Lateinisch, Griechisch, Mathematik, Geographie, Geschichte hatten wir einen einzigen Lehrer und dieser war meist ein Bauernsohn, der in einem Seminar erzogen worden und Lehrer wurde, nur weil er einem Lehrerorden, zum Beispiel dem der Piaristen, beitrat. Wußte der gute Mann etwas Latein, so hatte er keinen Begriff von Geschichte oder Mathematik, und umgekehrt. Wie oft kam es vor, daß ein mittelmäßiger Schüler mehr wußte als der Lehrer, und daß diesem Unglücklichen vor Verlegenheit und Unwissenheit der Angstschweiß auf die Stirne trat. Es war ein Jammer!“ . . .

Hatten unter diesen Idealzuständen alle in gleicher Weise ohne Ausnahme zu leiden, wenn sie es auch nicht alle so

lebhaft und schmerzlich empfanden, so war in anderer Beziehung der arme Hartmann mit seinem Freunde und Leidensgefährten Kompert, der die gleiche Schulbank drückte, besonders übel daran. Er stand ein Jahr lang „unter der Zucht eines Exjesuiten, der Präfekt war und wie eine Verknöcherung des alten Systems aussah. Die Aufhebung seines Ordens mag er bedauert haben, aber das schlechtere Schulsystem des Kaisers Franz ließ er sich gern gefallen. Zu seinen Privatvergnügungen gehörte es, von Zeit zu Zeit die jüdischen Gymnasiasten zu verhöhnen und ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. ‚Die Juden sollen schachern und nicht lateinisch lernen,‘ pflegte er zu sagen, und wenn einer ein schlechtes Pensum machte, behauptete er, dieses Volk könne nichts als schachern. Von Auszeichnungen, sogenannten Prämien, waren die Juden an diesem wie an den meisten Gymnasien ausgeschlossen, selbst wenn sie die besten Schüler waren“ — eine Methode, die ein Lehrer ihnen gegenüber offen zugab, der zu den beiden so Zurückgesetzten oftmals sagte: „Wenn ihr keine Juden wäret, so wäret ihr hier die Ersten ....“

Bis zum Herbst 1837 blieb Hartmann an dieser Musteranstalt. Die Tristheit und Sterilität dieser Zeit half ihm der Aufenthalt im Hause seines Großvaters, des Jungbunzlauer Rabbiners, leichter tragen, eines Mannes, der, fromm, ohne am Dogma zu kleben, selbst Poet von abgeklärter Welt- und Menschenkenntnis, auf die geistige Entwicklung des Enkels den größten Einfluß übte. Auf manche Gestalt seiner besten Novellen hat er in pietätvollem Gedenken Charakterzüge des alten Mannes übertragen. Es liegt der Gedanke nahe, daß die Erzählungen des Alten den Jungen zu eigenem Denken über die Zustände seiner Umgebung und des Landes anregten. Reichten doch seine Erinnerungen noch zurück in die damals, in der Zeit des despotischen Druckes der dreißiger Jahre, als goldenes Zeitalter erscheinende Regierung der Aufklärung, der Geistesfreiheit, des immer noch vom Volke angebeteten Kaisers Joseph. So begann sich der Blick des Knaben schon früh zu weiten, über den engen Kreis der Familie hinauszuschreiten. Ein nächtlicher Einbruchsdiebstahl, der seinen Vater eines beträchtlichen Teiles seines Vermögens beraubte, mit all seinen unbequemen, ja beklemmenden Folgen

für die, die den Schaden hatten, — die Täter entschlüpften, und dem Auge der heiligen Hermandad gelang es nicht, ihre Spur zu entdecken, die hatte ja höhere Aufgaben zu erfüllen! — mit all seinen gerichtlichen Verhören, Hausdurchsuchungen und anderen Vexationen lehrte ihn ein offenes Auge haben für die Schwächen des Rechtsstaates, in dem er geboren war. Und früh schon sollte ihn auch die Politik, die Gegenwart, die Geschichte wird, in ihre Arme ziehen, um ihn Zeit seines Lebens nicht wieder loszulassen. Die Revolution von 1830, die Frankreich und Belgien befreite, hatte eine zitternde Erregung über halb Europa ausgebreitet, die selbst unter der starren Decke des offiziellen Österreich gloste. Die Polen machten, durch diese geglückten Aufstände ermuntert und angereizt, den verzweifelten Versuch, das russische Joch abzuschütteln und die alte Freiheit des Reiches wieder aufzurichten. Gerade von denen, auf deren Unterstützung sie am meisten gerechnet hatten und rechnen durften, im Stiche gelassen, unterlagen sie nach tapferem Widerstande dem mächtigen Gegner. Im November 1831 war alles zu Ende. Scharenweise strömten die Insurgenten über die Grenze, überall Schutz, Rat und tatkräftige Hilfe findend. War doch, wie früher für Griechenland und die Bestrebungen der „Hellenen", so diesmal die Begeisterung für die polnische Sache nicht gering gewesen. Freilich wuchs diese Teilnahme über eine weit verbreitete Sympathie nicht hinaus, die allerdings nur den Geschlagenen, Versprengten zugute kommen konnte, welche man aufnahm und nach kurzer Rast weiterbeförderte. Auch der Knabe Moritz hatte seinen Teil an diesen Bewegungen und Erregungen, die Erzählungen des Vaters von den unglücklichen Polen, die Szenen, die er mit eigenen Augen sah, erpreßten ihm Tränen, raubten ihm gar oft den kindlichen Schlaf. „Ich war ein Kind, als Polen fiel", sang er später.

Während seines Aufenthaltes an der Piaristenschule zeigten sich auch die ersten Spuren poetischer Begabung: er war fünfzehn Jahre alt, als er seine Mutter mit einem versifizierten Glückwunsche erfreute. Doch schwebten ihm auch schon größere Pläne vor, ein ganzes Heldengedicht mit allem Rüstzeug der epischen Waffenkammer, eine Johanna d'Arc — in lateinischen Hexametern! Wie er denn damals ziemlich

flüssige lateinische Verse schrieb, zum Entzücken seiner Lehrer, der frommen Patres, die sich von dem Talent ihres Zöglings große Dinge versprochen haben mögen. Glücklicherweise hat er diese etwas sonderbare Neigung, an der sich immerhin sein Formgefühl gefestigt haben mag, nicht lange kultiviert. Neue Anregung gewährte ihm der Verkehr mit Leopold Kompert, der vom gleichen Drange erfüllt war. Sie teilten die stolzen und behüteten Geheimnisse ihres Innenlebens während der letzten beiden Jungbunzlauer Leidensjahre. Die spärliche Anthologie deutscher Dichtung, auf welcher sich der Unterricht aufbaute und welche noch nicht über Klopstock, Lessing und Goethe hinausreichte, gab ihnen doch neue Vorbilder und Ziele: „Sie versuchten im Wettkampf ihre Kräfte, und ehe sie noch die Regeln der Prosodie kannten, entstanden Balladen, Romanzen, Elegien u. dgl., die sie sich zu gegenseitiger Beurteilung, wahrscheinlich auch zu gegenseitiger Bewunderung vordeklamierten.“ Der letzte Jahrgang der Schule, nach damaligem, uns heute seltsam anmutenden Gebrauche die „Poesie“ genannt, brachte unsern Poeten doch noch einen Moment des Triumphes, dessen sich Kompert immer mit Vergnügen erinnerte. „Pater Felix Rohn, Professor der ‚Poesie‘, hatte, um seine Schüler in den Regeln der deutschen Prosodie praktisch zu üben, ein Thema zur freien Bearbeitung aufgegeben. Wer beschreibt nun das freudige Erstaunen der beiden Knaben, als sie der Professor mitten im Kollegium mit ernster inquisitorischer Miene fragt, ob sie ihre Gedichte nicht aus Hölty oder Matthisson abgeschrieben hätten? Sie beteuerten, daß ihre Gedichte ihnen ganz angehören und daß sie dieselben ohne Mithilfe ausgearbeitet hätten, und als der Lehrer dies endlich glaubte, gab es nichts, was sie in diesem Augenblicke, wo ihre dichterische Begabung eine so bedeutsame indirekte Würdigung erfuhr, höher anschlugen.“ Doch ist uns von dieser ganzen Gymnasiastenpoesie nicht ein Sterbenswörtchen erhalten. Indessen, ein Anfang war nun einmal gemacht, und da er seine Kraft erprobt, kam es nur auf die Gelegenheit an und war es nur eine Frage der Zeit, sie zu stärken. Mehr noch als diese schülerhaften Versuche trug der Einfluß Isidor Hellers zur Entwicklung der jungen Geister bei. Ein geborener Jungbunzlauer, war er weit älter als die beiden Freunde und durch mancherlei Widrigkeit über

seine Jahre gereift. Sein Vater hatte den sehr zum Skeptizismus Neigenden zum Rabbiner bestimmt. Nur unter Kämpfen löste er sich von diesen aufgezwungenen Pflichten. Er hatte sich dann in vielerlei Dingen versucht und auch schon in die Leipziger literarische Küche gerochen. So war er seinen jungen Freunden in diesen Kenntnissen weit überlegen. In der Enge seines väterlichen Hauses war ihm der Umgang mit den beiden Hörbegierigen erwünschte Zerstreuung. „Durch ihn, in dessen Hause sie jede müßige Stunde zubrachten, erfuhren sie zuerst, daß es außer Klopstock, Lessing, Hölty und Salis noch eine neuere Literatur gebe; von ihm hörten sie zuerst die Namen Heine, Börne, Anastasius Grün, Lenau. Heller las aber auch seine eigenen Arbeiten vor und forderte zur Beurteilung derselben auf. All das wirkte auf die beiden Knaben in höchst anregender Weise und gab ihnen eine erhöhte Stimmung, die sie mit leuchtenden Augen unter ihren Genossen herumgehen ließ."

All diese Aussaat fiel bei Hartmann in aufnahmswilligen Boden. Die „Lust zu fabulieren" scheint in seiner Familie erblich gewesen zu sein. Schon vom Vater wird berichtet, daß er mit den Geschichten, die seinem beredten Munde entströmten, all die großen und kleinen Sorgen bei Klein und Groß siegreich in die Flucht schlug. Seine größte Freude in den Freistunden der Feierabende bestand im Geschichtenerzählen, und hierin soll er's geradezu zur Meisterschaft gebracht haben. Moritz erinnerte sich dieser Stunden später mit Vergnügen. Besonders eine Szene war ihm tief ins Gedächtnis gegraben. Die kleine Litawka war wieder einmal aus ihrem schmalen Bette ausgetreten und drohte die Häuser des Dörfchens zu überschwemmen und fortzureißen. Die Aufregung war groß und wuchs mit jeder Minute, während man bang das Steigen des Wassers beobachtete. Besonders die Kinder konnten natürlich keine Ruhe halten, ihre Neugier und Angst war erwacht, an Schlaf — es war Nacht — nicht zu denken. Da griff der Vater zu dem bewährten Hausmittel, dem Geschichtenerzählen, und während alles ihm bis zum Morgen gespannt lauschte, war die Gefahr glücklich beseitigt. Auch auf den Sohn ist dies Improvisatortalent übergegangen, und seine gesprochenen Erzählungen sollen nicht die schlechtesten gewesen sein, die er produziert. Wie dem

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] andern
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] aber
[illegible]
[illegible]
[illegible] fühlen, und
[illegible]
[illegible] Sagen, aber
[illegible] Feuer
[illegible] nicht
[illegible]
[illegible] Schatz [illegible]
[illegible]
[illegible] der [illegible]
[illegible] fand, [illegible] seinem [illegible]
[illegible] sollte. Er
[illegible] das [illegible],
[illegible]

Zu S. 16.



Hartmanns Geburtshaus in Duschnik an der Litawka (bei Pribram).

II.

Auf der Prager Universität.

So hatte denn der Piaristenschüler die geistige Fastenzeit zu Jungbunzlau glücklich überstanden. Er hatte die vier „grammatischen“, die eine „humanistische“ Klasse mit Auszeichnung absolviert und war nun, am 7. August 1837, »ad studia alibi continuanda« entlassen worden. Die Schule hatte er damit hinter sich und die Frage der Berufswahl trat zum erstenmale an ihn heran. Der Vater hätte ihn gern zu sich in sein Geschäft genommen, dem er eine größere Ausdehnung zu geben strebte. Und dazu hätte er den anschlägigen, offenen Kopf und die anstellige Geschicklichkeit seines jüngeren Sohnes gar gut brauchen können, denn Karl, der ältere, war kein großes Kirchenlicht, seine praktische Verwendbarkeit zu des Alten Ungeduld nicht eben weit her. Die Mutter indessen, die ihres Lieblings Neigungen und Fähigkeiten besser zu beurteilen und höher zu werten wußte, steckte sich mit ihm zusammen, und ihre kleine Fronde führte bald zum erwünschten Ziel: der Vater gab nach.

Es ward beschlossen, daß Moritz, nach Absolvierung der beiden philosophischen Jahrgänge, sich dem Studium der Medizin widmen sollte. Der Januar 1838 findet ihn in Prag, die in altertümlichem Latein ausgestellte Immatrikulations-Urkunde, die ihm Rechte und Pflichten des akademischen Bürgers verleiht, weist das Datum des fünfzehnten. Indessen scheint er gleichzeitig auch noch einen Gymnasialkursus durchgemacht zu haben: die Zeugnisse für die zweite humanistische Klasse, die eigentlich — denn das damalige Gymnasium hatte

sechs Klassen — erst den Universitätsbesuch ermöglichen, tragen die Unterschriften des Prager Neustädtischen Gymnasiums und das Datum Oktober 1838. Auch sind alle späteren Zeugnisse mit dieser Hypothese leicht in Einklang zu bringen. Dieses Jahr findet sich in seine Studien nicht eingerechnet, er scheint trotz dem prunkenden Matrikelscheine die Gelehrsamkeit strotzenden auditoria der altehrwürdigen alma mater nicht betreten zu haben. Was den Grund dieser Ortsveränderung bildete, der ihn seine Studien in Jungbunzlau unter der väterlichen Obhut der Piaristen und der großväterlichen des alten Spitz so brüsk abbrechen ließ, das festzustellen, dürfte heute kaum mehr möglich sein, ist auch schwerlich von Bedeutung. Gewiß ist, daß Reise nach und Aufenthalt in Prag sehr gegen den Willen seiner Eltern erfolgte, zu denen er hierbei zum erstenmale in einen ernsten Gegensatz geriet. Vielleicht genügt die Annahme, daß sein beständig wachsender Wissensdurst, der unter geistlicher Anleitung ja so wenig Befriedigung fand, ihn hinter Klostermauern nicht mehr duldete. Er täuschte sich allerdings gröblich, wenn er erwartete, die Prager Universität werde ihm mehr Bildungselemente zuführen. Doch die größere Bewegungsfreiheit, die vermehrte geistige Anregung der Landeshauptstadt trug zur Erfüllung seines Sehnens bei.

Die Stadt war ihm keineswegs mehr unbekannt. Hatte er doch schon das erste Jahr seiner Gymnasialstudien hier zugebracht: ein Kind war er von ihr weggezogen in das großväterliche Haus, dem über seine Jahre Gereiften bot sich ein verändertes Bild, er sah es mit anderen Augen, als da er hinausgegangen. Er suchte hinter den dunklen Gassen — in wie vielen Gedichten hat er nicht das „schwarze" Prag besungen — hinter den prächtigen Palästen mit der herrlichen Königsburg, dem Hradschin, diesem Zeugen einer glanzvollen Vergangenheit, an der Spitze, dem breiten Moldaustrom und all der wogenden Gegenwart ein zweites Leben, das in seinem Geist webte. Sein Blick hatte sich für die Spuren der Geschichte geschärft, und alles gewann nun für ihn doppelte Bedeutung. Die Vergangenheit sah er in goldener Verklärung, die Gegenwart schien ihm gegen sie so klein, verblaßt und erbärmlich. Wenn er in dem „steinernen alten Geschichtsbuche Prag" herumspürte, welche

Bilder drängten sich seinem trunkenen Blick zur Gestaltung auf! Wandelte er nicht hier auf dem Boden, der den Anfang jener großartigen Erhebung gegen despotischen Zwang gesehen? Winkte nicht dort der Turm, von dem aus Rudolf dem Nachthimmel seine dunklen Geheimnisse abzulesen sich gemüht? Besonders seine rätselhafte Erscheinung mußte ihm anziehend sein. Und vielleicht ist es nur ein Zufall, daß sich hier sein Weg nicht mit dem jenes Größeren kreuzte, dessen Auge die Tiefen der Seele des unglücklichen Habsburgers durchdrang. Es wollte sich ihm das Bild nicht gestalten, das ihm „im Kopfe herumspukt". Aber nach Dezennien noch verdichteten sich ihm diese Eindrücke zu einer Ballade.

Und nun fand er auch Genossen seiner Träume, seiner Kämpfe. Der eine humanistische Jahrgang lag bald hinter ihm, von gymnasialen Leiden fühlte er sich frei. Jetzt wollte er die neugewonnene Freiheit, doppelt süß, gründlich auskosten. Dieses Gefühl trieb ihn hinaus, nicht in der Enge des väterlichen Hauses seine Ferien zu verbringen. Weite Strecken Norddeutschlands durchwanderte er, zu Fuß von Ort zu Ort ziehend, fröhlich und mit aller Abenteuerlust des Siebzehnjährigen. Der Rückweg führte ihn nach Leipzig, wo er gar zu gern geblieben wäre, die Universität zu besuchen; doch hatte er keinen Aufenthaltspaß und mußte widerwillig seine Rückreise fortsetzen. So traf er zu Semesterbeginn wieder in Prag ein, reich an Erfahrungen und Erinnerungen. Und nun konnte das Studieren beginnen. Freilich, von einem fröhlichen Burschenleben war nicht die Rede. Dazu war innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle wie außerhalb alles viel zu sehr reglementiert. Vor einem frisch-freien Studentenlied hatte man Angst; es hätte ja den Staub aus den wohlweisen Staatsperrücken herausjagen können. So war das Singen von Burschenliedern verboten; war das Tragen von Band und Mütze verboten; waren Aufzüge und Kommerse, Kneipen und Schoppen verboten; kurz es war alles verboten, was nicht direkt erlaubt war und das war wenig. Jedes Zusammentreten zu Verbindungen, Vereinen oder gar den doppelt und dreifach verpönten Burschenschaften war natürlich strengstens untersagt. Wer diese Gesetze, deren Befolgung mit allen Mitteln überwacht wurde, im geringsten zu

verletzen wagte, dem drohte schwere Strafe. Hiedurch war natürlich alle Poesie ungebundener Burschenherrlichkeit von vornherein vernichtet. Man suchte das Studentenleben ganz auf die Universität zu beschränken; es sollte sich in der Hauptsache im Hörsaal abspielen, dessen pünktlicher Besuch zur ersten Pflicht gemacht war. Ein häufiger Namenaufruf erleichterte dem Dozenten die Kontrolle, und dem ging es übel bei den Prüfungen, dem öfteres Fehlen durch diese Methode nachgewiesen war, wenn er nämlich überhaupt zugelassen und nicht einfach, kurzer Hand abgewiesen, zur Wiederholung des Kursus gezwungen wurde. Bevor man zu den eigentlichen Fachstudien zugelassen wurde, hatte man noch die beiden sogenannten philosophischen Jahrgänge zu absolvieren, die, den heutigen obersten Gymnasialklassen etwa entsprechend, mit einem etwas weiteren und doch, wie beschränkten Gesichtskreis Philosophie und Ästhetik, Mathematik und Philologie, Religion und Physik und leider, auch österreichische Staatengeschichte in sich zusammenfaßten. Und wie wurde dies alles vorgetragen! „Die philosophischen Jahrgänge" erzählte Hartmann später, „durch die man hindurch mußte, um zu einem Brotstudium zu gelangen, . . . waren ganz danach eingerichtet, dem jungen Menschen allen Geschmack an Spekulation und Wissen zu verderben. Die Philosophie dieser philosophischen Jahrgänge waren eine Schulphilosophie des 17. Jahrhunderts, wie sie in feststehenden Formeln die Jesuiten vorgetragen hatten, und für die Kant, Fichte und Hegel nicht existiert hatten." Staatlich zensurierte und beglaubigte Lehrbücher, die Professoren auf dem Katheder unter Aufsicht, damit sich ja keine staatsgefährliche Doktrin einschleichen könne, streng an ihre Kompendien gebunden. Und es kostete sie nur wenig Gewissensbisse, ihren Hörern diese regulierte Weisheit vorzusetzen. Dafür ward desto genauer darauf geachtet, daß ja kein Wörtchen der kostbaren Lehre verloren gehe und auch alles schwarz auf weiß nach Hause getragen werde.

So sah damals Lehr- und Lernfreiheit aus. Dieses geistige Exerzierreglement hatte freilich das Verdienst, dem Staate in seinem Sinne brauchbare Beamte zu liefern, die jedem Befehle gehorchten, ohne sich viel Skrupel zu machen. Es ist indessen nicht schwer sich vorzustellen, wie dies auf einen

unabhängig nach Wahrheit und Erkenntnis strebenden Kopf wie Hartmann wirken, mit welchem Mißbehagen, Abscheu, ja später geradezu Ekel es ihn erfüllen mußte. So zog er sich mehr und mehr auf sich selbst zurück und lauschte den Stimmen, die gerade in dieser Zeit trostloser Öde in seinem Innern erwachten. Und jetzt fand er auch Freunde, Genossen in Gesinnung und Streben, die sich eng an ihn anschlossen. Der in Teplitz geborene Alfred Meißner, ihm gleich an Alter und Neigungen, ward ihm vor Allen vertraut, in friedlichem Wettstreit mit ihm und gegenseitiger Aneiferung bildete er sich zu dem aus, als der er nur wenige Jahre später fertig vor uns steht. Friedrich Hirschl, der Ungar, der sich später vollständig magyarisierte und den Namen Szarvady annahm, und die älteren Friedrich Bach, der schon Mediziner war, und Isidor Heller, beide schon als „Poeten" auch außerhalb ihrer vier Pfähle bekannt, gehören mit zu dem kleinen Kreise, der sich außerhalb des Klementinums, wo die vier- bis fünfhundert Studenten des „ersten philosophischen Jahrganges" zusammen die Bänke drückten, für die unbefriedigende Trockenheit von Lehrplan und Vortrag nach Kräften, und soweit es der schmale Geldbeutel erlaubte, zu entschädigen suchte. „Flotte Jungen, die etwas von den deutschen Studenten läuten hörten, sich wohl auch dann und wann an die alte verschollene Herrlichkeit der Prager Studentenschaft erinnerten, sich vom Staatsschulentum emanzipierten und auf eigene Faust ein flottes Studentenleben führten. Sie schwänzten von Zeit zu Zeit das Kollegium, zechten wacker, begnügten sich nicht mit der österreichischen Philosophie" . . . So hat uns Szarvady, der selber mittat und darum am besten Bescheid wissen mußte, in flüchtigen Strichen ein Bild jener Tage festgehalten. Die durch ihre Schicksale merkwürdigste Erscheinung des Kreises war wohl Isidor Heller. Den hatte inzwischen sein Drang nach Abenteuern auch aus der idyllischen Ruhe Jungbunzlaus aufgescheucht. Er verließ das Land, wanderte durch Deutschland und Frankreich, um in Spanien in den Reihen der Cristinos für eine liberale Verfassung zu kämpfen. Doch kam diese Absicht nicht zur Ausführung: von den Werbern als schwächlich zurückgewiesen, blieb er, dem Verschmachten nahe und sich nur durch Sprachunterricht und Schreiberdienste kümmerlich

nährend, in einem kleinen französischen Städtchen hängen, bis ihn der Anblick deutscher Lettern aus den Banden eines Liebesverhältnisses, das er im fremden Lande angeknüpft, befreite. So rückte er eines Tages wieder in Prag ein, wo er sich mit Müh und Not durchbrachte, immer in Schulden steckend und immer bereit, die Stadt zu verlassen, wenn die Gefahr ihren Höhepunkt erreichte.

Eine ganz andere Natur war Friedrich Bach, der „Sensitivus": ein Mensch, der allem Überschwang und Enthusiasmus der Freunde skeptisch, ja ironisch gegenüberstand, von einer Schärfe in Urteil und Kritik, die selbst für seine besten Freunde oft etwas Verletzendes hatte, das er keineswegs zu mildern bestrebt war. Und doch war er eine feinorganisierte Seele von zarter Empfindsamkeit, eine Eigenschaft, die kundzugeben er ängstlich vermied, und die deshalb nur in seinen Dichtungen zu Tage tritt. Auf ihn passen die Worte, die Taine mit Bezug auf Wordsworth gebraucht, bis in jede Einzelheit, sie charakterisieren die Art seiner Dichtung aufs Glücklichste, jene sonderbare Mischung tiefsinniger Stimmungen und Betrachtungen: „Er erblickt Erhabenheit, Schönheit, Lehren in den kleinen Begebenheiten, aus denen das Gewebe unserer trivialsten Tage entsteht. Er braucht, um erregt zu werden, weder glänzende Schauspiele noch außerordentliche Handlungen. Der blendende Glanz der Leuchter, die theatralische Pracht würden ihn abstoßen; seine Augen sind zu zart, an milde und eintönige Farben gewöhnt. Er ist ein Dichter der Dämmerung." Auch auf Hartmann war diese stille Naturpoesie, die sich formell an Rückert gebildet hatte, von tiefer Wirkung, welche in Gedichten wie „Narcissus", „Am Bache", und noch dem späteren „Jubel" deutlich zu Tage tritt. Er sagt selbst in einem Gedicht an Bach:

Dein-Erkenntnis war's, das mir im Herzen tief
Wie erstes Lenzeswehn, gar manche Lieder rief.

Ein seltener Gast war Josef Rank, der nach langer langsangsamer Entwicklung seinen Weg fand. Er ging bald nach Wien, wo er durch die Publikation seiner Erzählungen aus dem Böhmerwald den ersten entscheidenden Erfolg erzielte.

Dies waren die Glieder des intimen Kreises, der sich in der kleinen, dunkeln, räucherigen Kneipe in der Zeltnergasse zusammenfand. „Der rote Turm, ein Kaffeehaus der Mäkler, Krämer und Kadetten, war zugleich der Zufluchtsort der Poesie, dahin sie sich vor der Journalistik und Prager Publizistik rettete.“ Da wurden die Neuerscheinungen des Tages besprochen, von denen die für unsere Gesellschaft wichtigste die „Sensitiven“ Bachs waren. Sie mußten nach der Ansicht aller unbedingt eine Umwälzung auf dem deutschen Parnaß hervorrufen und stiegen doch fast ohne Sang und Klang zum Orkus hinab. Da wurde politisiert und spintisiert, man war radikaler als radikal, zog für die rote Republik vom Leder und fegte Monarchien über den Haufen, daß es nur eine Art hatte. Hiervon hielt sich Bach abseits, der von Politik nichts wissen wollte und seinen Freunden dergleichen „Abschweifungen“ sehr verübelte. Dann nannte er die Gefährten verächtlich, in Bewußtsein seiner paar höheren Jahre, „junge Leute“, ein Vorwurf, gegen den Meißner und Hartmann, die jüngsten der Korona, aus Leibeskräften protestierten. Doch half ihnen das wenig. Sie steckten noch zu tief in der Romantik „mit ihrer ewigen Begeisterung, mit ihrer Lust nach Abenteuern, mit ihrer Sehnsucht nach frischerem, bewegterem Leben“, als daß der doch schon etwas blasierte Bach nicht fortwährend Anlaß zu seinen Spötteleien gehabt hätte. So hörte das Plänkeln niemals auf. „Hartmann machte schon damals Pläne, wie er den Staub der Schule von den Füßen schütteln und als irrender Ritter die Lande durchziehen wollte. Meißner suchte seine Welt in alten sonderbaren Büchern und phantastischen Philosophen. Er besaß eine große von Altvordern ererbte Bibliothek, in der er wühlte und aus der er jede Woche irgend einen sonderbaren Heiligen à la Jakob Böhme ans Tageslicht förderte. Dann suchte er auch uns zu seinen neuentdeckten Systemen zu bekehren und dozierte beim roten Turm wie ein begeisterter Apostel.“ So waren die beiden Freunde noch stark von romantisch-mystischen Illusionen beherrscht und Bachs Ironie insofern nicht unberechtigt.

Meißner vertrat eigentlich am meisten das literarische Element im Kreise. Aus einer feingebildeten Familie stammend, die durch seinen Großvater August Gottlieb Meißner

schon nicht unbedeutend in der deutschen Literatur vertreten war, hatte er eine vorzügliche Erziehung genossen. Seine Mutter war eine Schottin von Geburt. So war er in der englischen Literatur ebenso zu Hause, wie in der deutschen, und machte für Chatterton, Savage, Shelley, Elliott, Keats u. s. w. unter den Genossen eifrig Propaganda. Mit Marlowes Faust machte er sie bekannt, und überraschte sie an manchem Abend durch den Vortrag altenglischer und schottischer Balladen; denn Percy war damals seine Lieblingslektüre. So war sein Einfluß auf die Gedankenrichtung seines Freundes der größte, wenn auch Hartmanns Lebensauffassung eine andere war und er aus Büchern nichts lernen mochte, sondern die eigene Erfahrung über alles Geschriebene und Gedruckte stellte. „Er war ewig von Abenteuern umgeben und führte ein stets bewegtes Leben, wie sehr es auch äußere Umstände und seine Hofmeisterei zu beschränken suchten. Man las damals Laubes junges Europa und nannte ihn nach einem der Helden Hippolyt. Man glaubte ihn damit zu ärgern, aber es war ihm vollkommen recht.“ Hippolyt ist der Hauptheld des ersten Teiles dieses groß angelegten Romanzyklus, der „Poeten“. „Er stellt in seiner stattlichen Erscheinung den genußsüchtigen aristokratischen Lebemann, den Liebeshelden par excellence dar, welchem die Damenherzen unwiderstehlich zufliegen.“ (Mielke). So ergänzten sich die beiden in Wissen und Wesen recht glücklich. Hartmann führte den „blonden Freund“ der neueren Literatur, den Stubenhocker dem Leben, den Grübler politischem Denken zu. Als Meißner in späteren Gedichten sich einer byronischen Melancholie hingibt (Einsamkeit), verkündet er ihm, daß Natur mit sonnenhellen Blicken die Nacht durchleuchte. (An Meißner.)

War es Hartmann bisher materiell nicht zum Besten gegangen, hatte er zufrieden sein müssen, wenn er sein knappes Auskommen fand, so trat besonders gegen Ende seines ersten Prager Studienjahres eine bedeutende Verschlechterung seiner Verhältnisse ein. Der Vater hatte ihn schon vorher kärglich genug ausgestattet; und die Erzählung, daß er ihm mit jedem Gulden, den er ihm doch endlich zustecken mußte, die Ermahnung mit auf den Weg gab, ja ein frommer Jude zu bleiben, scheint mir sehr glaublich.

Wie war es aber in Wahrheit mit Hartmanns „Judentum“ bestellt? Es ist nicht weiter verwunderlich, daß für einen so frühreifen Geist, wie Moritz, auch die Religion keine Schranke mehr bildete, vor der sein Grübeln Halt gemacht hätte, daß er sich bald seine eigenen Gedanken über die ewigen Probleme machte, die sich ebensowenig in die dogmatischen Grenzen des Judentums wie irgend einer anderen Konfession zwingen ließen, sondern nach der einsamen Höhe strebten, auf der das befreite Individuum mit seiner Gottheit allein ist. Und so fand er sich in der Lage seines kindischen Helden Adam, des reinen Toren, dessen unschuldvollen Naturgottesdienst er, wohl in Erinnerung der eigenen inneren Kämpfe schildert:

Als ich zum erstenmal in den Büchern las, daß die Wilden
Beten zu Sonn und Mond, zu Sternen und Bäumen und Blumen,
Wohl gefiel mir die Art, zu verehren die waltende Gottheit;
Denn es schienen mir Pflanzen und Stern ihr lieblichster Ausdruck
Und des belebenden Hauchs überzeugendste Offenbarung.
Also stahl ich als Kind oft hinaus in den brausenden Wald mich,
Wo einen mächtigen Baum ich verehrte mit gläubiger Andacht.
Vor ihm betete ich und brachte ihm mancherlei Opfer,
Meist eine köstliche Frucht, die ich von der Mutter bekommen.
Oftmals war's ein Stern, und manchmal war es der Quell auch;
Denn es wechselte oft die Gottheit meiner Verehrung,
Je nachdem ich in weiter Natur wo Schönes entdeckte,
Das mir groß und göttlich erschien. So trieb ich es lange.

Doch bald war auch diese Übergangszeit, in der er noch nach Klarheit des Erkennens rang, überwunden; und eines Tages, wohl nach einer solchen Waldandacht, schleudert er die Gebetriemen, die der fromme Jude beim Beten anlegt, von sich, seitwärts, ins Gebüsch: eine symbolische Handlung, mit der er die Fesseln des Glaubens abzustreifen wähnte. Er war damals dreizehn Jahre alt, und nur mit Mühe zu den in diesem Alter bei den Juden üblichen religiösen Zeremonien der Konfirmation zu bewegen gewesen. Was der alte Rabbiner, freisinnig, wie er war, aber nicht freigeistig, zu dieser Emanzipation seines Enkels sagte, der damals noch dazu in seinem Hause weilte, wird uns allerdings nicht gemeldet.

Wie mußte ihn bei solcher Gesinnung jeder mit derartigen Zusprüchen gewürzte Bissen im Gaumen würgen! Später mögen dem Vater auch diese Groschen als eine Verschwendung vorgekommen sein. Er hatte sein für die große Familie — hatte er ja sieben Töchter zu versorgen — nicht bedeutendes Vermögen in harter Arbeit erworben und liebte es, das Seinige beisammen zu halten. „Er scheint," schreibt Meißner, „dem Grundsatz gehuldigt zu haben, die Söhne müßten, wenn sie das siebzehnte oder achtzehnte Jahr erreicht, selbst sich durchzubringen lernen." Der geringe Notpfennig, den ihm die Mutter von den kärglichen Ersparnissen ihres Wirtschaftsgeldes zukommen lassen konnte, reichte selbstverständlich zu seinem Unterhalt in der teuren großen Stadt nicht im Entferntesten aus. So hieß es denn die goldene Freiheit mit dem Joche des Broterwerbs vertauschen. Das nächstliegende Auskunftsmittel für arme Studenten war die Annahme des Postens eines Hofmeisters oder Erziehers in einer wohlhabenden Familie. Diesen Weg schlug auch Hartmann ein, und zu Anfang des Jahres 1839 finden wir ihn als wohlbestallten Hofmeister in der Familie des begüterten Kaufmannes Mauthner, eine Stellung, die er bis zum Ende seines Prager Aufenthalts mit Aufopferung und Pflichttreue ausfüllte. Er lebte nun ganz im Hause seines Arbeitsgebers, das er außer den Kollegienstunden und den täglichen Spaziergängen mit seinen Zöglingen — einem Knaben von neun und zwei Mädchen von zwölf und elf Jahren — nur selten verlassen konnte. Hatte er jetzt doch den größten Teil seines Tages dem Unterricht der ihm anvertrauten Kinder zu widmen; der Abend mußte da natürlich mit eigenen Studien ausgefüllt werden. In Geschichte, Geographie und Literatur sollte er unterweisen, Gebiete, in denen er selbst schon, allerdings nicht von der Schule her, sich gediegene Kenntnis hatte zu eigen machen können. Und der Unterricht in diesen Lieblingsfächern war ihm nicht Arbeit, der er sich pflichtmäßig, da er dafür bezahlt war, zu entledigen hatte, er war ihm oft mehr Vergnügen und Herzenssache. Schwebte ihm doch damals eine Dozentur oder Professur der Geschichte als höchstes Ideal vor, dem er emsig nachstrebte. So bewährte sich der Lernende als Lehrer im höchsten Maße. Besonders an der Entwicklung des Knaben, dessen reiche Be-

gabung in der seinen ähnliche Bahnen lenkte, konnte er seine Freude haben. Mit welcher Genugtuung mochte er sich später erinnern, den Quell der Poesie im Busen seines Schülers erweckt zu haben. Wenn auch das Leben diesen Born in Josef Mauthner nicht so reich strömen ließ, wie er dem Herzen seines Lehrers entquoll.

Seinen eigenen Plänen konnte er bei dieser Lebensweise allerdings nur wenig Zeit widmen. Trotzdem sehen wir ihn in dieser im Ganzen äußerlich wenig befriedigenden Zeit zum erstenmale seinen inneren Beruf enthüllen. Hatten wir schon Gelegenheit, frühe Keimansätze zu beobachten, so war ihm doch erst durch Bekanntschaft mit den Gedichten Lenaus Begriff und Aufgabe der lyrischen Dichtung klar geworden. Er selbst erzählte einmal, wie er über Feld gegangen, als ein Windstoß ihm ein bedrucktes Blättchen Papier zutrieb: es enthielt Fragmente des Lenauschen Gedichtes „Die Wolke". Dies machte einen so gewaltigen Eindruck auf sein Gemüt, daß er nicht eher ruhte, als bis er im Besitze eines Bandes Lenau die erwachte Lust befriedigen konnte. Lenau war seitdem der Dichter, dem er am meisten nachstrebte. Doch dauerte es noch lange bis er sich zu öffentlichem Auftreten entschließen konnte. Und wer weiß, ob er sich schon in dieser Zeit, die ihm in ihrer Gebundenheit so wenig Anreiz bot, dazu hätte bereit finden lassen, wäre nicht ein Anstoß von außen erfolgt. Das Jahr 1837 brachte ein für die deutsche Literatur in Böhmen bedeutungsvolles Ereignis. Durch die Tatkraft Rudolf Glasers, Bibliothekars eines der größten Prager Institute und Schriftstellers von ziemlicher Bedeutungslosigkeit, wurde eine Zeitschrift ins Leben gerufen, die sich die Pflege neuerer Literatur zur besonderen Aufgabe machte.

Zwanzig Jahre früher hatte Wenzel Hanka durch den Aufsehen erregenden Fund der berühmten Handschrift von Königinhof — die, wie heute mit unumstößlicher Gewißheit feststeht, von dem ehrgeizigen Gelehrten in eigener Regie hergestellt worden ist — den Grund zu national-tschechischer Sprachforschung gelegt, den Glauben an eine der deutschen ebenbürtige alte versunkene Literatur geweckt. So war eine zu immer größerer Intensität sich steigernde nationale Bewegung der böhmischen Slaven entstanden, eine Bewegung, die anfangs absolut keinen feindseligen Gegensatz zum Deutsch-

tum in sich barg. Ein friedlicher Wettbewerb entwickelte sich. Man wollte zeigen, daß man auch etwas leisten könne, daß die Sprache, die bisher sich fast nur unter den Bauern erhalten hatte, die sich in den gebildeten Kreisen nur langsam und allmählich Terrain erobern konnte, auch eine Literatur hervorzubringen imstande sei, die sich der deutschen an die Seite stellen ließ. Man arbeitete mit fieberhaftem Eifer. Jedes kleine Talent ward sorglich gehegt und gepflegt und großgezogen, für jede Leistung ward übermäßig in die Ruhmesposaune gestoßen. Nachahmungen und Übersetzungen gediehen und erhielten bereitwillig neben den Originalen ihren Platz. Der beklagenswert frühe Tod eines Talentes, wie Macha, wurde als Nationalunglück betrauert: man hatte schon angefangen, sich einzureden, der neuen tschechischen Literatur werde in ihm ein Byron erstehen, mit dem man ihn vorzeitig in Parallele gestellt hatte, da er in der Tat verwandte Stimmungen mit großer formaler und sprachlicher Gewandtheit darstellt, ohne jedoch Byrons Gedankentiefe zu besitzen. Immerhin hatte man sich schon in einen Traum vor Größe und Herrschaft auf dem Gebiete der Weltliteratur eingelullt, der der Wirklichkeit nicht entsprach und die Tatsachen nicht anerkennen wollte. — Natürlich war es, daß man sich mit liebevollem Fleiß in das Studium der Vergangenheit vertiefte, dem ja, durch Hanka, die ganze Bewegung eigentlich ihre Entstehung verdankte. Alte Chroniken und Urkunden wurden ans Licht gezogen. Man hatte bisher die Geschichte des Landes fast nur durch die Brille spärlicher deutsch-professoraler Geschichtsschreibung gesehen; halb sagenhaft lebte die Überlieferung großer Tage fort. Was nun erfolgte, war nur eine natürliche Reaktion, die in dem bedeutenden Geiste Palackys einen berufenen Vertreter fand. Er war wie kein zweiter geschaffen, die historischen Tatsachen von Schlacke und Moder zu reinigen, die spätere Generationen oft nicht ohne eigensüchtige Interessen darüber gebreitet. So rekonstruierte er ein Bild der Vergangenheit, ideal in Kraft, Glanz und Größe, das zwar oft die Tendenz nicht bergen kann, nichtsdestoweniger aber oder gerade deswegen den jubelnden Beifall seiner Volksgenossen hervorrief; das war es ja gerade, was man brauchte, was bisher noch abging. Nun erst hatte man für die neuen Bestrebungen eine historische Basis ge-

funden, konnte mit ihnen an die Vergangenheit anknüpfen und sie als ein Werk ausgleichender Gerechtigkeit hinstellen. Nun erst kannte man die Geschichte dieser Unterdrückung nach heroischem Kampfe um Glaubensfreiheit und Toleranz, nach kurzer nationaler Selbständigkeit und Blüte. Man konnte auf die Leistungen der Vergangenheit hinweisen und kraftvolle Ansätze als von dem brutalen Sieger unterdrückt betrauern. Keiner konnte sich der Logik und Konsequenz der Palackyschen Forschungen entziehen. Deutsche und Tschechen bliesen dieselbe Melodie, ja jene bestärkten diese noch in ihrem erwachten nationalen Selbstgefühl. Als ob sie in dem Staate, über dessen Druck und Vergewaltigung die Tschechen sich mit Fug beklagten, auch nur das geringste Mehr an Rechten gehabt hätten, und nicht vielmehr alle Ursache, an sich zu denken und den Strauß in eigener Sache durchzufechten! Eine Spaltung trat erst ein, als neben den nationalen die politischen Fragen das öffentliche Leben beherrschten. Die Hoffnungen und Wünsche der Deutschen gravitierten selbstverständlich nach Frankfurt, von wo aus die Tschechen, die da natürlich eine verschwindende Minorität gebildet hätten, für sich nichts erwarten konnten. Es schien daher von ihrem Standpunkte aus die einzig vernunftgemäße Politik, von nun an überall und in allen Stücken zu den Deutschen in die schroffste Opposition zu treten, das Deutschtum als antidynastisch hinzustellen und Österreich für ihr Lager zu reklamieren. Die Zukunft zeigte, wer den wahren Vorteil von dieser Sachlage hatte. Die Deutschen aber, die ursprünglich die tschechische Organisation schaffen halfen, sind von dem Vorwurf nicht ganz frei zu sprechen, daß sie an dem Grabe mitgeschaufelt, in das ihre Gegner die germanische Vorherrschaft in Böhmen versenken möchten.

Was das Verhalten der deutschen literarischen Talente Böhmens betrifft, so ist hierbei noch folgendes zu bedenken. Eines der Hauptverdienste der romantischen Schule hatte in dem Zurückgehen auf nationale Stoffe bestanden. Damals erst hatte man Begriff und Bedeutung des Wortes Nationalliteratur im Gegensatz zur Weltliteratur richtig und glücklich gefaßt. Und schon die Romantiker hatten in böhmischen Sagen reiche Anregung gefunden. Diese Keime waren nicht verloren gegangen, der ungeheure Einfluß, den das Vorbild der

jüngeren Romantiker auf die heranwachsende Schriftstellergeneration ausübte, als man in ihrem Stammlande schon längst über sie zur Tagesordnung übergegangen war, machte sich auch in der Wahl der Stoffe, die bearbeitet wurden, geltend. Böhmische Sage und Geschichte ist vorwiegend, in allen Gattungen, in Drama und Epos, die Lyrik knüpft an die Vergangenheit an und die historische Novelle kommt in Schwung. So schafft der Stoffkreis zwischen Deutschen und Tschechen eine Gemeinsamkeit, die bei dem Streben nach historischer Treue und der Berührung gewisser Gedankengänge auch eine Parallelität von Stimmung und Anschauung hervorruft.

So beschaffen war die Literatur, der Rudolf Glaser in seiner Zeitschrift einen Mittelpunkt geben wollte und tatsächlich auch gab. Sie führte den bezeichnenden Titel „Ost und West", wobei der Herausgeber wohl den Goetheschen Spruch im Sinne hatte: „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen." Er will vermitteln zwischen slavischem Osten und deutschem Westen. Ihr Programm war gegen jeden sterilen Nationalitätenhader gerichtet, zu fruchtbarer Kulturarbeit rief sie beide auf, Deutsche und Tschechen, wer es nur ehrlich meinte und wem es mit seinen Bestrebungen ernst war. Denn wenn das Niveau der Leistungen der einzelnen Parteien sich erhöhte, den wahren Nutzen davon hatte doch nur die Gesamtheit, der sie zu Gute kamen. Das war eine Basis, auf der in Friedenszeiten — die vorhandenen Gegensätze sollten erst später zum Austrag kommen — Ersprießliches geleistet werden konnte. Das hieß in Wahrheit, Kultur nach Osten tragen.

Im ersten Jahrgang sehen wir denn auch eine Menge nichtösterreichischer Schriftsteller am Werke beteiligt. Alexis und Freiligrath spenden Beiträge; später treten Laube, Willkomm u. a. in die Reihe. Übersetzungen aus allen slavischen Sprachen, besonders dem Russischen, wo wiederum Puschkin und Gogol die Hauptrolle spielen, zu einer Zeit, da in fast allen anderen Journalen Sue und Dumas und deren Nachahmer unumschränkt herrschen, zeigen schon die Richtung an, nach der das Hauptinteresse von Herausgeber und Mitarbeitern gravitiert, zu dem auch das Publikum erzogen werden soll. In der Mehrzahl aber sind die Leistungen Jungböh-

mens vertreten. Bald tritt auch unsere Tafelrunde vom roten Turm in den Kreis. Bach ist's, der melancholische Grübler, der den Anfang macht mit einer Reihe von „Nachtphantasien". Ihm folgte im nächsten Jahr Heller mit zwei Novellen, sein Bestes sollte er erst im dritten Jahrgang geben, feine Charakterisierungen, die die düstere Grundstimmung der Prager Architektur trefflich wiedergeben. Vorher schon ist Hartmann auf dem Platze erschienen, ein kleines Liebesgedicht: „Der Drahtbinder", bildet sein Debut. Es trägt die Bemerkung „nach einem slavischen Lied" und ist ein anspruchsloses Liebesgedichtchen im Stile einer Volksweise. Hansgirg, der auch dem Kreise von „Ost und West" angehörte, nennt es sehr hübsch „ein Veilchen, gepflückt im Walde von Duschnik". Meißner blieb natürlich auch nicht zurück.

Für 1838 ist dies die einzige Leistung, die von Hartmann in „Ost und West" zu verzeichnen ist. Im selben Jahre hatte ein gewisser Johannes Umlauft in Prag den Versuch gemacht, eine rein belletristische Zeitschrift in kleinerem Maßstabe herauszugeben ohne höhere Zwecke und Ziele, als Unterhaltung für ein paar müßige Stunden zu schaffen. Es ist dies der „Novellist". Er hebt sich nicht aus der Menge des schon Vorhandenen heraus, arbeitet stark nach Wiener Mustern und konnte sich deshalb nicht lange halten. Von bedeutenderen Schriftstellern des Böhmischen Kreises begegnen wir hier Uffo Horn und Ignatz Kuranda, der damals seine berühmten Grenzboten noch nicht gegründet hatte. Dieser „Novellist" bringt nun auch die erste beachtenswerte Prosaarbeit Hartmanns, eine Novelle, „Die Grisette". Er versucht hier einen Charakter zu zeichnen, wie er ihm später in seinem Roman „Von Frühling zu Frühling" mit einem viel geringeren Aufwand von Worten trefflich gelungen ist. Wenn auch weder inhaltlich besonders originell, noch durch die Form Interesse erweckend, ist die Arbeit doch für die Erkenntnis der Entwicklungsgeschichte des jungen Geistes unstreitig von Bedeutung. Man kann danach einen beinahe sicheren Schluß auf seinen literarischen Ideenkreis machen, auf die Gedankenwelt, in der er lebte, wenn er sich in schriftstellerischen Träumen wiegte. Der Einfluß jungdeutscher Lektüre ist ganz ersichtlich, Gutzkows „Wally" dürfte ihm in jener Zeit nicht mehr unbekannt gewesen sein. Aber wir finden auch in der Behand-

lung des Stoffes und Stils Ansätze zu jener ironischen Kritik der Zustände, die bei den Hauptvertretern des Jungen Deutschland üblich war. Hierfür sind bei Hartmann keine weiteren Belege vorhanden. Er hat sie also nicht weiter ausgebildet, da sie nicht in seiner mehr lyrisch-reflexiven Art gelegen war. Zu selbständigem Denken, zu einer Betätigung seiner Eigenart hatte sich eben der angehende Poet, der „Adept im Reiche der Musen", wie er sich selbst einmal in richtiger Erkenntnis nennt, noch nicht durchgerungen. Man geht indeß schwerlich fehl, wenn man annimmt, daß manches Detail ihm durch Beobachtung seiner unmittelbaren Umgebung eingegeben worden ist, auch persönliche Momente hat er noch mit eingeflochten. Er schildert das Verhältnis eines genialen oder sich selbst wenigstens so vorkommenden Schriftstellers zu einer ebenso schönen als geistreichen Grisette, die sich pünktlich ins Wasser stürzt, als der Geliebte, um sich die Karriere nicht zu verderben, mit der versprochenen Heirat nicht Ernst machen will. Ein etwas mysteriöser Vater spielt auch eine Rolle, der dem Mädchen gänzlich unmotiviert Todesgedanken in den Kopf setzt, während doch der schöne Eduard eines Opfers gar nicht wert ist. Einer momentanen Gemütsstimmung des Dichters mag der traurige Schluß, der dennoch banal wirkt und einen etwas gewaltsamen Eindruck macht, entsprochen haben. In dem schönen, dunkellockigen Eduard mit dem üppigen Schnurrbart und den jungdeutschen Geberden in Wort und Schrift mag man ein äußerliches Porträt unseres Poeten erblicken.

Bedeutend reifer zeigt er sich in den Versen, die er im folgenden Jahre, dem letzten seines Prager Aufenthaltes vor der Flucht nach Wien, zu „Ost und West" beigesteuert hat, in den Gedichten „Chalifengrab" und „Waldorakel", die schon große Gewandtheit in der Form und Vertiefung des Inhalts zeigen, so daß es nicht recht erklärlich scheint, warum er sie von seiner ersten Sammlung ausschloß. In der Glaserschen Zeitschrift schwang sich Hartmann auch zum erstenmale auf das Streitroß des Kritikers. Er nimmt sein literarisches Richteramt sehr ernst und war bald nicht nur von ehrgeizgeplagten Dichterlingen gefürchtet. Eine Rezension des von Rückert herausgegebenen Musenalmanachs, der sehr viel Mittelmäßigkeiten enthielt, erregte sogar in Wien Aufsehen

und machte dort Hartmanns Namen mehr bekannt als seine ersten Gedichte.

Mit diesen wenigen der Druckerschwärze anvertrauten Stücken ist aber Hartmanns poetische Fruchtbarkeit in Prag keineswegs erschöpft. Im Gegenteil, als er die Stadt verließ, hatte er schon einen fest gegründeten Ruf in literarischen Kreisen, die ihn zu den Ihren zählten. Die Gesellschaft im roten Turm hatte sich beträchtlich vergrößert. Die Gedichte der Freunde gingen von Hand zu Hand, man veranstaltete Rezitationen, die ihnen reichlichen Beifall und aufmunternde Ratschläge eintrugen. Man debattierte viel über die beiden neu aufgetauchteu Talente Hartmann und Meißner, die von Prag aus in die Welt gehen sollten. Beider Ideal war damals Volkstümlichkeit, vom Volke bei Arbeit und Fest gesungen zu werden, schien ihnen das schönste Ziel, das ihre Lieder erreichen könnten: Meißner schreibt Lieder für ein Harfenmädchen, das von Haus zu Haus zieht, und Hartmann hat nie einen tieferen Eindruck erlebt, als damals, wo er spät abends im roten Turme, von einem alten Polen, der natürlich „selbst mit dabei war", mit zitternder, müder Stimme Mosens Lied: „Bei Warschau schwuren tausend auf den Knien" vortragen gehört. Mosen stand überhaupt bei den jungen Schwärmern in besonderer Gunst. Seinen „Ritter Wahn" hatte man verschlungen, und als „Ahasverus" herauskam, legte sich die ganze Gesellschaft — man denke! — ein Exemplar auf Subskription zu. Ihm eiferte man nach, vielleicht am meisten von allen Neueren, und seine Bekanntschaft gemacht zu haben, rechnete Meißner später zu den schönsten Erfolgen seiner Leipzig-Dresdener Reise. So nahm die Beschäftigung mit den belles lettres bereits einen wesentlichen Raum in Hartmanns Lebensführung ein. Sogar die öden Stunden seiner Hofmeisterei wußte er, ohne deshalb in der Erfüllung seiner Pflichten weniger skrupulös zu sein, sich dadurch weniger einförmig und freudlos zu gestalten. In den Salons, die sich einen literarischen Anstrich geben wollten, durfte seine schlanke Erscheinung bald nicht mehr fehlen. Das regere geistige Leben Prags fand auch bald in einer Art freier Vereinigung der literarisch oder künstlerisch Tätigen einen Mittelpunkt. „Damals", schildert ein Mitglied diese edle Genossenschaft, „bildete sich auch eine Gesellschaft, eine

Art ins Ernstere und Gemessene übersetzte Ludlamshöhle, welche Männer der Wissenschaft und Kunst aufnahm, und auch solche Leute, welche weder Wissenschaft noch Kunst ex professo betrieben, aber Sinn für beide und Geist besaßen. Maler brachten ihre Zeichnungen, Kunsthandlungen sandten eben erschienene kostbare Bilderwerke, die neuesten Erscheinungen der Literatur lagen auf dem Tische, Musiker ließen die neuesten Kompositionen Mendelssohns und anderer hören, Dichter (oder die sich dafür hielten) lasen oder ließen durch Schauspieler aus der Gesellschaft vorlesen. Neben dem Saale für derlei Exhibitionen lag ein zweiter, kleinerer, wo die geistreichen Leute Bier und Tabak in erstaunlichen Massen verbrauchten; er wurde „Szythien" oder „Böotien" genannt. Es geschah wohl, daß, wenn sich gewisse Personen an das Vorlesertischchen setzten, sofort eine allgemeine Auswanderung nach „Böotien" begann." In Schriften, welche weiteren Kreisen diese Bewegungen des jungen Böhmen schildern, wird bereits in dieser Zeit Hartmanns, als einer der besten Hoffnungen der neuen Generation Erwähnung getan. Zuerst geschah dies von Schirnding, zu dessen Almanach „Kamelien" auch Hartmann beisteuerte, in seinem anonym erschienenen Werke „Österreich im Jahre 1840", wo Bach und Meißner, dessen Begabung rascher reifte, schon ein voller Kranz geflochten ist.

Diese Zeit ersten Dichterglücks brachte ihm auch anderen seelischen Aufschwung. Zufällige Bekanntschaft führte ihn in das Haus des Prager Landschaftsmalers Piepenhagen. Der hatte sich in einem Leben voll Entbehrungen vom Maurergesellen zum geachteten Kunstmaler aufgeschwungen. (Ad. Stifter stellte ihn fast neben Ruysdael.) Aber es war wohl nicht allein Kunstenthusiasmus, der Hartmann zu ihm zog. Der Maler hatte eine Tochter, mit der Hartmann sich bald in einer mehr als innigen Freundschaft verbunden fühlte. Die wenige Jahre ältere Charlotte, die das Talent ihres Vaters geerbt zu haben schien, war ein Mädchen von natürlichem Verstand und Geschmack und übte auf ihren jungen Verehrer einen gewissen erzieherischen Einfluß aus. Die wenigen Stunden, die seine Hofmeisterei ihm frei ließ, verbrachte er meist bei ihr und er riß sich nicht ohne Erregung los, als ihn sein Schicksal von Prag wegscheuchte.

Seine Studien gerieten bei alledem gar sehr ins Hintertreffen, und die Stunde kam, in der sich das schmerzvoll rächen sollte, ja, in der er seiner poetischen Begabung fluchte, die ihn davon abgelenkt. Die Zeit der Abschlußprüfungen kam heran, eine Zeit, der er nicht ohne Bangen entgegensehen konnte. Seine literarischen Interessen hatten ihn in der Tat über Gebühr beschäftigt. Hatte er es doch sogar fertig gebracht, unter den Augen des gefürchteten Jandera, des Mathematikers, durch die Gewalt Grabbescher Verse — Freund Meißner hatte ihm den neu erworbenen „Don Juan und Faust“ zugesteckt — sich weit wegtragen zu lassen von den interessantesten Definitionen des Lehrers. Das war den scharfen Augen des alten Prämonstratensers nicht entgangen, und „Moritz Hartmann — Mathematik schwach“ lautete die Note, die die Aussichten auf einen guten Fortgang bedenklich trübte. Seine unbeugsame Strenge hatte schon manchem das Spiel verdorben, selbst wenn gute Leistungen in anderen Fächern vorlagen. Und das war bei Moritz allerdings der Fall. Sprachen, Geschichte, Philosophie hatte er von je mit Lust getrieben, besonders Philosophie, die hier von Exner tradiert ward, dem einzigen Lehrer, der sich etwas Unabhängigkeit von der Studienordnung zu erringen gewußt hatte und dafür von seinen Schülern schwärmerisch verehrt wurde. Exner war ja auch einer der ersten, die ihre Vorträge nicht nach dem vorgeschriebenen Kompendium ableierten: als getreuer Anhänger Herbarts führte er seine Schüler, die den Gegensatz zwischen ihm und den anderen Lehrern empfanden und wohl zu würdigen wußten, in die Gedankengänge des Philosophen ein. So weit wäre also alles ganz gut gegangen, wenn nur Jandera nicht gewesen wäre, Jandera, der auf ihnen allen wie ein Alpdruck lastete, Jandera, der Hartmann noch Jahrzehnte hindurch in wacher Erinnerung wie im Traume mit seinen Linien und Buchstaben verfolgte. Gar zu lange hatten sie in ihren schönen Träumen sorglos dahingelebt. „Wie oft“, erzählte Meißner später, „wenn wir zusammengekommen waren, um gemeinschaftlich Mathematik zu studieren, warfen wir die Hefte weg und sprachen von unseren Plänen zu Tragödien und vielgesängigen Epopöen! Wie oft, nachdem wir uns endlich vorgenommen hatten, mit Ziffern zu arbeiten, verloren wir uns plötzlich aufs Gebiet

der Poesie in den grünen Wald, der neben der grauen, traurigen Schule so frei und schattig da lag! Aber allmählich kam die Zeit der Prüfung heran, schon kam die Reihe an die ersten im Alphabete. Bald wurden unsere Nächte schlaflos, unsere Tage trübe. Wir griffen zu unseren Heften mit starrer Verzweiflung und suchten dem Kopfe mit Gewalt einzuprägen, wogegen er sich so lange und beharrlich gesträubt. Es war vergebens." Darüber half nun kein noch so ausdauernder Fleiß mehr hinweg. Die Tafelrunde vom roten Turm machte üble Erfahrungen und schnitt im mathematischen Hauptexamen vor dem Schrecklichen schlecht genug ab. „Alfred Meißner starb an einem Kegelschnitt, Moritz Hartmann wurde durch Logarithmen stranguliert", schreibt ein Freund, dem's wohl selbst nicht besser erging, in einer galgenhumoristischen Anwandlung. Sie wurden beide zur Wiederholung des Examens verurteilt. Indessen war doch Zeit gewonnen, und sie konnten wieder mehr in ihrer Poesie leben. Die Zusammenkünfte im roten Turm wurden wieder aufgenommen. Meißner verirrte sich in die mystische Welt der romantischen Naturphilosophie, wie sie in den Schriften eines Schubert oder Steffens aufgebaut ist. „Hartmann lebte indessen in seinen Balladen und in einer heitern Gefühlswelt, die in Liebesliedern anklang." Das war freilich nicht dazu angetan, für den neuen Prüfungstermin eine bessere Sicherheit zu gewähren. Und der Ausgang entsprach dem auch. Meißner bestand — zu seinem eigenen Erstaunen, Hartmann aber wurde zum zweiten Male „geworfen". Das war ein trauriger Strich durch die Rechnung, die Hartmann auf seine Zukunft gemacht hatte. In Prag weiter zu studieren, den Gedanken mußte er nun aufgeben. Die Ferien, die er nach seinem Fiasko wie gewöhnlich im Elternhause verbrachte, mögen auch trübe genug gewesen sein. Der Vater war nie mit den poetischen Träumereien seines Sohnes einverstanden gewesen, die leidige Entgleisung lieferte ihm schwerwiegende Argumente, gegen die Moritz kein Einwand gestattet war. Die Mutter suchte zu vermitteln, wo es in ihren Kräften stand. So war die Freizeit diesmal keine Erholung, er sehnte ihr Ende herbei, das auch über die Fortsetzung seiner Studien die Entscheidung bringen sollte. „Mit dem Medizin-Studieren war es nun für Hartmann vorüber. Die Bahn mußte aufgegeben werden.

Zwar, — vielleicht war die Erlaubnis einer Reparaturprüfung zu erwirken. Diese konnte aber Aussicht auf Erfolg nur vor einem anderen Forum haben." So wurde der Entschluß in ihm reif, nach Wien zu gehen. Da hatte er verhältnismäßig bonne chance, auch, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, konnte in der Hauptstadt unmöglich Schwierigkeiten bereiten. Auf Subsidien vom Vater durfte er bei seiner Widersetzlichkeit gegen die Pläne des Alten und bei der Unsicherheit einer Laufbahn, deren erster Schritt ihm so wenig geglückt war, nicht weiter rechnen. Um so besser. So war er auf die eigene Kraft angewiesen und ein freier Mann. So konnte er endlich den ihm immer verhaßteren Gedanken eines Studiums aufgeben, zu dem er sich nun einmal nicht geboren wußte. So durfte er ein Fach sich wählen, das seinen Neigungen und Fähigkeiten mehr entsprach; brauchte nicht mehr zu beargwohnen, daß ihn jemand scheel ansehen würde, weil er in seinen Freistunden Zeilen von ungleicher Länge an einander reihte; und nicht mehr für den Bissen Brot eine Gesinnung vorzuspiegeln, deren enge Schranken er längst überwunden hatte. — Und dann war es ja Wien, wohin er gehen wollte, und in welchem Glanze hatten nicht schon seine Jugendträume das Bild der Kaiserstadt gesehen. „Wien, o Wien, du märchenvoller Klang", singt Karl Beck in dieser Zeit. Jetzt erschien es Hartmann als Mittelpunkt der geistigen Tätigkeit Österreichs noch verlockender. Mit allen bedeutenden Schriftstellern des Landes konnte er in Verbindung treten. Und wie würde sich sein geistiger Horizont im Verkehr mit diesen weiten; bei der Arbeit an einer größeren Universität, die eine Reihe bedeutender Männer zu ihren Lehrkräften zählte; beim Anblick wirklich großer gesellschaftlicher Verhältnisse. Dies alles mußte und sollte sich realisieren . . . So war die Stimmung, in der er von Duschnik Abschied nahm.

III.

Wien.

„In dieser weiten Wüste, unter fremden, starren Gesichtern wäre mir dein Wort ein wahres Evangelium,“ - lautet's in einem der ersten Briefe Hartmanns an Meißner aus der Hauptstadt. In der Tat war ihm, Prag zu verlassen, weit schwerer geworden, als er selber geglaubt hatte. Viele gute Freunde blieben ihm zurück, und die Zukunft, der er in Wien entgegenging, war doch recht ungewiß. Besonders die Trennung von Meißner ging beiden nahe. Die Abschiedsstunden waren von Wehmut durchtränkt. Man feierte sich gegenseitig in schwermütigen Strophen. „Ost und West“ und mit ihm das ganze literarische Prag mußte an ihren Seufzern und Tränen teilnehmen. So wühlte man im eigenen Schmerz, steigerte ihn künstlich zu den ungeheuerlichsten Dimensionen und bewunderte dann die Tiefe der Empfindung, deren man fähig sei, und ließ sie bewundern. Es war, als ob die Freunde nicht Prag und Wien, sondern Nord- und Südpol als künftgen Wohnsitz erkoren hätten. So ward an die Möglichkeit eines Wiedersehens, wenigstens in den Versen, die sie sich widmeten, nicht gedacht. Hartmann sprach in seinem Gedicht „An meinen Freund beim Abschied“ nur von einer höchst pantheistisch-symbolischen Wiedervereinigung im All, und Meißner wollte an Schwung natürlich nicht zurückstehen. Der alte Ironikus Bach stand als stiller Beobachter bei Seite und hatte seine Freude dran. War ihm doch diese grüne Sentimentalität Gelegenheit, ein ganzes Feuerwerk von Witz los zu lassen. Diesmal trieb er allerdings sein altes Kunststück der Persiflage etwas weit, als

er den verstiegenen Versen Hartmann-Meißners eines schönen Tages seine Hinkstrophen „An die Freunde" entgegensetzte. All seinem Aufwand an Komik gelang es nicht, das Freundespaar aus seiner melancholischen Schwarmgeisterei herauszureißen. Sie fühlten sich nur „unverstanden" und zogen sich ganz auf sich selbst zurück, wo das Trennungsweh ungestört seine Orgien feiern konnte. Das Bachsche Poem aber lautet:

Schöne Tage, blau und herrlich,
Lebten wir im schwarzen Prag,
Und nun zieht ihr, o fürchterlich,
Von mir fort am nächsten Tag.

An des Brustkorbs starre Wände,
Schlägt mein Herz im wilden Weh,
Weil ich Freunde, treu liebende
Nun zum letztenmale seh'.

Kank! leb wohl, den die Verschwörung
Grauser Polizei bewacht,
Der in schwarzer Einkerkerung
Seufzend lag so manche Nacht.

Hartmann, der im Liede Sieger,
Reich zum Abschied mir die Hand!
Ewig hält ein gewaltiger
Eindruck mich an dich gebannt.

Möchte das, was fruchtbar säte
Euch ein Gott ins Herz hinein,
Nie bedroht durch bewaffnete
Polizeiverwaltung sein.

Wenn mich nicht die Zeichen trügen,
Wird einst mildere Zensur
Auch in Österreich genehmigen
Freies Lied auf freier Flur.

Denn das Schlechte muß ja enden,
Wo der Freie Bahn sich bricht,
Fehler werden zu Tugenden
In des Freisinns klarem Licht.

Also ward mir's, als in Weh sank
Jüngst mein Herz, im Geiste klar,
Und ich weih's als Abschiedsgesang,
Dir, du treues Dichterpaar ...

Die Fülle der Gesichte, die Hartmann in seiner neuen Umgebung entgegentrat, vertrieb diese Sentimentalitäten schon von selbst aufs Gründlichste. Bald zieht ein ganz anderer Ton in die Korrespondenz der Freunde ein. Denn das Briefschreiben gehörte fortan zu ihren Lieblingsgeschäften in den Mußestunden. Mindestens einmal in der Woche flogen die dickleibigen Briefe hin und her, des Fragens und Erzählens ist kein Ende. Wie in einem Kaleidoskop wechseln die Eindrücke, die Hartmann mit schneller Feder aufs Papier wirft. Und wenn ihn auch anfänglich der Glanz und die Farbenbuntheit des Wiener Lebens besticht, so sieht er doch schon nach kurzer Zeit tiefer, sieht, wie manches unecht, Schein, Schminke, gemacht ist. „Es ist merkwürdig und eigen mit diesen Kerlen, die einem in der Entfernung klein, oft gemein vorkommen (z. B. Stelzhamer), sie sind aber oft echte, jedoch zugrunde gegangene Dichternaturen. Entweder haben sie die vielen Journale an sich gezogen, und zu Handwerkern gemacht, oder es drückt und erschlafft sie nach und nach der wahrhaft furchtbare Materialismus, der dumpf und schwül, wie eine dicke, heiße Sommerwolke über dem unseligen Wien liegt. Ich versichere Dich, die soweit berühmte Wiener Heiterkeit wird einem unheimlich mit der Zeit. O die Wiener sind nicht die unschuldigen, naturheiteren Phäaken, sondern großenteils vor dem moralischen Untergange tanzende sardanapalische Eunuchen. Es kann unmöglich hier ein großer Dichter werden und leben. Nur weil Grillparzer unter den Bajaderen als ein ganz und gar einsamer, alle Berührung scheuender Talapoine wandelt, und weil Lenau, der singende Zugvogel, im Winter hier in seiner Hypochondrie erstarrt und im Sommer in sein geliebtes,

heiteres Schwaben flieht, haben sich diese beiden, ut ita dicam, konserviert und sind Dichter geblieben. Auch Frankl, der jeden Augenblick an eine Myrza ein Gedicht abzuspinnen hat, wäre in Leipzig, Schwaben oder Kamtschatka ein größerer Dichter geworden. — Du meinst, wozu ich Dir das schreibe, das sind bekannte Geschichten, nur will ich Dir sagen, daß auch ich diese schmähliche Erfahrung bestätigt gefunden. — Gestern hat mir Umlauft Grillparzer gezeigt, mitten unter der ungeheueren Menschenmenge, in die er sich auch einmal, am ersten Mai, herausgewagt, ging er so allein, von keinem gekannt, von keinem gegrüßt, von keinem als vielleicht von mir mit einem verehrenden Blicke verfolgt — er schien mir so unendlich einsam und meine Verehrung für ihn so ein kleiner, kleiner Ersatz. Das, sein graues Haar, seine sehr gealterte Physiognomie, die zufällige ganze Ähnlichkeit seiner höchst einfachen Kleidung mit der des Dulders Kaufmann machten mich so traurig. Gott im Himmel, ist das der Lohn, daß er jetzt Deutschlands größter Poet ist (denn dafür halt ich ihn). Ich hätte fluchen, aber auch weinen mögen."

So war er, obwohl die Zahl seiner eigenen Dichtungen noch so gering war, doch in kürzerer Zeit, als er bei seinem Aufbruch von Prag selbst gedacht, in die literarischen Kreise aufgenommen. Hartmann wie Meißner waren da keine unbekannten Namen mehr; bei der regen Verbindung zwischen der Wiener und Prager Journalistik hatte ihr Talent auch in Wien schon eine gewisse Geltung erlangt. Besonders Ludwig August Frankl, eine in den Wiener Schriftstellerkreisen damals sehr angesehene und einflußreiche Persönlichkeit, nahm sich seiner aufs Wärmste an. Das von Nikolaus Österlein begründete und von ihm herausgegebene „Österreichische Morgenblatt" war es denn auch, das von allen Wiener Journalen den ersten Beitrag aus Hartmanns Feder brachte: das Gedicht „Ein Grab zu Töplitz", eine Erinnerung an eine Reise, die er in frühen Jahren mit seinem Vater gemacht, bei der er am Grabe Seumes geweilt. — Diesem Gedicht, das am 26. September, also kurze Zeit nach seiner Ankunft erschien, folgte eine ganze Reihe anderer: das Nachtbild „Waldgruft"; das Friedr. Bach gewidmete: „Einem Freunde" (16. November); im Jahrgang 1841: „Am Bache". (6. Januar), die später als „Jubel" in die erste Sammlung auf-

genommene „Frühlingsoffenbarung“, anscheinend das erste Frühlingslied, das Hartmann geschrieben; freie Übertragungen zweier Viktor Hugoscher Anakreontika, aus den „voix intérieures“, denen er Stimmung und Titel einer Reihe eigener Lieder verdankt; endlich das „Tanzlied“: „Sechs Poetenaugen“ mit dem den Scherz maskierenden Untertitel „Aus dem Französischen“.

Frankl hatte es überhaupt verstanden, einen Stamm bedeutender Mitarbeiter anzuwerben. Lenau, Halm, Prokesch-Osten, Feuchtersleben finden sich öfters ein. Nur anderthalb Jahre, vom Januar 1840 bis zum 31. Juli 1841, leitet Frankl die Herausgabe des Morgenblattes. Mit dem Wechsel der Redaktion, die Johann Nepomuk Vogl übernahm, ist ein bedeutendes Sinken des literarischen Wertes zu konstatieren. Die hervorragenderen Namen ziehen sich zurück und sammeln sich größtenteils unter der neuen Fahne, den „Sonntagsblättern“, die Frankl herausgibt. So ist der einzige bekanntere Schriftsteller, dem wir fortan noch im „Morgenblatt“ begegnen, der Redakteur. Vogl, selbst durch Vielschreiberei mehr und mehr verflachend, kann sein Organ nicht auf gleicher Höhe halten; es lenkt allmählich in die Bahnen ein, die Bäuerle und besonders Saphir vorgezeichnet, ohne wenigstens den Vorzug der Originalität für sich zu haben. Klatsch und Tratsch wird, wie bei so vielen andern Wiener Journalen, seine Hauptdomäne. Waren doch die meisten damals noch das, was Lessing schon fast achtzig Jahre früher in seiner Dramaturgie bitter bespöttelt hatte, was seine „Theaterzeitung“ eben nicht hatte sein sollen und dürfen: „eine theatralische Zeitung, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann ... Der Inhalt der hier gangbaren Stücke, in kleine, lustige oder rührende Romane gebracht, ... beiläufige Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die sind, die sich mit Komödienschreiben abgeben, ... auch mal ein wenig skandalöse Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen, .. alle diese artigen Sächelchen ..“ So gering war der Fortschritt der österreichischen Literatur und besonders ihres Journalismus · in dem Säkulum, das verflossen, seit Lessing diese Worte geschrieben, daß das Motto immernoch vollständig paßte. „Es sei so,“ urteilte ein ge-

nauer Kenner des österreichischen Zeitschriftenwesens, J. Seidlitz, in seiner durchaus nicht tendenziös gefärbten Schrift über „die Poesie und die Poeten in Österreich“, „als wenn unser ganzes öffentliches Leben sich vor den Koulissen konzentrierte. Da wird uns mit höchst wichtiger Miene erzählt, daß eine Schauspielerin der anderen bald in die Haare gefallen wäre; daß eine Sängerin unglückseligerweise heiser ist und eine Oper leider nicht könne gegeben werden; daß ein Schauspieler in dieser oder jener Rolle sich ausgezeichnet habe, während man ihn sonst für einen Esel gehalten. Das sind die Neuigkeiten, das ist das Wichtige, was wir in allen Journalen Tag für Tag lesen, um solche Dinge bekümmert man sich, während das Volksleben mit seinen mannigfaltigen Gestaltungen kaum beachtet wird.“ Die ernsthafte Kritik vermißt er freilich auch auf diesem, mit solcher ausschließenden Vorliebe beackerten Gebiete.

Auch Hartmann schließt sich dem neuen Unternehmen Frankls an. Das eine Gedicht von ihm, das noch im Morgenblatt erscheint: „Der Ring der Mutter“ (August 1843) wird wohl noch aus früherer Zeit im Besitz der Redaktion gewesen sein. Man kann Frankl die Anerkennung nicht versagen, daß er mit allen Kräften, die ihm seine im Verhältnis zu seinen meisten Berufsgenossen höhere Bildung verlieh, das österreichische Journalwesen aus dem Sumpfe zu reißen strebte, in den es teils durch die Ungunst der Verhältnisse, teils durch eigenes Verschulden und die Charakterlosigkeit der führenden Männer geraten war. Die Knebelung der Presse bildete ja eines der Hauptstücke des Metternichschen Regierungskatechismus. Am liebsten hätte man freilich alle Blätter kurzer Hand unterdrückt, die sich nicht von oben inspirieren ließen, die nicht jeder Richtung blindlings folgten, welche die offiziöse Wetterfahne anzeigte. Da das aber leider nicht mehr anging, mußte man zu anderen Maßregeln greifen, mit denen man auf Umwegen das ersehnte Ziel erreichte. Die wirksamste dieser Maßregeln war eine rücksichtslos waltende Zensur, die von einer wo möglich noch rücksichtsloseren Polizei unterstützt wurde. Ihr war alles unterworfen, was zum Druck oder zu öffentlicher Bekanntgabe bestimmt war, vom dickleibigen Wälzer bis zur Firmentafel und dem Pfeifenkopf. Sie begleitete den Österreicher von der Saugflasche

bis zum Grabstein. Der größte Teil dessen, was den Inhalt einer Zeitung ausmacht, fast alles, dessen Besprechung die Zeitung erst als existenzberechtigt erscheinen läßt, war für sie durch Verbote mit sieben Siegeln versperrt. Über Regierungspolitik und Verwaltungsangelegenheiten durfte nicht geschrieben werden, ebensowenig über alles, was mit Kirche, Klerus, Heer oder Fiskus zusammenhing. Ja, es war sogar verboten, abzudrucken, was auswärtige Blätter darüber brachten. Und nicht nur was hievon auf österreichische Verhältnisse sich bezog, auch das, was auf diesen Gebieten außerhalb der Grenzen der Königreiche und Länder vor sich ging, wurde der publizistischen Kritik entzogen. Es wäre sonst gar zu leicht möglich gewesen, Vergleiche zwischen den guten Institutionen des Inlands und den naturgemäß schlechteren des Auslands zu ziehen, und man hätte nicht kontrollieren können, zu was für, vielleicht gar staatsgefährlichen Schlüssen beschränkter Untertanenverstand sich hätte verleiten lassen können. Immerhin war es zweifellos besser, vorzubeugen, sei's auch auf die Gefahr hin, in dieser Richtung mal etwas zu viel zu tun. Das mußte dann, des segensreichen Zweckes halber, mit in Kauf genommen werden. „Will man in Wien", erzählt Wiesner in seinen groß angelegten „Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur", „einen halblauten Tadel über irgend eine, die Gemüter lebhaft in Anspruch nehmende Tatsache, über Mißbräuche usw. durch die Scheere der Zensur bringen, so muß man eine Harlekinsjacke umwerfen; im Ernst bringt man den Ernst nie durch, in Spässen zuweilen." So kam es, daß in ganz Österreich nur acht politische Blätter in deutscher Sprache erschienen, welche sich größtenteils vom Nachdruck nährten und einander ähnlich waren, wie ein Ei dem andern. „Gar keine politische Tagespresse", meint Wiesner, „wäre politischer, als eine solche." — Das eigentlich Entnervende, den Charakter der Publizistik wie ihrer Vertreter in gleicher Weise Untergrabende dieser Einrichtung lag aber in ihrer mangelhaften Kodifizierung, die eine Rechtsunsicherheit in Preßsachen ohnegleichen zur Folge hatte. Die rechtliche Basis der Zensur, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, waren die in Ausführung der Karlsbader Beschlüsse erlassenen Bestimmungen, die die liberalere Ordnung von 1810 widerriefen. Seitdem aber war

der Drang zu literarischer Betätigung immer stärker geworden, und immer lästiger mußte sich ihre Unterdrückung fühlbar machen. Natürlich erwiesen sich diese Verordnungen jetzt als gänzlich unzulänglich. Sie mußten stets für den gerade vorliegenden Fall präpariert werden und bedurften in der Praxis des Tages Erläuterungen und Auslegungen. Trotzdem, oder besser gesagt, infolge dessen war das meiste dem persönlichen Gutdünken der ausübenden Beamten anheimgegeben. Dies schuf natürlich, selbst wenn man diese Beamten alle für den Ausbund menschlicher Tugenden, und persönliche Ranküne für ganz ausgeschlossen halten mag, einen schier unerträglichen Zustand. Es kam vor, daß Artikel in Wien verboten wurden, die in Krakau erlaubt waren, oder umgekehrt; diese Zeitschrift durfte eine Notiz bringen, die einer anderen unweigerlich gestrichen wurde; Schriftsteller A. verfiel wegen eines Aufsatzes in Buße, den B. ohne Weiterungen in sein Journal aufnehmen konnte. Was half da viel nach Gründen fragen? Rekurse waren ja allerdings gestattet, aber das nützte nicht gar viel. Stieß einmal, es geschahen ja Wunder! die obere Instanz die Entscheidung der unteren um, so war sicherlich der Artikel, um den es sich gehandelt, längst schon altbacken und wertlos geworden, und man riskierte höchstens, sich die Feindschaft des allmächtigen vorgesetzten Zensors zuzuziehen, der die Macht hatte, so viel zu stören und zu schaden. Dabei waren solche Rekurse dadurch sehr erschwert, daß der Zensor dem Autor die Gründe nicht mitteilte, welche ihn zum Verbote seines Werkes bestimmten. So fügte man sich lieber schweigend. Es war natürlich den österreichischen Schriftstellern streng untersagt, mit Umgehung der heimischen Zensurbehörden ihre Werke im Auslande in Druck zu geben. Man kann sich denken, daß auf der andern Seite wieder alles angewandt wurde, um den Schlingen dieses endlosen Paragraphenwerks zu entgehen. Es war ein förmlicher Kleinkrieg, in dem jede List und Trug galt. Da gab es fingierte Korrespondenzen, in denen der Autor die strikte Ordre gab, mit der Ausgabe eines Werkes zu warten, bis die Behörde ihr Verdikt gefällt, und der Verleger sein unendliches Bedauern aussprach, daß die Versendung bereits erfolgt sei. Oder ein Verleger erklärt, er habe Abschnitte eines andern Werkes, das denselben Gegenstand behandle,

in das ihm überlassene Manuskript eingefügt. Oder es kam vor, daß ein Autor die Verfasserschaft ganz bestritt und sich schwer über den Mißbrauch seines Namens beklagte. All das war natürlich von vornherein abgekartet, aber man hatte seine Rückendeckung. In den späteren Jahren war es wohl auch die freidenkende Beamtenschaft selber — davor waren auch die sicheren Zensurbureaus nicht gefeit — welche dem oppositionellen Schriftsteller allerlei Schleichpfade wies. Es muß zugegeben werden, daß solche Zustände eben nicht dazu angetan sind, Männer von Charakter zu bilden. Aber es ist ebenso sicher, daß der geistige Tiefstand der Wiener Publizistik des Vormärz niemals einen solchen Grad erreicht hätte, wenn sich Männer von Rückgrat unter ihren hervorragenderen Vertretern befunden hätten. Das war nur in einem verschwindenden Bruchteil der Fall. Schriftsteller von dem schalen Witz eines Saphir oder Bäuerle dagegen fanden Nachahmer und Speichellecker. Über ihre Harlekinsspäße lachte die ganze Stadt. Und sie fanden natürlich ihren Vorteil dabei und „protegierten" die Literatur und ärmere Kollegen. Ihre Blätter dienen ausschließlich dem seichtesten Unterhaltungsbedürfnis. Außer Moderomanen in Übersetzungen und „spannenden" Novellen enthalten sie fast nur noch Stadt- und Theaterklatsch, mit dem das Publikum im reichlichstem Ausmaß gefüttert wurde, dabei auch Rezensionen und Kritiken von rühmenswerter Parteilichkeit. Etwas fadenscheinige Lyrik dient als passender Aufputz. Diese Männer und ihre „Schöpfungen" waren so recht nach dem Herzen des großen Publikums. Sie waren ganz so seicht und oberflächlich, so bar jeder tieferen Bildung, wie die Menge, die sich in ihren Blättern spiegelte. Von der formellen Kultur, welche in den letzten Generationen deutschen Schrifttums aufgespeichert lag, hatten sie wenig oder nichts gelernt. Geistig waren sie noch, so weit sie es überhaupt für nötig hielten, sich über den engbegrenzten Gesichtskreis ihrer platten Alltäglichkeit aufzuschwingen, ganz in der Denk- und Fühlweise des vorigen Jahrhunderts befangen und ihren verwässerten Rationalismus machten sie zum Maßstab aller Dinge. Jene Frivolität, die nichts mehr von gallischer Grazie an sich hat und in plumpem Scherz ihren Ausdruck findet, und eine falsche Gemütlichkeit, die alle Gegensätze mit sentimentalen Schleiern

verhüllt und sie so aus der Welt geschafft zu haben meint, das waren die Musen, die ihre Poesie befeuerten. So werden wir auch das strenge Urteil eines gewiegten Praktikers wie Julius Campe berechtigt finden, der seine Leute genau kannte, als er schrieb: „. . . Wir finden, daß die Österreicher nur solche Sachen kaufen, die eine gewisse Derbheit, einen Eulenspiegel-Witz (à la Maltitz) [haben], spezielles für Österreich mit politischer liberaler Spitze und — Obscönitäten gerne und reichlich kaufen. — Aber was in ein höheres Gebiet gehört, geht ohne weiteren Anklang spurlos vorüber. Das ist unsere Erfahrung, die wir mit unendlich vielen Belegen nachzuweisen im Stande sind." Eine solche Welt konnte freilich einen Grillparzer und sein Werk nicht begreifen. Sie wäre das rechte Objekt eines wahrhaft großen Lustspieldichters gewesen, eines größeren allerdings, als es Bauernfeld zu werden beschieden war.

Von dieser Art Bildungsverbreitern also war Frankl und seine Unternehmungen eine löbliche Ausnahme. Ohne zwar, und das war allerdings nicht zu verlangen, seine Leipziger oder Berliner Rivalen in inhaltlicher wie überhaupt irgend einer Beziehung zu übertreffen oder auch nur zu erreichen, leistete er doch, was unter den gegebenen Verhältnissen geleistet werden konnte. Hartmann, der ihm für die freundliche Aufnahme und manche andere bereitwillig gewährte Hilfe noch zu Danke verpflichtet war — eine Dankbarkeit, die ihn anfangs für die weniger rühmlichen Seiten von Frankls Charakter blind machte und ihn, wie schon obiges Zitat beweist, dessen poetisches Talent um ein Beträchtliches überschätzen ließ — gehörte von Anfang an zu den eifrigsten und auch uneigennützigsten Mitarbeitern der Sonntagsblätter. Gleich das erste Heft (2. Januar 1842) wird mit einem Beitrag von ihm, der anspruchslos erzählten böhmischen Lokalsage „Die Sedletzer Glasscheibe" eröffnet. Und als das junge Unternehmen im ersten Jahre seines Bestehens schwer mit Manuskriptmangel zu kämpfen hat, springt der Freund willig in die Lücke. So entstanden allerdings Aufsätze, die das sorgliche Ausreifen des Inhalts und die feine Glätte der Form vermissen lassen, die anderen Schriften Hartmanns auch aus dieser Bildungszeit schon eigen sind. Er selbst war sich dessen wohl bewußt: Alle die Beiträge, die unter diesem äuße-

ren Drucke entstanden, erschienen nicht unter seinem Namen, sondern unter Chiffre oder überhaupt anonym. Für seine Lyrik dagegen hatten die „Sonntagsblätter für heimatliche Interessen" so gut wie gar keine Verwendung, die wanderte nach wie vor nach Prag; nur zwei Ausnahmen von dieser Regel finden sich, Ende 1843, wo die Gedichte „Kindesweinen im Schlaf" und das prächtige „Lied in der Nacht" zum Abdruck gelangen. Sonst sind es meist Skizzen, Kunstkritiken, wie die über den wunderlichen Prager Landschafter Piepenhagen, oder den Historienmaler Hayez, den er auf seiner sommerlichen Italienreise von 1842 im Atelier aufgesucht hatte. Oder ein barokes Märchen, wie „der Sturmkönig", mit dem er zum erstenmale, lucus a non lucendo, wie er sagt, unter dem Pseudonym „von Geldern" auftritt. In den „pädagogischen Sonntagspredigten" zeigt er sich in parodistischer Maske, die dem zünftigen Pädagogen gar nicht übel zu Gesichte steht. Es sind im Ganzen zwei, in deren erster er gegen das „weibliche Franzosentum in Wien", das undeutsche Gouvernantenunwesen, losdonnert — der sogar das befreundete „Ost und West" die Ehre des Nachdrucks zuteil werden ließ. Die zweite „Betrachtung" befaßt sich mit der Hofmeisterei im Allgemeinen und im Besonderen, auf die reiche Erfahrung des Verfassers auf diesem Gebiete sich stützend. Irgend welchen Wert legte er auf diese Arbeiten selber nicht, es waren Eingebungen des Augenblicks, die mit dem Augenblick wieder aus seinem Gesichtskreise schwanden.

Die Verbindung mit Prag war, wie erwähnt, eifrig aufrecht erhalten worden. Er sandte die Früchte seiner poetischen Muße- und Musestunden meist in seinen Briefen an Meißner, der sie las, feilte und Glaser einreichte, oder sie auch wohl unterdrückte, wenn sie nicht nach seinem Geschmack waren. Sie bleiben sich in der ganzen Zeit ihres intimen Zusammenlebens wie Korrespondierens die kompetentesten Kritiker, tauschen Pläne und Gedanken aus. Jeder unterwirft sich dem Urteile des Anderen und mit Lob und Tadel sind beide nicht sparsam. Wie Meißner Hartmanns Gedichte in Prag zum Druck gibt, so versorgt Hartmann die Meißners in Wien. „Ich will Dir das Jüngferchen unter die Haube bringen", schreibt er ihm. Und ähnlich einmal an

Kapper, einen Prager Freund und Kollegen von der medizinischen Fakultät, der später seine Schwester Anna heiratete und sich als feinsinniger Übersetzer und Nachbildner slavischer Volkspoesie einen guten Namen machte: „Ich betrachte mich hier überhaupt als Eueren Generalhandelskonsul in literarischen Angelegenheiten“. Hauptsächlich handelte es sich hier um die Organe Frankls, der auf die Prager große Stücke hielt und beständig mit ihnen in Verbindung blieb. Das eingesandte Gedicht Kappers allerdings findet keine Aufnahme: „Es ist Frankl wirklich zu viel Poesie darin und das ist nicht fürs Publikum. — Leider. —“ Doch ist er bemüht, Kapper einen Verleger in Wien zu verschaffen, reicht seine lyrica bei Taschenbüchern und Almanachen ein usw.

Von den 28 Gedichten, die „Ost und West“ im Laufe der Jahre 1838/1844 von Hartmann brachte, sind vierzehn auf diese Weise durch Meißners Hände gegangen. Sie zeigen eine bedeutende Vertiefung seiner lyrischen Produktion: 15 von ihnen konnte er in seine Sammlung von 1844 aufnehmen und 8 dieser letzteren hat auch die Gesamtausgabe noch uns bewahrt. Ein erstaunlicher Stimmungs- und Empfindungsreichtum spricht aus ihnen. Melancholisch-resigniert, Weltflucht predigend, malt er sich im „Klausner“ (Mai 1840) eine weltentlegene Waldidylle. Lebens- und hoffnungslustigen Freunden wird eine ernsthaft-wehmütige „Warnung“ zuteil. (Mai 1844). In die „Einsamkeit“, die er so häufig beschreibt, flüchtet er vor den quälenden, mit sphinxhaften Rätselblicken ihn verfolgenden „Gestalten“. (August 1841). . . . Er besingt die beiden starken Geister, die auf seine Bildung den stärksten, Richtung gebenden Einfluß ausgeübt: Lenau („Seine Rückkehr“. April 1844) und das Kind Bettina, die er gegen die gehässigen Angriffe einer hämischen Kritik mutvoll verteidigt (Sonett vom Februar 1841, als Antwort auf einen Aufsatz „Bettina eine Lügnerin“). Im Gedanken an beide schreibt er seine „Idole“ (Juli 1841). Seine „Frühlingslieder“ sind Ausdruck eines feinen Gefühls für die leisen Regungen der erwachenden Natur. Die „Momente“ wiederum führen uns in jene Stimmung gährenden Grübelns, in der ihm der Gedanke an große Vorbilder zum Troste wird. (April 1842.) Die „drei Söhne“ (Sept. 1843) sind ein Beweis, daß die knappe Form und messerscharfe

Pointe, die ihm beim „Weißen Schleier“ den Beifall seiner Hörer erzwingen, nicht vereinzelt bleiben. Einfache und schlichte Gefühle spricht er in „Thau“ und „Kindeserinnerung“ aus (Juli und August 1842), während die „Schwalbe“ (März 1844) schon einen Übergang zu jener Gedankenlyrik bildet, die er jetzt im „Arabischen Meister“ und später in einzelnen „Zeitlosen“ zu hoher Vollendung bringen sollte.

Doch wenn er „Ost und West“, das ja seinen ersten schüchternen Versuchen eine Freistätte war, noch lange Zeit in dieser Weise bevorzugte, leistete er doch auch anderen Aufforderungen, Beiträge einzusenden, bereitwillig Folge. Es war damals die Zeit der höchsten Blüte des Almanachwesens, und jener Kritiker, der die Almanache, „die eigentlichen Kampffelder der Jungen“ nennt, hatte für seine Zeit so Unrecht nicht. Nur muß man wiederum von der schauerlichen Goldschnittmassenproduktion absehen, die in Wien ihren Hauptsitz hatte und von Leipzig aus Markt und Haus überschwemmte. Gab es doch Vielschreiber wie Castelli oder Vogl, die jährlich mehrere reichlich mit Gold und faden Kupferstichen herausgeputzte Bändchen zustande brachten und größtenteils mit eigenen Produkten anfüllten. Auf diese kann das oben zitierte Wort natürlich keine Anwendung finden; von diesem Treiben hielt sich Hartmann aber auch jederzeit fern. Wie auf dem Gebiete der Journalliteratur in „Ost und West“, so steht Prag auch auf dem der Almanache Wien weit voran. Hier durch die „Libussa“, die P. A. Klar zwei Jahre nach dem Wegzug Hartmanns von Prag 1842 begründete. Die „Libussa“ vertritt dieselben Tendenzen wie die oft genannte Glasersche Zeitschrift, nur daß sie bei der konziseren Form des Jahrbuchs vielleicht noch deutlicher zum Ausdruck kommen. Rein böhmische Interessen, wenn auch ohne einseitige deutsch- oder tschechischnationale Parteinahme, bilden den Mittelpunkt. Der beste Beweis, wie ernst es dem Herausgeber und seinem Mitarbeiterstabe mit ihren Bestrebungen war, ist wohl, daß sie sich nicht darauf beschränkten, ihrem Leserkreis leichte belletristische Kost vorzusetzen, wie die meisten anderen Almanache fast ohne Ausnahme, sondern daß sie auch schwerer verdaulichen Arbeiten über die Entwicklung der böhmischen Industrie, gewisse Punkte der slawischen Archäologie, Geschichte Böhmens und ähnlichen Inhalts

Raum gaben. Zum poetischen Teile steuert wieder unsere Korona vom roten Turm sehr viel bei, Meißner und Bach, Heller und Hartmann zahlen jedem Jahrgang ihren Zoll. Die ältere Dichtergeneration ist durch Ebert, Seidlitz und Herloßsohn, die tschechische Literatur durch treffliche Übersetzungen aus Machas Mai und viele andere von Sigfr. Kapper würdig vertreten. In den Gedichten, die sie in die „Libussa" schrieben, erreichten Hartmann und auch Meißner für die Zeit vor 1848 ihre höchste Vollendung in Form und Gehalt. Hartmann lieferte in den Jahren 1842, 1843 und 1845 insgesamt fünf Gedichte, von denen sich aber „Abt Vogler", „Der arabische Meister" und „Auferstehung" durch eine für lyrische Gedichte nicht gewöhnliche Länge auszeichnen. Sie lassen deutlich merken, wie fest er noch in romantischen Vorstellungen wurzelte, mit welcher Intensität die Lektüre der Romantiker auf ihn gewirkt. Das Junge Deutschland vermag ihn bei weitem nicht so zu fesseln, hier behält seine scharfe Kritik die Oberhand, ja er wird sogar ungerecht. „Ich bin jetzt gegen die Moderne sehr revolutionär gesinnt", heißt es noch in einem Prager Brief an Meißner, „seitdem ich in meiner Krankheit, aus purer Langeweile, H. Laubes Poeten gelesen habe; liebster Freund, nichts als Phrase, Redensart, Stil, Bizarrerie, übertriebene Charakteristik, und der soll einer der Ersten sein; freilich dann und wann ein überraschend schöner Gedanke, aber was ist das gegen unsere Großen, gegen Ludwig Tieck?" Später freilich, als er die so übel Behandelten, besonders Gutzkow genauer kennen gelernt, weiß er sie besser zu würdigen; die Romantiker aber stehen immer obenan in seiner Verehrung; bringt er es doch einmal fertig, zwischen Tieck und Goethe eine Parallele zu ziehen, dem er zwar eine außerordentliche Verehrung zollt, aber, und hierin ist wieder jungdeutscher Einfluß erkennbar, beständig den „Geheimrat und Minister", der erhaben über den Leiden seiner Volksgenossen thront, vorwirft — und diese Parallele fällt bedenklich zu Tiecks Gunsten aus. . . .

In „Auferstehung" sieht er im Geiste des Mittelalters schönste Tage erneut . . . Den „arabischen Meister", der, seine Kunst nordischer Natur ablauschend, die Giauren Kirchen bauen lehrt, packt wilder Zweifel an der untrüglichen Wahr-

heit seines Glaubens; im Sonnenbrande Afrikas sucht er Läuterung durch fromme Askese.

„Auf, ihr Schiffer! schlaget wild die Ruder,
Hin nach Afrikas durchglühter Küste
Und den neuen Marabuthenbruder
Läutre heilger Sonnenbrand der Wüste!
Der Euch Kirch' und Tempel gab,
Baut zuletzt sein eigen Grab —
Zweifel mag den Tempeln wohl entsteigen;
Überm Grabe ruht — ein sichres Schweigen."

Abt Vogler, der berühmte Lehrer Webers, brachte einst, auf einer Wanderung den Hohenasperg besuchend, dem unglücklichen Schubart Trost durch sein meisterhaftes Orgelspiel. In Terzinen — ein Versmaß, das Hartmann hier zum erstenmale anwendet — schildert er diese merkwürdige Zusammenkunft, aus der Schubart neue Zukunftshoffnung schöpfen durfte, und alle Abschattungen seiner von Erstaunen, Gleichmut zu neuer Lebensfreude erwachenden Stimmung. Muten uns der „arabische Meister" und die „Auferstehung" durch ihren Gegenstand schon ganz romantisch an, so kommt das noch mehr in einigen Gedichten zum Ausdruck, die, wohl durch eine der vielen Nachlässigkeiten des Redakteurs, über die sich in den Briefen manche ungeduldige Beschwerde findet, sich in „Ost und West" nicht finden, sondern erst nach vielen Jahren, als die Zeitschrift einging, zum Vorschein kamen. Sie sind bis heute noch ungedruckt. Nur die markantesten Titel seien angeführt: „Blondels Lied", aus dem Balladen-Zyklus „Richard und Saladin", dem sicherlich auch das Gedicht „Saladin" angehörte. Bis zu welchem Umfange dieser Zyklus gediehen war, läßt sich nicht feststellen. Während sich in „Ormuzd und Ahriman" vielleicht eine Einwirkung der Bekanntschaft mit Hammer-Purgstall konstatieren ließe, geht das von Hartmann selbst als „Versuch" bezeichnete „Lied der Zigeuner" gewiß auf Lenauschen Einfluß zurück. Ferner schrieb er damals noch an einem anderen Zyklus: „Winterlieder".

Außer in der Prager Libussa hat seine Lyrik noch in verschiedenen Wiener Almanachen Aufnahme gefunden. Man kann kaum einen Vorwand erdenken, der damals nicht zur Herausgabe eines Almanachs benutzt worden wäre. Feuersbrunst und Wassersnot, Unterstützung notleidender Witwen und Waisen, Errichtung von Stiftungen und Denkmälern, alles mußte dieser Industrie dienstbar sein. Der p. t. Herausgeber, der auf diese Weise den modischen Wohltätigkeitsbestrebungen sich dienstbar machte und dadurch selbst für eine Zeit in Mode kam (was natürlich ein willkommener Nebenzweck war), trieb seine Beiträge unter den Schriftstellern mit dem Klingelbeutel ein; das ganze ward dann auf Subskription herausgegeben. Willkommene Gelegenheit, in den Salons und auf den Jours hausieren zu gehen: und wie erfreulich war es auch und wie tröstlich mußte es den Notleidenden in die Ohren klingen, wenn sie hörten, Ihre Exzellenz habe geruht, für zwei Exemplare zu unterzeichnen .... Auch Hartmann konnte sich diesen edlen Regungen nicht entziehen. Eine ganze Reihe solcher Wohltätigkeitsalmanache mußte er mit seinen Gedichten unterstützen, wollte er auf die auf dem Wiener Parnaß errungene Stellung nicht verzichten. So finden wir seinen Namen im „Album der Wohltätigkeit" von 1842, so im „Album aus Österreich ob der Enns" 1843, das „bei Gelegenheit des 1841 abgebrannten Spital" herausgegeben ward, so später im „Album zum Besten der durch die Überschwemmungen im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten". Und in wie viel anderen noch mußte er solche literarische Zwangsarbeit leisten, von denen uns heute kaum mehr der Titel erhalten ist? Und wenn er gab, so spendete er das Beste, was er hatte, wie z. B. den „Adlerkönig", diese romantische Ballade von Uhlandschem Stil, auf die er selbst ganz stolz war und von der er eine so sonderbare Entstehungsgeschichte erzählt, wie er sie einmal um Mitternacht, jach aus einem Traume auffahrend, in halb visionärem Zustande aufs Papier geworfen.

Um diese Zeit stand er überhaupt stark unter dem Einfluße Uhlands, wenn er sich auch nicht von dem gewaltigeren Lenaus frei machen konnte: für beides legen seine Briefe an Meißner und die Gedichte, die er ihm darin mitteilt, Zeugnis ab. Lieder wie „Die Kronwerber" tragen ganz den

Stempel Uhlandschen Geistes. Und diese geistige Verwandtschaft mit beiden, ohne die ja eine tiefer wirkende Beeinflussung undenkbar und unmöglich ist, erklärt uns auch das auffallende musikalische Element, welches die Lyrik Hartmanns birgt. Unbemerkt blieb dies schon damals nicht; später aber sollte diese seinem Talente innewohnende Kraft noch schönere Blüten treiben. So kam es, daß die 1841 von August Schmidt ins Leben gerufene „Allgemeine Wiener Musikzeitung", in der Jul. Becher, mit dem Hartmann bald vertraute Freundschaft schloß, mit musikwissenschaftlichen Aufsätzen und Kritiken hervortrat, ein Lied von ihm, das sie zum Abdruck brachte, besonders „zur Komposition empfehlen" konnte. (März 1841.) Es führt den bezeichnenden Titel: „Lieder ohne Worte" und ist eigentlich viel weniger dazu qualifiziert, als manches andere, das er in jener Zeit schrieb. Karl Ziegler gab im selben Jahre unter dem Pseudonym Carlopago ein „österreichisches Odeon" heraus, das er anscheinend zu einer Art Wiener Musenalmanach heranzubilden strebte, das aber schon nach wenigen hoffnungsvollen Ansätzen einging. Dieses Odeon nun brachte in seinem zweiten Heft einige Dichtungen Hartmanns, die Terzinen „Lope de Vega", die an Wucht und epischer Stärke in ihrer Herbheit den weicheren „Abt Vogler" noch übertrafen, und den romantischen „Tod der Nixe", von dem die Musikzeitung sagt, daß „es sich zur Komposition eigne, nur gehöre zu ähnlichen Vorwürfen das Talent eines Schubert oder Löwe". Hartmann hatte nicht das Glück, mit einem Meister von dieser Bedeutung vertrauteren Verkehr zu pflegen. Die dii minorum gentium aber, die kleineren Geister, wurden auf ihn aufmerksam. So war seine Freude nicht gering, als er eines Tages Freund Meißner die Mitteilung machen konnte, Josef Dessauer, „der musikalische Lenau", vertone eine Reihe seiner Lieder, Emil Titl, der als Theaterkapellmeister zu der Zeit in Wien eine gewisse Rolle spielte, richte einen eben von ihm vollendeten Andreas Hofer, „für fünfzigstimmigen (!) Männerchor" ein.[1]) Dieser Hofer, der in einem der charakterisierten Wohltätigkeitsalmanache erschien, ist noch ein Resultat

[1]) Leider konnte ich nichts davon auftreiben, so daß mir zweifelhaft ist, ob sie im Stich oder Druck überhaupt veröffentlicht wurden.

von Hartmanns Mosenbegeisterung. Er strebt hier in Strophen von einer gewollten Kunstlosigkeit volksliedmäßige Wirkung an. Das Gedicht zerfällt in zwei achtstrophige Teile, deren erster mit schöner Zeichnung der Landschaft die Gefangennahme Hofers schildert:

Vom Thal, wenn die Strahlen eilen
Hier weilt die Sonne noch
Hier wird die Freiheit weilen,
Wenn Thal und Land im Joch.

Der zweite Teil hat dann die berühmte Hinrichtungsszene ganz in Mosens Auffassung und Stil.

Zu Mantua an der Schanze
Andreas Hofer steht.
Die Sonne mit blutigem Glanze
Am Firmamente geht . . . .

Der Sandwirt von Passeier,
Er ist nicht niedergekniet,
Er selbst kommandiert noch: Feuer!
Und so verhallt das Lied.

Die ganze Situation ist zu breit ausgesponnen, das Volkstümliche der Form ist oft nicht natürlich und läßt mit verstimmender Deutlichkeit das Absichtliche der Mache erkennen. Auch der Komponist scheint zu keinem rechten Ergebnis gekommen zu sein. Und doch fehlte nicht viel, daß Hartmann auch in dieser Richtung Höheres gelungen wäre. Er selbst durfte es hoffen: Ottilie von Goethe nahm, während sie in Wien lebte, an den neuen Erscheinungen und Regungen der Literatur warm Anteil. In ihrem Hause zu verkehren, mußte er als nicht geringe Auszeichnung empfinden. Und durch ihre Vermittlung trat er mit Felix Mendelssohn in Verbindung, dem er den Text zu einer Oper „Sakontala“ liefern sollte. Er hätte zu diesem Zwecke nach Berlin gehen müssen und war auch mit tausend Freuden bereit, Wien zu verlassen, dessen er schon überdrüssig geworden war und

dessen politische Fesseln er drückend empfand, die eine Entwicklung des Geisteslebens in seinem Sinne unmöglich machten. Doch zerschlugen sich die Verhandlungen wieder, noch ehe man zu einem bestimmten Resultate gelangen konnte.

Doch weiter noch als alles, was er damals ausführte, schweiften seine Pläne und seine Gedanken, zu größeren Zielen, als ihn die Unstetigkeit seines späteren Lebens je erreichen ließ, höher, als der täglich sich erneuende Kampf um die Existenz seinem Geiste sich aufzuschwingen erlaubte. . . . Diese Pläne, über die er Meißner niemals zu unterrichten verfehlte, verdanken alle demselben Überschäumen und brausenden Ungestüm ihre Entstehung, die so viele Gedichte jener Epoche auszeichnen: sie lassen ein ruhiges Ausreifen der Form oft vermissen, aber verraten doch mehr inneres Feuer als vieles, was die spätere Zeit hervorbrachte. Doch die Glut, in der er sie erfaßte, erkaltete bald, zu einer prüfenden, sorglich wägenden Detailausführung ist es bei keinem gekommen; sie wurden in der seelischen Depression, die dem Hochgefühle des ersten Momentes folgte, vernichtet, um bei einer neuen Erhebung einem anderen Platz zu machen, den auch kein besseres Schicksal traf. — Und mehr noch, als in den kleineren Dichtungen, läßt sich in diesen Plänen romantische Anschauung und romantisches Empfinden erkennen. Diese Pläne nehmen ihn ganz ein, füllen sein ganzes Denken in einer Weise aus, die ihn oft in einen fast krankhaften Zustand versetzt. „Fünf große Stoffe rumoren mir im Kopfe und haben mich die letzten Tage abwechselnd so eingenommen, daß ich vorvorgestern nachmittags, nach langem Denken in eine fast dreistündige Bewußtlosigkeit fiel! gänzliche, dumpfe Bewußtlosigkeit. Bei Gott! Darum habe ich mich die letzten Tage etwas geschont und nichts gemacht, heute habe ich wieder angefangen. — Mich beschäftigt nähmlich vor allem jetzt ein großes Werk, und zwar ein episches: es ist die poesievolle Geschichte des ganzen Arpadschen Herrscherhauses. Altmythologische Kraft, wunderbare christliche Romantik und Heranbildung zu einem freyen Staate sind die drei Hauptteile der Geschichte und so hab' ich es aufgefaßt. Die ersten zwei Teile in kühnen Strichen wie der Adlerkönig muß wahrhaft großartig werden und voll Poesie und Phantastischem.“ Hammer-Purgstalls Bibliothek stand ihm zu den Quellen-

arbeiten zur Verfügung, und Majlaths ungarische Geschichte hatte ihm die Anregung geboten. Dies ist wohl das Werk, von dem er schreibt: „Hirschl und alle wackern Magyaren sollen daran ihre Freude haben.“ Der Plan ist noch recht unklar und scheint ebenso „in einem halbsomnambulen Zustand aufs Papier improvisiert“ zu sein, wie er es von anderen erzählt. Auf alle Fälle gedieh er in der Ausführung nicht über die ersten Stadien hinaus. Wenn der Siegesgewisse auch meint: „Das ganze lebt schon vor mir.“ — „Das Lied von den Arpaden von Moritz H. — Ha!“ — Die nähere Bekanntschaft mit der ungarischen Geschichte führte ihm einen anderen Stoff zu, an dem er sich nicht weniger begeistert: Die Episode des Grafen Wessheleny. Er spricht sich über Auffassung und Ausführung hier nicht weiter aus. Jedenfalls aber war es das Schicksal des Palatins Franz Wesshelenv, das ihn zur epischen Bearbeitung reizte. Dies ist derselbe, welcher, einer der einflußreichsten unter seinen Standesgenossen, einer der Hauptteilnehmer an jener Verschwörung gegen die österreichische Oberherrschaft war, bei der die Zriny und Frangipan Leben und Güter verloren. Er selbst entging einem gleich tragischen Geschick, in das ihn Ehrgeiz und Unabhängigkeitsdrang unaufhaltsam mit fortrissen, nur durch seinen frühen Tod. . . Hartmann berechnete dieses epische Gedicht auf etwa 500 Verse, von denen schon ein großer Teil vollendet scheint; es ist nicht einer erhalten. Und doch schrieb er im Vollgefühl, daß ihm diesmal der große Wurf gelungen sei: „Die beiden Ungarn, Szarvady und Schlesinger sollen sich freuen; einem von ihnen widme ich meinen Wesshelenv.“

Bei dieser Fülle von Ideen, die ihm den Kopf zu sprengen drohen, bei seiner unerschöpflichen Arbeitslust ist es wohl kein Wunder, daß er seine Kraft und seine Fähigkeiten gelegentlich überschätzte. Immer hatte er eine Leidenschaft fürs Theater besessen. Ein Theaterbesuch war ihm schon in Prag die höchste Wonne: unter den beschränkten Verhältnissen, in denen er gelebt, hatte er sich's vom Munde abgespart, um seinem heißen Drange folgen zu können. Wie er ja später auch an die Lutzer schreibt, als sie Frau Dingelstedt wurde:

Ich kenne dich vom großen Tag,
Ich, der Gymnasiast von Prag;
Ich ließ aus meinen armen Taschen
Frivol nicht einen Kreuzer geh'n:
Um dich am sieb'ten Tag zu seh'n,
Ließ ich durch sechse alles Naschen.
Da saß ich dann im Paradies
(Manchmal auch gratis, denn es ließ
Der alte Strobel durch mich schlüpfen).
Im Paradies — bei Gott, da war's —
Denn alles Glück des zwölften Jahr's
Fühlt' ich in meiner Seele hüpfen[1] . . .

Und mit gleicher Kraft, wie die Oper, lockte ihn das Schauspiel an . . . Als er nach Wien kam, dieser Theaterstadt par excellence, wo der Theaterbesuch zur Pflicht und zum beständigen Gesprächsthema wurde, ward dieser Zug in ihm noch stärker. Er war ein ständiger Gast des Burgtheaters, und Anschütz mag wenig wärmere Verehrer gezählt haben, als ihn. Und doch konnte er keine volle Befriedigung finden. Denn was halfen selbst ideale schauspielerische Kräfte, wenn es um das Repertoir so elend bestellt war? Dies charakterisiert am treffendsten ein Vers Bauernfelds in seinem poetischen Tagebuche: „Die alten Schmöker, halb verschimmelt, auch ein paar Klassiker arg verstümmelt, von Übersetzungen ein Strauß, das ist der ganze Geistesschmaus fürs karg besetzte, düst're Haus" — so war das Burgtheater unter der Leitung Franz von Holbeins. Das Junge Deutschland war zu Beginn der vierziger Jahre noch in Acht und Bann getan mitsamt seinen Produkten, wenn auch einzelne der zahmeren Stücke Gutzkows, natürlich in entsprechender Zurichtung, bereits über die Bretter des Burgtheaters gehen durften. Wenige Jahre später änderte sich das allerdings. Damals aber bildeten, neben geringen Zusätzen von Grillparzer, Halm und Bauernfeld den Hauptteil

[1]) Dies fiel also noch in die Zeit seines ersten Prager Aufenthalts.

des Spielplans die Haupt- und Staatsaktionen Raupachs und der Weißenthurn. Sie übte als ehemalige Hofburgschauspielerin einen unbeschränkten Einfluß auf die Bühne und ihren Direktor aus und verstand sich allerdings auf Theatercoups und Knalleffekte trefflich. Die Herrschaft dieser nicht einmal goldenen Mittelmäßigkeit mußte den Strebsamen zum Wettbewerb herausfordern. Er war von der Überzeugung durchdrungen, daß es ihm eine Kleinigkeit sei, sie aus dem Sattel zu heben, sie „unschädlich zu machen". So kam er von der epischen zur dramatischen Produktion und schrieb Stücke „fürs Burgtheater". Meißner war ihm auch hier mit dem guten Beispiel vorangegangen und dichtete eine Renaissancetragödie, „Luigia Strozzi", voll feuriger Sentenzen, politischer und sozialer Pointen und Seitenhiebe, die natürlich auch nie ein Ende finden konnte. Hartmann stellt sich neben ihn mit einer „Beatrice". „Fertig habe ich sie in meinem Kopfe, kann mich aber nicht entschließen, hinzusitzen und eine Szene zu schreiben, obwohl das Ganze, wenn es gelingt, göttlich werden **muß**. Ein Teufel plagt mich mit Unruhe und ich kann nicht dahinkommen, etwas zu schreiben." So teilte Beatrice das Schicksal ihrer Schwester Luigia. Einer anderen Tragödie Meißners, Imperia, für die er als Quelle Roscoes Geschichte Leos X. angibt, erging es nicht besser, obwohl Hartmann versprach, sich alle Mühe zu geben und alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die „Cortisana Romana" auf diese Bühne zu bringen. Eine weitere Stelle ihres Briefwechsels zeigt Meißners literarischen Einfluß auf den gleichaltrigen Freund noch deutlicher. Nach dieser scheint auch Hartmann noch einen zweiten Renaissancestoff bearbeitet zu haben, der mit der „Imperia" auffallende Züge gemein hatte. „Eine Tragödie ist entworfen, eine **prächtige** — ich denke immer ans Burgtheater dabei, aber eine Cortisana Italiana, die immer als Ritter auftritt (!), wird schwerlich über seine Bretter schreiten dürfen und für die Reden einer Hohenstaufin ist es nicht akustisch genug gebaut." Nun, er ist nicht dazu gekommen, die „Akustik" dieses oder irgend eines Theaters zu erproben.

Gleichzeitig mit dem erwähnten mirakulösen Arpadenlied ist auch „die Szenenfolge zu einem römischen Lustspiele ganz fertig". „Ist zwar nichts Großartiges", doch ist er gleich

in seinem grenzenlosen Optimismus felsenfest der Überzeugung, daß es „einiger sehr komischer Szenen wegen viel volle Häuser machen muß“. Bald darauf läßt er den Plan samt seinen sehr komischen Szenen und den verlockenden Aussichten auf „viel volle Häuser“ fallen, ohne sich überhaupt noch weiter darum zu kümmern. Die Verirrung ins Altertum mag ein Ausfluß rasch vorübergehender Einwirkung der Lektüre der klassischen Lustspiele gewesen sein . . . Viel länger hält ihn jener merkwürdige Mystizismus in seinen Banden, der ihn dem Arpadenstoff zugeführt, welchem er eine so sonderbar mysterienhafte Ausdeutung gegeben hatte. Er schreibt im selben Briefe, in dem er Meißner die eben erwähnten Pläne auseinandersetzt, von einem neuen großen Gedicht, das ihn aufs Lebhafteste zu beschäftigen scheint: „Ferner läßt mich jetzt auch ein episch-dramatisches Gedicht aus Alexanders sagenhaftem Leben nicht in Ruh! Der Gedanke ist tief, die Sage wunderschön, die Hauptpersonen Alexander, Aristoteles, Chidder und eine Tochter Darius, — die Behandlung des Lenauschen Faustes“. Hiermit sind aber die Andeutungen über den „tiefen Gedanken“ und seine epische Gestaltung erschöpft, das Gedicht scheint ihn doch, wider Erwarten, bald „in Ruh“ gelassen zu haben. Doch ist es gewiß für seine damalige Geistesrichtung und ihre Regungen höchst charakteristisch, daß er sich immer wieder zu derartigen Stoffen unwiderstehlich hingezogen fühlt, daß er, der die Höhe der Entwicklung noch nicht erklommen, unablässig nach einem Werke strebt und ringt, in dem er die ewigen Probleme der Menschheit poetisch zu erklären sucht. Es ist nur natürlich, daß er auf diesem Wege, durch Lenaus großes Vorbild angespornt, zu dem Stoffe kam, der in der deutschen Literatur der typische Problemstoff ist: zu seiner Bearbeitung fühlte sich jeder fast gedrängt, der glaubte, etwas über diese Probleme sagen zu müssen und zu können: zum Faust. So konnte er 1842 im April an Meißner schreiben: „Ein großartiges Drama, das ich nach Erscheinung meiner Gedichte schreiben werde und das in Berlin meine Hauptbeschäftigung sein soll, gefällt im Plane allen außerordentlich. Frankl hat gestaunt und hätte mir das nie zugetraut. — Der Prolog, der ein Ganzes für sich ist, soll als Anhang mit meinen Gedichten erscheinen. — Es ist ein Anti-Faust

und stellt die gefallene Menschheit in ihrer Erhebung dar. Der höchste Tyrann und der niedrigste Sklave sind die Repräsentanten, die Handlung ist eine dreifache, neben einander fortlaufende. — Die Teufel werden durch Engel ersetzt. Ihre Besprechung über die Rettung des Menschen und über alles, was ihn niederdrückt und entwürdigt, bildet den ‚Prolog'". Leider schneidet die gleich darauf folgende Bemerkung: „In Prag oder in Karlsbad beim Freundschaftssaal werde ich Dir Alles auseinandersetzen" eine weitere Erörterung kurz ab. So tappen wir, da keine Zeile des angefangenen Werkes, auch nicht die geringste andere Äußerung darüber uns erhalten ist, trotz dieser Skizze noch recht im Dunkeln. Übrigens mag bei ihrer Unklarheit und Flüchtigkeit die Meinung nicht unberechtigt erscheinen, der junge Autor-Stürmer sei über das Ganze sich selbst noch nicht klar geworden . . . . Noch ein Plan ist uns aus jener Zeit inneren Bilderdrangs in den Briefen erwähnt, der eines historischen Dramas. Er machte umfangreiche Vorstudien, scheint es aber im Zwange der auf ihn eindrängenden neuen Eindrücke bald schon fallen gelassen zu haben. Hier wird uns gar nur der Titel genannt: „Thankmar", mit der beiläufigen Notiz, daß er dazu viel Geschichte studiere und ihn schon „bis auf Kleinigkeiten" entworfen habe. Doch genügt diesmal gerade der Titel, um uns eine ungefähre Vorstellung davon zu machen, jedenfalls eine deutlichere, als von den vorher erwähnten Plänen, trotz den mehr oder weniger unvollständigen Schilderungen und Inhaltsangaben. Der Stoff hat manche dem „Wesselény" verwandte Eigenschaft. Hier wie dort Kampf des Einzelnen gegen die Staatsgewalt, hier wie dort Schilderung eines Versuchs, vermeinte oder tatsächliche Ungerechtigkeit und empfundene Härte abzuwehren. Doch während im „Wesselény" das nationale Motiv vorwiegt, ist im „Thankmar" das rein-individuelle maßgeblich. Thankmar, der Halbbruder des deutschen Kaisers Otto I., ist schon von seinem Vater Heinrich zurückgesetzt worden. Seine Mutter war infolge geistlicher Intriguen von ihrem Gatten verstoßen, der selbst schon nach einer für seine Hausmacht vorteilhafteren Verbindung aussah. Seine Erbgüter zog der König für sich ein. Als nun nach dem Tode Heinrichs (936) nur die Kinder zweiter Ehe als erbberechtigt

nachfolgen, auch die bedeutenden Güter eines nahen Verwandten, auf die Thankmar berechtigte Ansprüche hatte, von seinem Halbbruder, dem neuen König, eingezogen werden, schwindet dem Ehrgeizigen jede Hoffnung, sein Streben erfüllt zu sehen, unter den Großen des Reiches die ihm gebührende Stellung einzunehmen. So wandelt sich seine Erbitterung in offene Empörung. Dem Herzog Eberhard schließt er sich an, welcher sich gegen den König empört, der durch Beschränkung der stammesfürstlichen Sondersouveränitäten das Reich wider die an allen Grenzen auftretenden Feinde einen und stärken will. Im Anfang siegreich, wird er, als Otto selbst gegen ihn zu Felde zieht, von seinen Anhängern verlassen. Sein Stützpunkt, die feste Eresburg, fällt in Ottos Hände. Als jeder Kampf aussichtslos wird, flüchtet er in die offene Kirche. Am Altar wird der Schutzsuchende erschlagen. In dieser Nichtachtung der Staatsidee liegt seine tragische Schuld, in dem Nichtbegreifen der Notwendigkeit, daß in einer Zeit, die Sicherheit und Existenz des Reiches in Frage stellt, sich der Einzelne mit all seinen Interessen dem großen Zwecke der Gesamtheit und ihrem Vertreter unterordnen muß: ein ähnliches Problem, wie es, mutatis mutandis, Ibsen in seinen Kronprätendenten später zu so großartiger Ausgestaltung brachte.

Es ist an der Zeit, hier etwas lange Versäumtes nachzutragen. Wie gestaltete sich in dieser Periode so reicher poetischer Entwürfe, während dieses plötzlichen tropischen Emporwucherns seiner dichterischen Fähigkeiten, Hartmanns äußere Existenz? Wir haben gesehen, wie einsam er sich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Hauptstadt fühlte. Auch dessen ist schon gedacht worden, daß sich diese Stimmung und Lage bald änderte, als er sich an Frankl anschloß und durch dessen herzliche Anteilnahme in seinen Kreisen freundliche Aufnahme und rasche Geltung fand. „Bei Frankl bin ich sozusagen zu Hause. Er verehrt mich, gibt sich alle mögliche Mühe, mir zu nützen, und hat die Anwesenheit des „talentvollen jungen Dichters“ bei Gelegenheit der Erscheinung meines Gedichtes allen Wienern in einer großen feierlichen Note verkünden wollen, was ich mir aber des Lächerlichen halber, „verbeten habe“. (September 1840). Durch Frankl ward er so mit allen Größen des Wiener Parnasses bekannt; doch blieb ihm nicht lange verborgen, wie wenig

meist an dieser Größe, die ihm in der Perspektive von Prag so respekteinflößend vorgekommen, echt, wie vieles nur gemacht war, äußerer Aufputz, Dekoration armseliger Eitelkeiten. Nur einer blieb auch in der Nähe wirklich der, der er aus der Ferne geschienen, ihm folgt er von jetzt an mit einer inbrünstigen Verehrung. Es ist Lenau. Ihm Freund zu werden, war wohl das Größte und Schönste, das ihm in und durch Wien begegnen konnte. Er selbst empfand es so.

Meißner war von einer großen Reise zurückgekehrt, die ihn durch einen Teil Tirols, nach München und Nürnberg geführt hatte. Ein erinnerungsreicher und hoffnunggeschwellter Brief ging natürlich aus Prag an Hartmann ab, der ihn sofort mit all den Einwirkungen und neuen Ansätzen, die sie in dem Freunde hervorgebracht, vertraut macht. „Ich weiß, wie sehr diese Reise auf dich eingewirkt, und denke dich mir wieder um einen großen Schritt weiter! — ! Aber sey nicht stolz! auch ich bin weiter, und ich kann dir etwas in die Schale werfen, was einen halben Cornelius aufwiegt, und ein Teil der deutschen Walhalla und Skaldenhimmels ausmacht. — Ich habe Lenau kennen gelernt. — Bei Gott, das ist ein Poet, der alle Verehrung verdient, mit welcher ihn Moritz Hartmann verfolgte, seitdem er das erste Gedicht von ihm gelesen! — Da ist nichts Erlogenes. Er war mir noch nicht aufgeführt, und ich wußte, daß Lenau vor mir stand, vielleicht auch, wenn ich nicht sein Porträt gesehen hätte. — Ich ging mit Frankl spazieren und erzählte ihm von Isidor, Friedrich und Alfred, [1]) als uns ein Mann entgegenkam, nicht groß, aber kernig, buschigen Schnurrbart, schwarzes mit grauem untermischtes Haar, tiefdunkel wie ein Gruftlicht leuchtendes Auge, ein Gesicht, von Lenauscher Wehmut umnebelt, mit einem Ausdruck von ungeheurer Manneskraft. Wie er so durch die Gassen ging, tief gehüllt in seinen Makingthos (!), sah man es ihm an, wie er ein Einsamer sey, mitten in diesem Gedränge. Frankl führte mich ihm auf; er kannte mich und war sehr freundlich gegen mich. Wir gingen mit ihm auf der Bastei spazieren und nach diesem Spaziergang war ich einige Tage ganz exaltiert. — Schade, daß er als Hypochonder so ganz und gar nicht zu-

---

[1]) Heller, Bach und Meißner.

gänglich ist. — Er erzählte uns unter anderem von der vierten Auflage seiner Gedichte, der zweiten seines Faust, den er, wie er schmunzelnd versicherte, mit manchem Schönen vergrößerte" ... Nachdem so der Anfang einmal gemacht war, gestaltete sich das Verhältnis Hartmanns zu Lenau immer freundlicher, ja fast freundschaftlich. Nur wenige Tage vergehen, an denen er Meißner nicht ein neues Zeugnis seiner Verehrung für den Meister oder seines Verkehres mit ihm zuzusenden weiß. Anfang Dezember kann er schon an Bach schreiben: „Heute war ich zweimal bei Lenau", und, da er ihn nicht antraf, am folgenden Tage wieder: „Eben komme ich von Lenau, ich fand ihn noch in Unterhosen und Schlafrock, in den Händen die Fiedel strich er diese meisterhaft wie ein Zigeuner. Er grüßt dich vielemal, und wird dir nächstens schreiben. — Die Ursache, daß es noch nicht geschehen, ist, daß erstens das Buch [1]) lange von den Buchhändlern ist aufgehalten worden, zweitens war er, als es heuer im Sommer ankam, verreist. Er sprach von dir als von einem „schönen, sehr schönen Talent" und lächelte dabei unnachahmlich gutmütig. Ich versichere dich, Freund, Lenau hat Augen, daß einen eine wehmütige, liebende Sehnsucht ergreift, wenn man darein schaut. Ich machte mir jetzt Vorwürfe darüber, daß ich jetzt seit zwei Tagen ein herrliches, wohleingerichtetes Zimmer bewohne, während Lenau in einem halb so großen, düsteren Stübchen seine Geige streicht und ‚Ulrich von Hutten' schreibt. Er tut es zwar nicht aus Ökonomie, sondern bloß, um bei seinem reichen Freunde Max Löwenthal zu wohnen, der mit seiner Frau gleich neben ihm fürstlich eingerichtete Zimmer bewohnt, während Lenau in einem vier Ellen breiten, vier Ellen langen Zimmer steckt, wo Bett, Tisch, Kasten, Bücherschrank ꝛc. alles aufeinander gestappelt. — Wenn du nach Wien kommst, mußt du ihn besuchen." ... Von dem merkwürdigen, Nerven und Geist zermürbenden Verhältnisse Lenaus zur Frau seines Freundes, scheint Hartmann, damals wenigstens, keine Ahnung gehabt zu haben.

Diese Stunden mit Lenau gaben ihm auch ein Gedicht ein, in dem er des Verehrten Rückkehr aus Amerika feiert:

---

[1]) Bach hatte ihm offenbar seine Sensitiven gesandt.

Wir begrüßen dich mit Liedern,
Leg' hinweg den Wanderstab;
Weil' in Mitte deutscher Jugend,
Die dir Ros' und Lorbeer gab.
Während sich das Volk Virginiens
Singend um die Tanne schaart,
Die getreu in ihrem Herzen
Deinen Namen aufbewahrt.

Natürlich konnte von einem intimen Verkehr, wie Hartmann ihn mit Meißner pflegte, mit Lenau, der ja damals den Zenith des Lebens schon überschritten hatte, nicht die Rede sein. „Besuchen kann man ihn nicht, denn er liebt Besuche nicht; auch wo sollte mir Gelegenheit kommen, zu ihm zu gehen? und unter uns, kleinem Volke treibt er sich, wie billig, nicht herum.“ Seine Verehrung für Lenau steigt ins Unbegrenzte; je näher er ihn kennen lernt, umsomehr findet er, daß der Dichter dem Idealbild entspricht, das er sich nach seinen Gedichten von ihm entworfen. Und über viele Not und manche kummervolle Stunde hilft es ihm hinweg, wenn er dann wieder einmal an Meißner schreiben kann: „Lenau hat mich sehr freundschaftlich zu sich eingeladen und herzlich, innig, ja für mich höchst schmeichelhaft empfangen. Ich fühlte eine unendliche heilige Weihe, da er mir aus dem Bette, neben welchem ich bei ihm saß, mehreremale die Hand reichte und mit Lenauscher liebevoller Freundschaft die meine drückte; wenigstens achtmal, so oft ich etwas sagte, das ihm gefiel. Besonders war er über meine Liebe zu J. Kerner höchst erfreut und machte mir die herrlichste, poetischste Schilderung von dessen wunderbarem Charakter. Er sprach mir außerdem mit vieler Achtung von dem biedern Charakter der beiden Pfizer und der Größe Schellings, den er beständig studiert. — Franz Baader, den er kannte, nannte er einen unergründlichen Theosophen, den man erst verstehen wird . . . Nichts fand ich von all der Hypochondrie und dem Abstoßenden, von dem die Wiener erzählen. Daß er den elenden Wiener Poeten gegenüber abstoßend und im Zeitenjammer, der ihn schmerzt, oft melancholisch ist, wie natürlich ist das! — Und muß es nicht jeder, auch der Lebensfrohste, nur mit ein

Wenig Poesie und Weltliebe sein? — Er lud mich ein, ihn oft zu besuchen und „Poesien" mitzubringen, auch merkte er sich meine Adresse und sagte, er wolle einmal zu mir kommen. Nun, das soll mein schönster Tag sein und ich will die Spelunke nicht verlassen, so lange ich in Wien bin. Nächstens geh ich wieder zu ihm und da will ich von den Pragern erzählen und meinem blonden Freunde, dem einen von der heiligen Trinitas, meinem Idole" . . .

Zu den beiden anderen Größen der älteren Wiener Dichter-Generation trat er wenigstens in oberflächliche gesellschaftliche Beziehung. Bauernfelds Lustspiele schätzte er längst und ist für ihre feine und witzige Art zeitlebens empfänglich gewesen. In ihrem Schöpfer ehrte er auch einen Führer der Wiener literarischen und politischen Opposition. Aber in noch leuchtenderem Glanze stand ihm Anastasius Grün, der erste, der es gewagt hatte, in seiner Dichtung dem herrschenden System energisch entgegen zu treten. Grüns Spaziergänge haben auf die ganze politische Lyrik jener Zeit entscheidenden Einfluß geübt. Hartmann empfand ihre Einwirkung vielleicht weniger, weil er so ganz im Banne Lenaus stand. Hier bildete sich eine engere persönliche Verbindung auch schon deshalb nicht, weil Auersperg bei allem aufrichtigen Liberalismus doch in seinem Wesen und Fühlen stets der geborene Aristokrat blieb, und Hartmann wiederum sich des unüberbrückbaren Gegensatzes bewußt war, der ihn, den Demokraten aus Instinkt, hiervon trennte. Dies minderte natürlich die hohe Anschauung nicht, die er von den Verdiensten Grüns hatte, denen er in seinem Gedicht „An Anastasius Grün" ein würdiges Preislied singt. „Du warst der erste von den Boten, die Auferstehung uns verhießen," heißt es da, und Grün wird gegen alle niedrigen Verdächtigungen, die ihn der Zweideutigkeit ziehen, entschieden in Schutz genommen.

Zu den kleineren Gestirnen des Wiener Literaturhimmels, die er in jener Zeit kennen lernte, gehörte auch der elf Jahre ältere Heinrich von Levitschnigg, der ihn anfänglich durch seine rauhen Manieren abstieß, dann aber durch seine merkwürdigen Erlebnisse anzog. Wie dieser überhaupt schon früh Neigung zur orientalischen Literatur besaß, zeigen seine Dichtungen orientalischen Schwung und Bilderpracht, die oft bis zur Verstiegenheit geht. Zu einem intimeren Verkehr scheint

es aber zwischen den Beiden nicht gekommen zu sein, wie denn Hartmann von dem älteren Wiener Dichterkreise überhaupt nur mit Frankl und Lenau vertraut ward.

Der freundliche Zuspruch Lenaus war ihm Stab und Stütze, die ihn aufrecht erhielten, wenn er in wirklichen und eingebildeten Sorgen verzagen wollte; sein Lob gab ihm neues Selbstvertrauen, wenn er an seinen eigenen Fähigkeiten verzweifelte. Denn an solchen Momenten fehlte es nicht, in denen er Gedichte und Ausarbeitungen verbrannte, alles Versemachen abschwor — er würde es darin ja doch nie zu etwas bringen — und sich auf den Appeltauer und Lichtenfels, die staatlich approbierten Lehrbücher der Mathematik und Philosophie, die „alles auf seinem Schreibtische mit einen dumpfem Modergeruch erfüllten," gänzlich zu konzentrieren — sich vornahm. Wenn Meißner ihm dann von seinen neuesten Erfolgen schreibt, Gedichte schickt und den Freund auffordert, seine Meinung zu äußern, tut es dieser mit demselben Überschwang, der ihn die eigene Lage momentan in den schwärzesten Farben sehen läßt: so fährt er auf demselben Blatt, in dem er von seiner „göttlichen" Beatrice spricht, — denn für seine eigenen Pläne ist er stets sehr eingenommen, ja er bildet sich nicht wenig auf sie ein, so lange er selbst an die Möglichkeit einer Vollendung glaubt, — im Tone tiefster Resignation fort: „So werde ich vielleicht elend aus der Welt gehen und ein kleinlicher Band Gedichte wird der Staub sein, der von mir übrig bleibt. Du bist ein glücklicher Junge, deine Tragödie, die gewiß herrlich wird, geht mit großartigen Schritten der Vollendung entgegen. Deine Gedichte mußt du bald herausjagen, daß sie predigen, die göttlichen Jungens, ich wollte sagen die geweihten Missionäre, die hohen Priester, und mit einem kleinen Gedichte an Moritz Hartmann mußt du für meine Parasit-Unsterblichkeit sorgen, sonst qualmt der Staub der Weltgeschichte über mir zusammen und nicht einmal eine Sternschnuppe, ein ausgeschneiztes Talglicht, husch — weg bin ich, wenn ich nicht noch einmal als Bücherwurm, als Papierfresser durch die Seelenwanderung dahin gelange, mich noch nach meinem Tode von deinen sämtlichen Werken zu ernähren" . . .

Denn so wie er die eigenen Produkte im Momente des Schaffens überschätzt, um bald darauf zu resignieren, so er-

scheinen ihm auch Pläne und Fertiges des Freundes in übermäßiger Größe. Nach der Lektüre des Meißnerschen „Fortunio" legt er sofort die angefangenen Novellen bei Seite: so stark war der Eindruck. Und doch ist der Unterschied zwischen ihm und Hartmanns erster Jugendsünde, der „Grisette" tragischen Angedenkens, gar nicht so erheblich. Auch hier gehört das Sujet dem romantisch-jungdeutschen Stoffkreis an: Das Schwanken des genialen Helden zwischen zwei idealen Frauen, die eine gläubig, sanft, schmiegsam, die andere dämonisch, sprühend. Hier noch die Verquickung, daß die beiden ungleichartigen Naturen Schwestern. Der Held, der nicht entscheiden kann, verläßt beide — ein weit eher lustspielartiger, als tragischer Schluß. Als Lustspiel hat Hartmann später einen ähnlichen Stoff in seinem „Buridans Esel" auch bearbeitet. Meißner läßt seine Novelle tragisch ausgehen. Die jugendlichen Liebesabenteuer, die ihr zugrunde liegen, hatten ihn gerade in eine etwas weltschmerzliche Verfassung versetzt. Denn auch hier ist es ersichtlich, daß der Autor Typen und Geschehnisse des eigenen Erlebens festzuhalten sucht, die er mit den bunten Fäden seiner fruchtbaren Phantasie umspinnt; manche der geschilderten Gestalten sind in seinen Briefen leicht wiederzuerkennen, „Fortunio" — schon der Name romantische Ironie — er selbst. Die mise-en-scène ist noch ziemlich ungeschickt und verrät ebenso Mangel an Übung als geringe Welt- und Menschenkenntnis, wie denn das Ganze überhaupt sehr konstruiert und phantasiert erscheint. Und wie nahm Hartmann die Sendung des Freundes auf? Aus dem „Gehege seines genialen Stils" hat er ihn „mitten heraus erkannt." Er sei „hellenischer Natur". „Ich war diese Woche mit Kuh im Liechtensteinischen Garten, welche geniale imposante Verworrenheit und Wildheit — das nordische der Savannen und italienisches Tal, untereinander Tannen, Platanen, schwanke Stege, Goldregen, ein ganzer Rosengarten — so kam mir die Geschichte „Fortunio" vor, da erinnerte ich mich ihrer und freute mich ihrer von Herzen — wie muß sich dieser Garten im Mondschein ausnehmen — wie wird diese Novelle seyn im Sonnenschein deines keimenden Ruhmes." Vor solchem Überschwang können allerdings die eigenen begonnenen opuscula nicht bestehn, und die ganze Ladung wandert in den Ofen ... Ähnlich geht es, nachdem er

Meißners famoses Gedicht an Shelley kennen gelernt: eine lange Hymne an Shelley, von der schon nicht weniger als 47 Strophen fertig sind, wird ohne Gnade zum Scheiterhaufen verurteilt — obwohl die eine, die er mitteilt, ganz respektable Eigenschaften aufweist – und kalt lächelnd berichtet er von dem vollbrachten Autodafé. Auch diese merkwürdige unwillkürliche Parallelität der Stoffe spricht deutlich von der Wesensverwandtschaft der gleichgestimmten Jünglinge.

Der Abschied von Prag hatte ihn so bedrückt, weil er es für unmöglich gehalten, in Wien Freunde zu finden, die ihn ebenso verstünden und seine Neigungen und Hoffnungen zu teilen vermöchten, wie die er in Prag zurückließ. Er sollte aber an sich selber erfahren, daß er zu den seltenen Menschen gehöre, die sich überall, wo ihr Weg sie hinführt, wahre Freunde erwerben. So ging es ihm auch in Wien. Bald nach seiner Ankunft trat er in innige Freundschaftsbeziehung zu dem wenig älteren Mediziner Kuh, in dessen Vaterhause in Prag er schon mit Bach, Meißner und den anderen Freunden viel verkehrt hatte. Anfangs hatten sie sich sogar zusammen auf der Landstraße[1]) eingemietet. Saß er bei Tage viel allein „in der Spelunke oder irrte in der weiten Stadt mutterseelenallein herum" — denn Kuh war den ganzen Tag fort, im Kolleg, lernend oder „bei Stunden", lehrend — so war die Nacht lang genug zu vertrauter Aussprache. Doch nach wenigen Wochen hatte dieser Beiden lieb gewordene Zustand ein Ende. „Ich wohne nun allein, weil meine Lektionen in der Stadt es nötig machten, daß ich herein zog, auch Kuh wird bald die Landstraße verlassen und sich wahrscheinlich in die Leopoldstadt zurückziehen, um seinen Lektionen nahe zu sein." (Dezember 1840.) Doch diese Trennung ließ in ihrem Verkehr keine Unterbrechung eintreten. Auch für Kuh hat Hartmann jene schwärmerische Empfindung, die ihn uns in seinem Verhältnis zu Meißner charakterisiert. „Mich macht der Umgang mit Kuh jetzt sehr glücklich. Von ihm ließe sich sagen, das ist ein echter Mensch, und wir alle sollten uns bestreben, so zu sein. Ich brauche dir nicht erst alle Schönheiten seines Herzens, alle Lichter seines Geistes herzuzählen. Du kennst ihn ja auch, aber wahrhaftig nicht so, wie ich.

[1]) Wiener Bezirk.

Wir haben vor ungefähr einem Vierteljahr in Mißverständnissen gelebt, aber das hat sich aufgelöst, und ich hoffe, er ist so freudig in mir, wie ich in ihm. So wie ich mit Dir Rendezvous im Kaffeehause hatte, habe ich sie mit ihm im Bette. Entweder ich schlafe auf seinem Sopha oder er auf dem meinigen, und da wird die halbe Nacht durchgeplaudert, nein, ich wills nicht plaudern nennen, denn das Größte, Schönste schwebt leuchtend über uns. So neulich erst — er kam abends zu mir, wir legten uns, begannen zu sprechen und sprachen, bis es mir einfiel, zu sehen, wie spät es sein möge. Ich mache Licht und sehe es ist Fünf. Durch die Vorhänge guckt der Tag recht freundlich herein und nickt. Wir gingen fröhlich von einander und keiner war schläfrig." . . . Was den Inhalt dieser Unterhaltungen und Träume bildete, erfahren wir auch in einem Briefe, in dem er ihr Zusammenleben launig schildert. „Wir leben mitsammen ein sonderbares Leben; zanken und lachen viel mitsammen. — Ersteres, wenn er zum Beispiel, während ich frühstücke, am selben Tisch seine kotigen Stiefel abkratzt und putzt; letzteres, wenn wir, z. B. wie heute Nacht, regungslos, doch wach, in unseren Betten liegen; um Mitternacht bemerkt jeder, daß noch der andere wach ist! — Kuh, du bist noch wach? — Ja, du auch? — Natürlich! Ich hab' bis jetzt eine Rede ausgearbeitet, die ich in Gedanken als Professor der Geschichte halten würde (und nun folgt die Exposition). Darauf Kuh: Und ich habe die repräsentative Verfassung Deutschlands geordnet. (Nun die Erklärung.) Kuh: Weißt du, was wir sind? — Hartmann: Narren! — Kuh: Richtig! Lautes Gelächter, daß die alten Jungfern im Nebenzimmer erwachen und brummen. Die Glocke schlägt 1 ½ Uhr."

„Meine Lektionen in der Stadt!" . . . Er war noch nicht lange in Wien, als er daran denken mußte, diesen zweiten Teil seines Programmes auszuführen. Der Zehrpfennig, den ihm die sorgliche Mutter beim Abschied in die Hand gedrückt, war bald den Weg alles Geldes gegangen. So suchte er sich nun auf dieselbe Weise durchzuschlagen, die ihm früher in Prag seinen Unterhalt gewährt hatte. Und er konnte mit dem, was er fand, zufrieden sein. Er ward, nachdem sich anfangs ein anderes Engagement zu seinem großen Kummer zerschlagen, da sein neuer Herr, ein Bankier, durch

eine unglückliche Börsenspekulation plötzlich sein ganzes Vermögen verlor, mit einem recht auskömmlichen Gehalt bei der Familie des reichen Bankiers Wertheimstein angestellt. Als Hauslehrer, nachdem er anfangs auf den Posten eines Hofmeisters gerechnet hatte. Dieser Unterschied sollte in der ersten Zeit für ihn recht unangenehme Folgen haben. „Ich werde nämlich vierteljährlich bezahlt werden (wahrscheinlich) und so mußte ich mich so elend durchhauen, bis endlich Frankl meine Traurigkeit und mein elendes Aussehen auffiel und [er] mir, wie er es schon einmal getan, Geld borgte. — Er ist ein sehr guter Mensch und giebt sich alle mögliche Mühe mir zu helfen, wo er nur kann . . . Nach Hause habe ich nicht schreiben wollen, da meine Eltern wissen, daß ich gute Stunden habe und mich für liederlich gehalten hätten. Jetzt werde ich wieder essen und schreiben, denn ersteres muß leider sein und ich habe, durch zehn Tage wenigstens, nur einmal des Tages um fünf Uhr abends bei Wertheimsteins gegessen, aber da ich Sonntag oben keinen Tisch habe, traf es sich auch, daß ich einmal von fünf Uhr Samstags bis fünf Uhr Montags nicht mehr als um zwei Groschen Semmel gegessen, die ich mir ausgeborgt habe. — Du mein Teurer! Der du dich bei jeder Semmel- und Kollatschenstation auf dem Wege zum Freundschaftssaal (o dreimal glückliche, teuere, glückreiche Zeiten, ich segne Euer Angedenken) über das Jüdische an mir ärgertest, du weißt es, wie die erzählten Umstände auf mich einwirkten und doch habe ich nie so lebhaft gefühlt, daß ich ein Dichter bin, als eben in dieser Zeit . . .“ Trotz diesen wenig versprechenden Anfängen plätscherte er bald wieder in einem Meer himmelblauer Illusionen: „Ich lebe so so . . . Ich gebe in einem der größten Häuser hier Lektion, bei H. Edler von Wertheimstein, einem Kompagnon und Faktotum Rothschilds, und ich werde oft die Ehre haben, mit seiner alle Welt umfassenden Gläubigkeit an einem Tische zu essen? ! ! ! — Schrecklich! — Hie Hartmann, hie Rothschild! . .“ Daran knüpft er denn die überschwänglichsten Hoffnungen.

Trotz alldem sehnt er sich stets hinaus und je weiter seine Projekte schweifen, um so verlockender erscheinen sie ihm. So macht er einmal höchst geheimnisvolle Andeutungen von Anträgen, die ihm zugegangen seien: eine Hofmeisterstelle in

Venedig oder — Konstantinopel anzunehmen. Besonders aber zieht ihn Paris, die Stadt, in die ihn das zweite Jahr seiner Freiheit führen, in der er aber die gesuchte Befriedigung nicht finden sollte und die ihm später bei seinem erzwungenen Aufenthalte je länger, je mehr antipathisch wurde. Damals aber träumte er sich in einen großen Beruf hinein, zu dem er sich geboren glaubte, der große Vermittler französischer und deutscher Literatur und Kultur zu sein, die Gegensätze zwischen den beiden Nationen durch Aussäung gerechterer Erkenntnis verringernd auszugleichen — eine Rolle, der ähnlich, die damals Heine für sich okkupierte. Eine Bekanntschaft, die er bei Wertheimstein machte, will er zu diesem Ziele fruktifizieren, nach Paris gehen, dort Lektionen geben und gleichzeitig — Vorlesungen am collége de France halten — er, der kaum Zwanzigjährige! „Alle Einleitungen sind schon getroffen", auch die Eltern von der bevorstehenden Abreise des Sohnes bereits in Kenntnis gesetzt: Acht Tage später brütet er über einem neuen Lieblingsprojekt. Überhaupt will's ihm in Wien nicht recht wohl werden, immerfort schmiedet er Reisepläne, Paris, Berlin oder Leipzig sind ein beständig wiederkehrender Refrain seiner Briefe. „Entweder ich streiche im Sommer schon nach Paris oder ich höre nächsten Winter Schelling oder trinke Thee mit einer gewissen Dame unter den Linden, oder wenn keines von beiden geschieht, so gewiß, als du ein Dichter bist, ich bin ein Züricher Bursche. Eines von diesen dreien muß in Erfüllung gehen, ich bleibe auf keinen Fall in Österreich und hätte ich meine Sache auf Nichts gestellt".

Trotz diesem zehrenden Drange, der oft erneuten Ausdruck erhält, sollte es noch Jahre dauern, bis er, jedes Zwanges ledig, frei von dannen ziehen konnte. Sein vierjähriger Aufenthalt in Wien wurde nur durch die üblichen Ferien-Heimreisen unterbrochen, die ihn auch zu Meißner nach Prag oder zu Besuch in dessen Elternhaus nach Karlsbad, wo der Vater als Badearzt lebte, führten. Meißner seinerseits benutzte manche Gelegenheit, den Freund in der Hauptstadt zu besuchen, und der Briefwechsel von 1843 erzählt uns von einer vergnüglichen gemeinsamen Donaufahrt, Wienwärts gerichtet. Einen tieferen Einschnitt in diese Wiener Jahre bildet aber eine italienische Reise im Sommer des Jahres 1842.

Die Hoffnungen, die Hartmann von Prag nach der Hauptstadt geführt, seine Niederlagen Janderaschen Angedenkens vor einem neuen Forum wieder ausgleichen zu können, haben sich nicht realisiert, sei es, daß er zu einer sogenannten Reparaturprüfung die Bewilligung nicht bekam, sei es, daß er auch diese nicht bestand. Jedenfalls waren die Prager Studienjahre verloren, gänzlich verloren, ein Umstand, der Vater Hartmanns Härte in wesentlich milderem Lichte erscheinen läßt. In seinen Augen mußte Moritz tatsächlich der verlorene Sohn sein, besonders wenn er seine reichen Geistesanlagen in Anschlag brachte, die er ja auch zu schätzen verstand. Mit welchem Nutzen hätten die sich im Geschäft verwenden lassen, und nun kaprizierte sich dieser Dickkopf auf Studien, zu denen er offensichtlich so wenig Talent hatte! . . Von diesen Studien spricht Hartmann nur mit einer gewissen unverhohlenen Verachtung: „Meine Studien, ut ita dicam“ „meine sogenannten Studien“; wenn er auch die Kollegien mit gewohnter Pünktlichkeit besuchte. Und wie hatte er sich getäuscht, wenn er geglaubt hatte, auf den Gebieten seines Interesses von der Alma mater Anregungen mit nach Hause nehmen zu können. Der Gedanke an die Medizin als Lebensberuf war natürlich längst aufgegeben, obwohl ihm, nach einer Behauptung Meißners, Lenau, selbst ja ein der Wissenschaft untreu Gewordener, eifrig riet, an diesem Studium festzuhalten: „Ich werde sie wahrscheinlich nie kosten“ schreibt er dem Freunde, der sich selbst so ungern nur in dieses Joch spannen ließ, dem er alle Augenblicke zu entschlüpfen strebte. Er wirft sich auf die Literatur und redet auch dem Freunde zu, da er bei seinen Fähigkeiten auch dann kein »fruges consumere natus« sei. Deutsche Literatur — er versenkte sich damals besonders in die mittelhochdeutsche und las mit Kuh den Parsifal und Tristan, wie die Epen Hartmanns und Walthers Lyrik, an ihrer Stärke sich erquickend nach der Lektüre moderner Wiener Kraftlosigkeit und Süßelei — deutsche Literatur wurde überhaupt nicht gelehrt und Geschichte in einer Weise, die ihn von seiner Leidenschaft aufs radikalste hätte kurieren müssen. So trieb er diese Studien ganz auf eigene Faust, ohne Methode, bald da, bald dort naschend: doch da er bei alle dem stets bei der Stange blieb und die Lücken stets auszufüllen bestrebt war, die eine solche Systemlosigkeit mit

unausweichlicher Konsequenz zur Folge hat, erwarb er sich im Laufe der Zeit eine gründliche und ausgebreitete historische Bildung. Seine schon tief eingewurzelte Abneigung gegen „Appeltauer und Lichtenfels“ war natürlich dabei nicht geringer geworden, und nur in einer gewissen moralischen Katerstimmung konnte er sich soweit überwinden, auch einmal einen Blick hineinzuwerfen. Bei dieser Art von Studium konnte er allerdings zufrieden sein, als er im Sommer 1842 endlich die Abschlußprüfung bestand, und er war es auch.

Nach den Strapazen, die solch ein Examen mit sich bringt, gönnt man sich gerne eine Erholung. Hartmann fühlte auch, daß er das reichlich verdient habe. Ersparnisse hatte er bei seiner Hofmeisterei im Hause Wertheimstein nicht gemacht. Frühjahr 1842 gab er seine Stellung auf. Als er nach einiger Zeit neue Abmachungen traf, bedang er sich eine Pause vor Antritt seines Postens aus, die er zu seiner Italienfahrt benützte. Auch ein Vorschuß ward ihm auf seine Bitte bereitwillig gewährt. So hatte er nun auch die Mittel in Hülle und Fülle. Denn die Summe schien ihm ein unerschöpflicher Schatz. Er verwendete die Sommerferien — für den Herbst hatte er sich ja schon wieder gebunden — den langersehnten Wunsch zu erfüllen. Eines schönen Tages brach er auf, zu einer Fußreise durch Oberitalien gerüstet. Das war damals schon von Polizeiwegen keine so einfache Sache. Ohne einen von sämtlichen Instanzen gestempelten, visierten, unterschriebenen Paß mußte man gewärtig sein, spätestens von Graz aus unter behördlicher Assistenz die Rückfahrt antreten zu dürfen. Und Hartmann hatte keine Spur von einem Paß. Bei der Schnelligkeit, mit der er seine Vorbereitungen zu treffen pflegte, und der schlafmützigen Langsamkeit, mit der die Behörden damals arbeiteten, hätte er auf den Paß, den er für die Sommerreise brauchte, mit Sicherheit im Winter rechnen können. Mit einer unvergleichlichen Unverfrorenheit entschloß er sich, ohne Paß auf die Reise zu gehen. „Warum hat es eine löbliche Polizei dahingebracht, daß man sich ein ordentliches Vergnügen daraus macht, ihr eine kleine Nase zu drehen?“ Wie er den Argusaugen des diensttuenden Kontrolleurs entging, in Graz, nach einer Standpauke des Gouverneurs, der ihn zu schleuniger Umkehr bereden wollte — Fürsprache eines Freundes hatte ihm Straflosigkeit ausge-

wirkt — sich gerade dadurch, daß er sich auf den Gouverneur berief, ein korrektes Visum seines Heimatsscheines — der eigentlich nur in Böhmen Geltung hatte — zu verschaffen wußte; wie er sich an der Wirtstafel in Adelsberg mit den maßgebenden Beamten anzufreunden wußte, in Triest, wo er in Gesellschaft wandernder Studenten einrückte, in Mailand der Polizei, die ihn durchaus auf einem Wege zurückschicken wollte, der ihm nicht paßte, ein Schnippchen schlug — und wie er so allen Hindernissen und Schwierigkeiten zum Trotz ungehindert überallhin kam, wohin sein Herz ihn zog, das alles beschrieb er später mit übermütiger Laune in seinem köstlichen „Wanderbuch eines paßlos Reisenden".

Venedig und der Comersee waren „die beiden schönsten Ziele, die er sich gesteckt". Doch führte ihn sein Weg durch ganz Oberitalien. Padua, Vicenza, Verona, Breszia, Bergamo, Mailand durchstreifte er, überall das Schöne mit vollen Zügen genießend. Schon in Wien war er ein eifriger Gast der Gemäldegalerien gewesen, hatte stundenlang im Liechtensteinschen Palais oder vor dem Canovaschen Christinengrabmal geweilt. Hier fand er sich seinen Idealen näher, das Leben reich an farbiger Pracht, wie er es geträumt, wenn er das Wort Italien sehnsüchtig ausgesprochen. Der Anblick des Meeres überwältigt ihn. Ein Gedicht, das er in jenen Tagen an die fernen Freunde richtet, zeigt ihn uns am Strande sitzend, dem immer gleichen Rhythmus der brandenden Wellen lauschend, das Auge in die unendliche Ferne gerichtet. Stärker werden in ihm die Gedanken der Freiheit und Schönheit, die er hegte und die das Meer ihm wieder zuträgt, aber er fühlt doch

die Last
tyrannischer Willkür und ewiger Knechtschaft,
vom Leben und Schicksal uns aufgebürdet,
und die wir zu tragen verdammt sind — alle.

Auch die alte, neuerwachende Abenteuerlust blieb nicht unbefriedigt. In dieser Zeit spielt die Venezianer Geschichte „Das Nessuskleid", eine andere, die er später in den Grenzboten erzählt, versetzt uns nach Mailand. Wie vielen anderen Zerinas und Zanettas mag er aber noch auf seinem Wege begegnet sein?

Nachdem er von Italien genug gekostet, durchzog er, ohne sich um Polizeiverbote zu kümmern, die Schweiz, wo er in Zürich, das ihn schon lange angezogen, Bekanntschaft mit dem dortigen Burschenleben machte, und einer Vorlesung Okens beiwohnte. In welchem Lichte mögen ihm dabei seine Erfahrungen in Prag und Wien erschienen sein! Herwegh, den er gleichfalls hatte aufsuchen wollen, war zu seinem großen Bedauern abwesend. Dann kehrte er über Konstanz, Lindau und München nach Wien zurück. Hier hatte er schon vor seiner Abreise eine neue Hofmeisterstelle im Hause des Bankiers Lieben angenommen. Sie war ihm für sechs Jahre angetragen worden, er aber wollte sich nur für drei Jahre binden. Seine Reise hatte nicht dazu beigetragen, seine Abneigung gegen die Abhängigkeit des Wiener Lebens zu vermindern. Wenn er an seine Zukunft dachte, sah er sich immer in einer anderen Umgebung, und es konnte daher nicht seine Absicht sein, länger zu bleiben, als sich als unbedingt notwendig erwies. Wäre es ihm geglückt, wie er lange Zeit gehofft hatte, schon im Sommer 1842 mit seiner Gedichtsammlung hervorzutreten, so hätte er seiner Reise jetzt schon wohl ein anderes Endziel als Wien gegeben. Nachdem er mehrere Wochen mit Hoffmann und Campe unterhandelt hatte, war es auch zu einem beide Teile befriedigenden Abschluß gekommen. Nach der vorliegenden Korrespondenz hatte Hartmann damals nicht die Absicht, seine politischen Gedichte zu veröffentlichen. Da diese aber den größten Teil des später ausgegebenen Bandes ausmachen und der geplante Titel deutlich genug darauf anspielt, so mag man es dahin gestellt sein lassen, ob nicht auch hier nur eine der erwähnten Finten vorliegt, wie sie damals gegen Zensur und Reaktion Brauch waren. Mit Ungeduld erwartete er nun noch die letzten Abmachungen, um dann dem Erscheinen seiner „Gedichte eines Zeitkindes“ in Ruhe entgegensehen zu können. Doch alle diese Hoffnungen und die Pläne, die sich daran knüpften, vernichtete im Mai die ungeheure Feuersbrunst, die fast ganz Hamburg in Asche legte. Hoffmann und Campe waren schwer geschädigt und wollten einstweilen an neue Unternehmungen nicht denken. Im folgenden Jahre knüpfte Hartmann die Verhandlungen wieder an, doch kam es zu keinem befriedigenden Ende.

Er machte noch einen zweiten Versuch. Kuranda, der nach Wien gekommen war, und in Literatenkreisen freundlich aufgenommen wurde, hatte ihm versprochen, das Manuskript selbst mit nach Leipzig zu nehmen und dort dafür zu tun, was in seinen Kräften stand. Doch als er die im Laufe des Winters entstandenen politischen Gedichte (deutsche Monumente, der deutsche Knecht u. a.) hörte, welche der Sammlung ja erst das Gepräge verleihen, das sie gerechte Anwartschaft auf ihren stolzen Titel erheben läßt, kamen ihm doch Bedenken, und er mochte die Verantwortung nicht mehr übernehmen. Denn erst durch seinen Wiener Aufenthalt war Hartmann auch als Dichter in die Reihen der politischen Opposition getreten. Zwar hatten, wie wir sahen, die Polenbegeisterung und manches andere schon frühzeitig seine politischen Instinkte geweckt, und schon aus der Prager Zeit wird uns berichtet, daß er ein an Cremieux gerichtetes Gedicht dem Gefeierten übersenden wollte. Ob er diese Absicht zur Ausführung gebracht, erscheint allerdings ungewiß. Doch erst in Wien begann er im weiteren Umfange der politischen Muse zu huldigen, offenbar angeregt durch die Lektüre von Herweghs Liedern, die trotz scharfer Verbote dort stark verbreitet waren.

Seine Ungeduld, endlich zu einer Lösung dieser für ihn so brennenden Frage zu kommen, wurde indessen durch diese neuen Umstände nur vermehrt. Nun sandte er das Buch mit der Post nach Leipzig, bekam das Paket aber nach einiger Zeit geöffnet zurück. Er konnte noch von Glück reden, daß keine Untersuchung gegen den Absender eingeleitet wurde, der so hochverräterische Dinge nicht nur dachte, sondern auch schrieb und sogar drucken lassen wollte. Ein Weg stand ihm noch offen: er hätte nämlich durch Fürsprache Lenaus leicht mit Cotta in Verbindung treten können, und wäre wohl unter dieser Flagge eines günstigen Erfolges sicher gewesen. Doch verschmähte er, den Freund zu Hilfe zu rufen.

So war das Resultat dieser Betriebsamkeit, daß alles beim Alten blieb. Er mußte noch warten, obgleich er schon Anfang 1842, noch bevor er an den Abschluß einer eigenen Sammlung dachte, den kühnen Plan geschmiedet hatte, in Gemeinschaft mit einigen Freunden ein Album herauszugeben. Damals war gerade, in ähnlicher Weise wie für Vollendung

und Ausbau des Kölner Domes, eine energische Agitation im Gange, die die Mittel für das großartigste Hermannsdenkmal Bandels aufbringen sollte. Wie der Kölner Dom in seiner Vollendung als Denkmal deutscher Einheit, so wurde das Hermannsdenkmal als Erinnerungszeichen an die Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft aufgefaßt. Es war ein Denkmal des Deutschtums im eminentesten Sinne des Wortes. Und wie die absolutistischen Regierungen allen Freiheitsbestrebungen feindlich gegenüberstanden, so hatte auch Bandel mit seinem Projekte auf eine Unterstützung nicht zu rechnen.[1]) So wurde es bald Parteisache der nationalen und liberalen Opposition. Das Hermannsdenkmal erlangte eine ungeheure Popularität. Da war es denn ein sehr glücklicher Gedanke — von wem der Beteiligten er ausging, ist nicht festzustellen — ein Album herauszugeben, dessen Reinertrag dem Denkmalfonds zufallen sollte. „Es soll heißen: Album von sieben jungen österreichischen Dichtern fürs Hermann-Monument." „Einige Kerle haben wir uns vereinigt, lauter junge, fürs Hermannsdenkmal ein Album herauszugeben und rechnen mit größter Bestimmtheit auf dich," schreibt Hartmann in dem ankündigenden „Geschäftsbrief" an Meißner. „Einen höchst merkwürdigen, aber tauben Dichter habe ich dieser Tage kennen gelernt, einen Freiheitsdichter, der die herrlichsten Gedichte schreibt, und der gehört dazu.[2]) Ferner Rank, der einen herrlichen, wahrhaft Grabbeischen Akt aus einem Trauerspiele gibt, Rumpelmaier (Felim), der einige größere, sehr gute Gedichte bringt, Broda auch gute — nun wollen wir nur noch dich und Bach. . . . Alle übrigen hiesigen können wir nicht brauchen, sie wagen nichts, sind klein und servil. Das Ganze wird frei sein, ohne Zensur und in Stuttgart aufgelegt, wie der Herwegh. Da wir so wenige sind, muß jeder mehreres bringen — ich selbst gebe vierzig Seiten Gedichte, auf Ehre nicht eines schlecht, meine Polenlieder, meine deutschen Lieder,[3]) mehrere, die ich jetzt geschrieben, politische Balladen und

---

[1]) Tatsächlich erhielt er erst 1871 aus Reichsmitteln einen Zuschuß, der ihm die Vollendung seines Lebenswerkes ermöglichte.

[2]) H. Landesmann (Lorm).

[3]) Hierunter vermutlich seine „deutschen Monumente", die ja direkt aufs Hermannsdenkmal Bezug nehmen.

außer den vierzig Seiten ein Gedicht von vielleicht fünfhundert Versen, das ich jetzt schreibe: „Graf Wesshelény", ein hübscher ungarischer Stoff. Du siehst, daß eines jeden Beitrag bedeutend sein muß und wir erwarten vieles von dir. — Gedichte und ein kleines Epos. Merlin wäre mir sehr lieb, auch können einige schon gedruckte darunter sein. Von Bach mußt du einige herauskriegen . . . In Betracht, daß Österreich noch gar nichts fürs Monument getan hat, werden wir Jungen uns hoffentlich auf eine vorteilhafte Weise auszeichnen, und wenn du, was Ruhm betrifft, eigennützig bist, so verspreche ich dir davon den besten Erfolg . . . Ich bin ganz begeistert von der Sache und schreibe die göttlichsten Gedichte dafür; dieser Tage schrieb ich eines, „Momente", das meinen Leuten überaus gefällt, ebenso wie mir." Man sieht, mit wie hochgespannten Erwartungen Hartmann an der Verwirklichung dieses Planes arbeitete. Es war aber, als ob ein Fluch an all seinen Strebungen haftete, so lange er in Wien war, keine von allen vermochte er in Tat umzusetzen . . . Der „sehr liebe und gute" Rumpelmaier war es diesmal, der durch seine Nachlässigkeit den unerfreulichen Ausgang auf dem Gewissen hatte. Allerdings hätte Hartmann wohl, be der Tendenz der von ihm beigesteuerten Gedichte, sich bei Zeiten aus dem Staube machen müssen; sonst wäre ihm füri diese kühne Nichtbeachtung der Zensurverordnungen eine kleine Luftveränderung in einem der beliebten klimatischen Kurorte Spielberg oder Kufstein verschrieben worden. So aber konnte er ruhig in Wien seine „Studien" fortsetzen.

Doch zeigt die ganze Angelegenheit aufs deutlichste, daß Hartmann damals keineswegs mehr allein stand, daß er in den Kreisen der Literaturjünger anregenden Umgang gefunden hatte, daß er in ihnen etwas galt. Wenn auch seinem Ehrgeiz damit nicht Genüge geschehen ist, er höher hinaus will: „Eben komme ich verdrießlich und gekränkt aus Neuners Kaffeehaus. — Bauernfeld, Lenau 2c. saßen an einem kleinen Tische beisammen und ich mußte in einem Winkel die Goldkörner seiner Rede verstohlen auffangen und mich damit begnügen, wenn er mir unter dem Reden zulächelte und seine Worte an mich richtete und mich die Leute angafften. — Gott, wann wird die Zeit kommen, da ich mich an den Tisch der Dichter werde setzen dürfen und mitsprechen im Rate der

Weisen — oder wird sie nie kommen und werde ich mich mit allen Plänen, mit aller Weltliebe immer im Winkel verstecken müssen?“ Jedoch erfüllt es ihn anderseits mit Befriedigung und Selbstbewußtsein, daß, wenn er auch unter der älteren Generation natürlich eine führende Stellung nicht einnehmen kann, die Jüngeren auf seine Meinung Wert legen, sich unverkennbar von seinem Einfluß beherrschen lassen, obwohl er sie weder als Dichter noch als Menschen hochschätzen kann. „Montag abends kommen einige Poeten bei mir zusammen und lesen vor, aber trotz meines Zusammenlebens mit ihnen verachte ich sie alle mehr oder weniger. — Keine großen freien Gedanken. — Nichts als Verseschreiber, doch werden sie unter mir liberaler, freier und ich bin entzückt darüber, wie ich die Kerle Augen machen sehe, wenn ich ihnen predige, von Deutschland, dem jungen und dem alten, wenn ich sie auf Poeten aufmerksam mache, von denen sie keinen Begriff hatten, wenn ich ihnen von der Bestimung des Dichters spreche, was die Lumpe nie geglaubt hätten. — Ich habe mir schon einige Beredsamkeit und Achtung unter ihnen erworben und sie fangen schon an, ganz andere Gesichter zu machen. — Und das freut mich.“ —

Aber er hatte auch noch einen mehr esoterischen Zirkel um sich versammelt, dessen Glieder mit der Gruppe vom Hermannsdenkmal-Album identisch sind: Landesmann, Broda, Rank, Rumpelmeier, und noch andere gesellten sich hinzu. Man kam oft zusammen und las sich gegenseitig die neuesten Produkte vor. „Ich lebe ein sehr angenehmes Talapoinenleben, schreibe und dichte und zu Mittag kommt Rank, der sehr gute Rumpelmeier, Broda, denen lese ich sie vor und lasse mich verehren.“ — Doch gelangte sein Name zu Ansehen auch außerhalb dieses Kreises. War dieses erwähnte Café Neuner das Zentrum, wo die Schriftsteller zusammentrafen, die sich bereits durchgedrungen hatten, so vereinigte sich die „neue Generation“ im Café Geiringer auf dem Bauernmarkte. Hier waren sie beinahe täglich zu sehen: Joh. Nep. Berger, Joh. Nordmann (wer würde unter diesem schlichten Namen den pompösen „Rumpelmeier“ suchen?) Joseph Rank, Isidor Heller, so oft er in Wien war, Moritz Kuh, Sigmund Kolisch; und Hartmann fehlte selten, dem „diese Erholung, diese Erfrischung des Geistes am meisten

Not tat; denn fremder als jeder andere fühlte sich sein Herz in dem bunten Getümmel des Wiener Lebens". Denn „für das vormärzliche Wien war Hartmann niemals sehr eingenommen. Das Leben daselbst war ihm zu oberflächlich, Ton und Benehmen der Leute fand er, trotz der scharf ausgeprägten Form von Höflichkeit und Zuvorkommenheit, nicht genug gebildet. Was man sonst gemütlich nannte, schien ihm nichts als schale Gedankenlosigkeit. Selbst an dem Wiener Witz, an den umlaufenden Spässen, den drolligen Redewendungen im Wiener Dialekte, die gleich einer Kindersprache den Deutschen aller Gegenden anmuteten, konnte Hartmann keinen Gefallen finden, und mancher gebräuchliche Scherz, wenn er an ihn gerichtet wurde, brachte ihn auf. Die Weise kam ihm zu derb, zu ungeschliffen vor." Er gehörte eben nicht zu den Geistern, die sich in Wien noch häufiger fanden und finden als anderswo, „die in der Jagd nach Vergnügen und sinnlichen Genuß aufgingen, denen Bälle, Theater, Konzerte, Gelage und leichtfertige Damen ein volles Genügen gewährten." Das Urteil, das Hans Kudlich über das vormärzliche Wienertum fällte, ist geeignet, diese Stimmung Hartmanns genauer zu illustrieren. „Was im Wiener an Ernst und Männlichkeit erstanden war, das Streben nach Reform, sein Patriotismus, wurde unterdrückt und durfte nur unter der Maske der frivolen Lustigkeit ans Tageslicht treten. . . Der echte Wiener erschien mir wie eine Art Hanswurst. Er war jeder Zeit, auch zu sehr unpassender Zeit, bestrebt, witzig zu sein und mit einem mir frivol scheinenden Wortspiel über die ernsthaften Fragen hinwegzueilen. Ob Nestroy und Scholz auftraten, wie sie auftraten, wie diese oder jene Anspielung zu verstehen sei, das waren damals die Gegenstände der Unterhaltung ernsthafter Männer." . . .

Durch Sigmund Kolisch, dem wir die oben zitierten Aufzeichnungen verdanken, wurde Hartmann auch schon zu Beginn seines Wiener Aufenthaltes in die „Concordia" eingeführt. Diese Gesellschaft, die erst seit kurzer Zeit bestand — sie war 1840 gegründet worden — zählte die angesehensten Schriftsteller, Künstler und Intellektuellen der Stadt zu ihren Mitgliedern, und so war es für Hartmann nicht ohne Bedeutung, zu ihr in Beziehung zu treten. An einem Abend las er hier seine eben vollendete Ballade „Der weiße Schleier"

vor und erregte einen wahren Beifallssturm. „Erstaunt vernahm die Gesellschaft die Klänge von seltener Meisterschaft, deren Urheber allen unbekannt war, nach dessen Namen sie fragen mußten. Castelli, als Obmann des Vereines, ging auf den jungen Poeten los, drückte ihm mit Wärme die Hand und sagte ihm Schmeichelhaftes über Form und Inhalt des vorgetragenen Gedichtes". Man fand, daß man von diesem plötzlich aufgetauchten Talent Großes erwarten könnte, besonders auf dem Gebiete der Ballade, prophezeite man, werde er neue Wege erschließen. So war ihm die günstige Aufnahme bereitet, er brauchte nicht mehr zu befürchten, irgendwo verschlossene Türen zu finden . . .

Die „Concordia" und die zur selben Zeit ins Leben gerufene „Juridisch-politische Lesegesellschaft" stellen den ersten Versuch einer Organisation der literarisch tätigen und literarisch gebildeten Kreise zum Kampfe gegen die gemeinsame Unterdrückerin Zensur vor. Die Behörden begegneten ihnen natürlich mit unverhohlenem Mißtrauen. Bezeichnend hiefür ist eine gut verbürgte Äußerung des Präsidenten der Zensur-Hofstelle: „Dort lesen sich die Leute zu Verbrechern!" (!!) Bauernfeld, der in seinen liebenswürdigen, satirischen Lustspielen diesen Tendenzen Rechnung trug, hatte eigentlich auch hier den ersten Anstoß gegeben, indem er seine Ansichten über die österreichischen Preßverhältnisse, seine Forderung nach einer modernen Umgestaltung des staatlichen Beaufsichtigungssystems 1842 in »pia desideria« niederlegte. Auf dieser Basis fanden die ersten Unterhandlungen statt, Bauernfeld wurde mit Ausarbeitung einer Denkschrift betraut. Obwohl sie sich in ziemlich bescheidenen Grenzen hielt, erregte sie doch Anstoß bei den Juristen der Versammlung, welche meinten, da die Literaten nicht eine staatlich anerkannte Korporation seien, besäßen sie eigentlich auch ein Petitions r e c h t nicht. Ihre Ansicht drang durch, die Denkschrift ward noch um einige Töne zahmer gestimmt. Man forderte, nein, man bat nur um „Handhabung nach den Grundsätzen der Instruktion von 1810". Damals hatte man sich nämlich genötigt gesehen, „liberaler" zu wirtschaften, nachdem man sich die Volksbewegung gegen die Franzosen zu einer nachdrücklicheren Kriegsführung als bisher dienstbar gemacht. Dies geschah hauptsächlich auch aus dem Grunde, daß man ge-

zwungen war, den französischen gegen Österreich gerichteten Pamphleten entgegenzutreten. Da nun damals nichts ohne behördliche Genehmigung publiziert werden konnte, trugen alle politischen Publikationen das Odium des Offiziösentums an sich und fanden deshalb keinen Glauben, da die Autorität der Regierung durch äußere Niederlagen und inneren Bankrott erschüttert war. So mußte man notgedrungen zu einer „milderen Praxis“ greifen. Diese Verordnung, die ganz im Geiste des bevormundenden Zeitalters gehalten war, blendete durch die wohlmeinenden Sätze, die sie einleiteten. Im übrigen räumte sie dem Zensor, dessen kritischer Einsicht alles anheimgegeben war, die weitesten Befugnisse ein. So ist, was Wiesner sagt, sehr wahrscheinlich, daß nämlich die, die so lebhaft ihre Wiedereinführung begehrten, ihren Inhalt gar nicht kannten! Auch die »pia desideria«, in denen Bauernfeld seinen Eifer möglichst dämpft, gehen in ihren Wünschen nicht weiter. Endlich, nach langen Debatten und Erwägungen, lag das Elaborat am 14. März 1844 zur Unterschrift in Castellis Wohnung aus. Auch Hartmann und Kolisch gehörten zu den Unterzeichnern. In der überreichten Denkschrift, welche auch zum Abdruck gelangte (u. a. bei Wiesner) findet sich merkwürdiger Weise der Name Hartmanns nicht vor. Durch dieses unscheinbare, aber immerhin wunderliche Faktum erfährt eine Begebenheit, die Grillparzer in seinen Lebenserinnerungen erzählt, eine merkwürdige Bestätigung. Unter die Petition hatten als erste Hammer-Purgstall und Endlicher, diese Säulen des österreichischen Liberalismus im Vormärz, ihre Unterschriften gesetzt. Dann folgte der Name Grillparzers. Als dann mit der Übergabe Ernst gemacht worden war, erfuhr Grillparzer, daß er als Erster auf der Liste figuriere. Die beiden liberalen Helden hatten, um jeder Gefahr vorzubeugen, durch einen Kunstradierer ihre Namen entfernen lassen und sich dann in der Mitte der Liste, wo sie weniger auffallen mußten, wieder eingetragen. Nun konnte man sie nicht mehr der Führerschaft dieser Fronde zeihen. So verschwand Hartmanns Name aus der Reihe. Und hiemit glaubten sie wohl, der Sache einen besonderen Dienst zu leisten, denn der hatte sich ja gerade durch die gesetzwidrige Publikation seiner Gedichte schwer kompromittiert!

Es scheint jedoch nach dieser Kraftanstrengung eine Pause eingetreten zu sein: Die Petition wurde erst am 16. Mai 1845 überreicht. Ihr Schicksal ist am besten in Bauernfelds eigenen Worten wiedergegeben:

Endlicher, Jenull mit mir
Bei den Erzherzogen.
Mannhaft überreichten wir
Die ziemlich zahmen Bogen,
Rhetorisch kamen wir ins Zeug.
Die Hoheiten schienen befangen,
Nur Metternich war klug genug,
Uns gar nicht zu empfangen.

Da ruft er denn, freilich post festum, in einem Gefühle der Erbitterung:

Zensurerleichterung? Schwere Not!
Das heißt ins Wasser geschlagen.
Preßfreiheit oder den Tod!
So sollten wir sagen . . .

Schärfer noch zeichnet die Stimmung, mit der man in den oberen Regionen auf diese Desideria der „Untertanen" herabsah, eine gleichzeitige Notiz der „Grenzboten": „Höchst merkwürdig ist eine Äußerung des Fürsten Metternich, die in allen literarischen Kreisen hier besprochen wird. Der Fürst sagte nämlich zum Professor Endlicher, der eine Audienz bei ihm hatte: „Seit 28 Jahren beschäftige ich mich mit dem Fortschritte Österreichs, und sehen Sie, hier liegen die Karlsbader Beschlüsse zu einer Revision vorbereitet. Da kommen Sie mir nun mit Ihrer unglücklichen Petition dazwischen und verderben mir alles; — abzwingen läßt sich die Regierung nichts!" . . .

Dieses vorsichtig-laue Vorgehen der Schriftstellervereine erregte natürlich den Zorn der energischeren „Jungen", die der entschiedeneren Devise Bauernfelds huldigten. Die Auswanderung nach Leipzig, die unter ihnen beinahe Stil geworden war, nahm immer mehr zu. Jeder, der irgend wie

konnte, suchte draußen sein Heil, wo er ein freies Wort gegen das die Heimat bedrückende System wagen konnte. Zu ihnen gesellte sich 1846 auch Lorm-Landesmann, der mit schneidender Schärfe die Schwachmütigkeit der Wiener Literatur und ihrer berufensten Vertreter darlegte und durch seine Schrift „Wiens poetische Schwingen und Federn“ jedem Versteckspiel ein Ende machte: „Die österreichischen Literaten pflegen das Beugen unter alle Bedrückungen, die ihren Beruf zu Grunde richten, mit einer Art von übel verstandenem Patriotismus zu beschönigen, der vom instinktartigen Festhalten der Tiere am Nest, in welchem es gezeugt wurde, kaum zu unterscheiden ist. Der wahre Patriotismus ist die Arbeit für das Vaterland, und wie ist eine geistige und politische Fortbildung für Österreich möglich, ohne sich durch ein freiwilliges Exil den Gesetzen zu entziehen, die über eine solche Tätigkeit ein furchtbares und unerbittliches Anathem aussprechen? Träges Kleben an der Scholle heißt selbst zur toten Scholle werden! ... Wir sprechen unsere gerechte Verachtung aus gegen jene, die sich heutzutage noch den österreichischen Zensurgesetzen unterwerfen, die nicht lieber ganz schweigen, als ihre Muse im Polizeihause notzüchtigen zu lassen“ . . .

Wir sind um einige Jahre vorausgeeilt, da Hartmann wohl den Anfang dieser Anti-Zensurbewegung, nicht aber ihr klägliches Scheitern in Wien erlebte. Jedenfalls kennzeichnet die Entwicklung der ganzen Angelegenheit und die Stellungnahme der „Jungen“ zu ihr deutlich die Sinnesart der Kreise, in denen sich Hartmann während seiner Wiener Lehrjahre hauptsächlich bewegte. Doch vollzog sich das alles erst 1844, als er schon sich innerlich von Wien, den Wienern, ihren Interessen und Kämpfen losgelöst hatte und nur noch die Gelegenheit erlauerte, ihnen auch den Rücken zu kehren. Denn jene Zeit des Behagens, das ihn erfaßte, nachdem er sich allmälig in die neuen Verhältnisse eingewöhnt hatte, dauerte ihm nicht lange an. — Im April 1842 verließ Lenau Wien, den Sommer nach seiner Gewohnheit in Schwaben zuzubringen. Den Abend vor seiner Abreise verbrachte Hartmann noch bei ihm. „Heute“, schreibt er an Meißner, „habe ich Abschied von ihm genommen, nachdem ich mit ihm gegessen und getrunken. Freund! Dieser Mensch steht unendlich höher, als der ganze Dichter und spricht

göttlichere Gedanken, als sein schönster Vers. — Ein herrlicher, göttlicher Mensch und mein Freund! Wenn ich in Ihr Gesicht sehe, lieber Hartmann, sagt er, ist es mir, als ob ich ein liebes Buch lese, Liebe und Ruhe lese ich daraus. Sie werden ein herrlicher Mensch, lieber Hartmann und ich freue mich auf Ihre Zukunft. Gefallen Sie den Weibern? — Ich sollte meinen. — Dergleichen Dinge freuen mich sehr, ich staune aber, wenn ich ihm in einer aufgeweckten Stunde zuhöre, diese wunderbare Phantasie, dieser herrliche, scharfe Geist; was aber sonderbarer, oft dieser unübertreffliche, edle Humor. — Heute z. B., da ich vor seiner Abreise zum letzten Mahle mit ihm zu Tische war, da hat es gesprudelt, über die ganze Welt, über Österreich, Preußen, Metternich, Philosophie, Amerika, Frankl, Weiber, Phisiognomik (!) ꝛc., kurz, während 1 1/2 Stunden die größten Wahrheiten, bald im Hohenpriestergewand, bald in der Harlekinsjacke" . . .

Im Sommer war Hartmann auch auf Reisen gegangen, und als er zurückkam, das Auge noch trunken von den geschauten Herrlichkeiten, fand er, daß eine neue Lücke in seinen kleinen Kreis gerissen war. Einer seiner liebsten Freunde, Adolf Broda, war ihm gestorben. Von großem Talent, Hartmann gleich an Streben und denselben Göttern dienend, war er, dem kein so großes Maß strenger Selbstsucht gegeben, der auch nicht durch den Druck materieller Not zur Beherrschung seiner Leidenschaften gezwungen war, rasch den verderblichen Einwirkungen des den Geist erschlaffenden Wiener Klimas erlegen. Hartmann hatte vollkommen recht, wenn er in einem längeren, dem toten Freunde gewidmeten Aufsatz sagte: Er starb an Wien. Hatte er doch an sich selbst ähnliche Erfahrungen gemacht, hatte er doch die eigene Kraft ermatten gefühlt und Stunden durchlebt, von denen er Freund Meißner, dem er alles zu beichten gewohnt war, schreiben mußte als von „einer Zeit, da ich mich in allem erkalten und erstarren fühlte". „Ich glaube, wenn es so fortgegangen wäre, mein ödes Leben . . . entweder Wien oder ein späterer Selbstmord hätten mich zu Nichts gemacht." Nun, es ging eben nicht so fort! Lenau hatte nicht besonders viel seines gerühmten Scharfblicks aufwenden müssen, seine an den Gast gerichtete Frage selbst bejahend zu beantworten. War doch Hartmann damals der Typus eines hübschen Jungen.

„Er hatte ein schönes, offenes Gesicht, auf dessen Zügen ein gewisser Enthusiasmus festgehalten war und war von großer körperlicher Anmut ... Er hatte etwas Selbstbewußtes; man sah, daß er eine Freude an sich selbst hatte. Immer etwas romantisch herausgeputzt, sei's auch nur mit einem farbigen Halstuche oder Sacktuche, das er hervorsehen ließ — er mußte schon beim ersten Erscheinen jedem auffallen und das wußte er auch." Besondere Sorgfalt wurde auf die Pflege des Hauptharars verwendet, das man lang, auf die Schultern herabwallend trug. Das war ja das Zeichen eines freien deutschen Studenten, und konnte man farbige Mütze und Band verbieten, die langen Haare als Symbol der Gesinnungstüchtigkeit mußte man ihnen lassen. Es ist spaßhaft, zu lesen, mit welchem Ernst solche Wichtigkeiten behandelt werden und wie die Freunde sich gegenseitig darüber Bericht erstatten ... Wenn man noch hinzunimmt, daß er als Dichter und Schriftsteller rasch eine ziemlich bedeutende Lokalberühmtheit erlangt hatte, so darf man sich nicht wundern, daß er Glück hatte „bei den Weibern", wie Lenau sagt. Meint er doch selbst, daß er manche Lektion, durch die er sich ja seinen Unterhalt erwarb, seiner „edlen Gestalt" verdankt habe ...

Schon in Prag war er dem Besuche von Réunions und ähnlichen Vergnügungen nicht abgeneigt gewesen, und an manche knüpfen sich Episoden von einer Lotti oder Maria, die in einer lyrischen Ernte friedsamen Ausklang finden. Aber in Wien — tausendunddrei! — Das mag ja eine gelinde Übertreibung sein, jedenfalls sah er seine Lieblingsgestalten in Dichtung und Wahrheit hier im Kerzenschimmer der Ballsäle leibhaftig vor sich; unter den Epithetis Mignon oder Bettina tut ers gar nicht. Doch kam es über einen der gebräuchlichen Saisonflirts nie hinaus. Das für ihn so ereignisreiche Jahr 1842 aber brachte auch hier eine Wandlung, und wenn er bisher von dem Stigma der Oberflächlichkeit nicht freizusprechen ist, zeigte er hier wahre Tiefe in Gefühl und Empfindung.

„Am ersten Fäber war ich auf einem Ball — — ich war an Geist und Herz nie so beschäftigt als damals. — Das Resultat ist, daß ich glücklich bin ... Am ersten Fäber habe ich auf dem Künstlerball Therese Klaus kennen gelernt ... Nur eine Tür trennt mich in diesem Augenblick von ihr, ich höre sie Guitarre spielen, meine Blumen, die sie mir heute

ins Zimmer gestellt, umflechten mich mit duftigem Netz, ich schreibe mit einer Feder, die sie mir geborgt, und ich schreibe ruhig. — Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen, durch vieles Unglück gereift, nicht schön. — Die Familie ist sehr arm, die zwei Töchter ernähren sie. — Eine edle Bildung des Geistes zeichnet die Familie aus, der edelste Stolz bei dieser Armut. — Anfangs glaubt ich, ich liebe Theresen und ich suchte in ihr Haus zu kommen, später nur, um der Familie zu helfen. — Das geht bei ihrem Stolz nicht an, auch jetzt nicht, da ich ein Kind des Hauses bin, da ich bei ihnen wohne und auf Händen getragen und sehr geliebt werde. — Und! Ich liebe Theresen, aber wie? Habe ich bis jetzt bei einem Mädchen auf Charakter gesehen! Nein! — Hat Lotti, was man suchen soll? Nein! — Resi hat mir eine ganz eigene Welt aufgetan und ich liebe nun das Weib, und werde mich in zwei Monaten mit ruhigem Herzen von Resi trennen.[1]) — Ihre Geschichte ist eine merkwürdige und unserem baldigen Wiedersehen oder einem Briefe soll sie aufbewahrt sein. Sie ist krank und kann nicht alt werden, das macht mich oft traurig, doch darf es hier nicht anders sein; sie ist ein Geschöpf, das tot oder unglücklich sein muß. Für jetzt macht sie mich Tagelang glücklich ... Ich aber habe sie sehr lieb, nichts mehr — sehr ruhig, kalt und verdanke ihr doch unendlich viel ... Ich habe in einer ganz neuen Welt gelebt, ganz neue Entschlüsse gefaßt, wollte häuslich werden und für Familie arbeiten, bin ein Leidensgenosse geworden und habe viel geweint, ungeheure Nachteile aber auch die schönsten Lichtseiten des Lebens haben sich mir gezeigt, das hat mich verwirrt, umgestaltet und endlich viel mehr Klarheit in mein Gehirn und in mein Herz gebracht. — Ich weiß nun besser, was beide wollen sollen, um, wenn auch nicht sich, doch andere zu beglücken und das hat mich ein Mädchen gelehrt ... Landesmann war außer sich, wie ich ihm sagte, ich könnte mich in eine Nußschale verkriechen, denn er meint, ich sollte die Welt ausfüllen, und doch habe ich es so leicht denken können, da ich in drei Zimmern, oft an einem Tische, vor einem Buche mit ihr so glücklich bin."

---

[1]) Der Brief ist im April geschrieben; im Juli trat Hartmann seine Italienreise an.

Wenig später muß er seine Stellung im Hause Wertheimstein verloren haben. Damit waren aber auch seine Einnahmen auf Null reduziert, und er hatte kaum, wovon er leben konnte. „Ich hätte schon seit drei Tagen gar nichts gegessen, wäre ich nicht glücklicherweise gestern eingeladen worden“, schreibt er an Meißner, ist aber dabei ängstlich besorgt, daß die Kunde seiner mißlichen Umstände nicht nach Duschnik dringe. Zum guten Ende dauerten diese Verlegenheiten nicht lange an, da er bald darauf die neuen Vereinbarungen mit Liebens traf.

So lebte er eine glückvolle Idylle, sich ganz auf die kleine Häuslichkeit jenes dritten Stockes der Unteren Reißnergasse beschränkend. Im Ruhegefühl sicheren Besitzes trat er seine Italienfahrt an. Als er im Herbst heimkehrte, fand er die Geliebte schrecklich verändert. Ihr Lungenleiden, das jeder Kunst des Arztes spottete, hatte schauerliche Fortschritte gemacht. Den ganzen Winter noch schleppte sich die Leidende zwischen schmerzhaften Krisen dahin, bis sie Ende März der Tod befreite. Hartmann hatte manche Nacht getreulich an ihrem Lager durchwacht. Obwohl er längst schon wußte, daß dieses Leiden zu keinem anderen Ausgang führen konnte, war das doch ein furchtbarer Schlag für ihn. „Heute früh morgens ist sie gestorben, Therese,“ schreibt er an Meißner, „wie ich es vor drei Wochen geträumt habe, den 20. März. Am Tage ihres Begräbnisses bekommst du diesen Brief, — Gott, wie traurig und elend bin ich, mein Haupt ist zum Tränenquell geworden. — Wie viel Schönes und Edles ist mit ihr gestorben. Die schönste Zeit meines Lebens geht mit ihr zu Grabe. Mir hat sie die Erinnerung an eine liebeselige Zeit hinterlassen, an der ich mein ganzes Leben zehren werde. — Die letzte Stunde hat sie, freilich bewußtlos, nur mit mir gesprochen. Und von wem? Von dir, mein Freund! — Ihre letzten Worte waren: Was macht Alfred? Ihre letzten Worte. Nimm das als Beweis, wie oft wir von dir gesprochen, und wie sie dich nach diesen Gesprächen liebte. — Lebe wohl! Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!“ Er war wie gebrochen, zog sich wochenlang von allen Freunden zurück und verbrachte halbe Tage an ihrem Grabe auf dem Friedhofe von St. Marx.

„Seit sie gestorben ist ein fester Wall
Von Einsamkeit um mich gezogen,
Vergebens ist der Überfall
Der Freuden, die mich rings umwogen,
Seit sie gestorben!“

Seine Poesie ist, wo überhaupt noch etwas in ihm klingt, ganz der Toten und ihrem Andenken geweiht. Hatte er auch niemals an die Möglichkeit einer Vereinigung mit der Geliebten glauben wollen: „Uns trennt das Leben mit der ganzen Schwere Des hergebrachten, alten, schalen Fluchs“ — muß er sich auch in seiner Trauer sagen: „Und doch will es mir scheinen, daß es so besser ist“, so vollzog sich doch der Umschwung von lauter Klage und jähem Schmerzensausbruch zu stummer Resignation nur langsam. Die Freunde, die sie gekannt, nahmen Teil an seiner Wehmut. Ihnen Allen fehlte ihre verständnisvolle, feinfühlende Teilnahme. Auch Meißner, der ihr nur durch Hartmanns Briefe und Erzählungen näher getreten ist, widmet ihr eine gefühlvolle Elegie: „So kann denn sterben, was wie du So geistig-geisterhaft gelebt?“ . . .

„Von Theresen und meinem Leben nach ihrem Tode will ich dir nichts sagen — wozu? Seit ich ihren Sarg im Grabe gesehen habe, seit ich wahrhaft einen großen Schmerz kennen gelernt habe, bin ich ein anderer und werde wohl immer ein anderer bleiben. — So ein Tag ist groß genug und schmerzensreich genug, um seinen Schatten auf das ganze Leben zu werfen. — Ich habe nichts Schöneres noch in dieser Welt gefunden als Theres und ich wünschte nicht einmal es noch einmal zu finden. Auch zweifle ich daran, ob ich es jemals finden werde. — Denn nur von innen will ich noch sehen und so fort gehen. — Das war ein trauriger Tag, ihr Begräbnistag. — Kuh, Szarvady, ich, viele junge Maler und andere Freunde und Bekannte, die sie wie eine Heilige verehrt haben, sind ihrem Sarge nachgegangen und alle haben gefühlt, etwas Herrliches, Schönes, Edles verschwindet vom Erdboden. . . . Ich tue jetzt gar nichts, bin nur viel allein und lebe noch einmal das schönste Jahr meines Lebens träumend durch. — Jeder schöne Moment mit ihr

wird wieder lebendig und ich bin froh und glücklich, wie ich es niemals war, ich spreche mit ihr, ich höre ihr zu, ja bei Gott, ich höre sie sprechen, ihre süße, sanfte Stimme, ja noch weiter gehts, wie ich mit ihr leben möchte, wenn sie noch da wäre, die schönste, herrlichste Zukunft, die ich mir träume. Aber oft bin ich unendlich unglücklich und weine viel. Freund! Ihr Tagebuch, das sie durch vier Monate schrieb, das solltest du lesen! Welch ein edles, reiches Leben! So innig, so ohne toten Augenblick, immer Gedanken, Träume, Poesie. — Sie konnte unmöglich länger leben. — Man sieht es, wenn man das liest. Sie lebte wie der Blitz." —

Wie tief mußte dieses Mädchen auf ihn eingewirkt haben und wie nachhaltend mußte diese Wirkung sein! Es ist natürlich, daß er diese bedeutungsvolle Episode seines ganzen bisherigen Lebens künstlerisch zu gestalten suchte, als diese Hochflut der Empfindung, da andere Ereignisse im Laufe der Jahre in den Vordergrund traten, allmählich abebbte und einer ruhigeren, mehr historischen Betrachtung gewichen war. Und wie er schon früher, wenn ihn ein Stoff innerlich tiefer ergriff, nach dramatischem Ausdruck strebte, so rang er auch diesmal mit dieser sprödesten Form, die er sich niemals erobern konnte, und die doch stets Ziel sehnsüchtiger Wünsche und ehrgeiziger Träume blieb. Das bedeutendste Werk seines dritten Jahres in der Freiheit ist das bürgerliche Trauerspiel „Sie sind arm". Therese steht allerdings hier nicht an erster Stelle: es ist ein Versuch, die Wirkung selbstverschuldeter Armut auf eine großangelegte Künstlernatur zur Darstellung zu bringen. In die engen Wände eines Berufes eingezwängt, in dem sich die künstlerischen Seiten seines Wesens nicht voll entfalten können, wird Jacques von heftigem Widerwillen gegen dieses philiströse Milieu gepackt. Sein grenzenloser Leichtsinn, durch keinerlei Energie im Zaume gehalten, bringt ihn in schlechte Gesellschaft. Einmal der haltenden Fesseln mühevoller Tagesarbeit ledig, gibt er sich einem Prasserleben hin, das ihm, den alle Erfahrungen nicht kargen und rechnen lehrten, bald sein ganzes Vermögen raubt. Die Tante, die hilfreich beispringt, vermag mit ihrem Hab und Gut gerade noch die Wechsel einzulösen, die er in leichtfertiger Unkenntnis unterschrieb, ihren Liebling so vom Schuldgefängnis befreiend. Dafür sitzt sie jetzt der Familie

auf dem Halse, läßt sich von ihr erhalten und pflegen, und hängt ihrem Lieblingstraum nach, eine reiche, unabhängige, von ihren Renten lebende Frau zu sein. Doch dieses Leid, alles Elend, das er so über seine Familie gebracht hat, deren Stolz und deren Ernährer er gewesen, vermag ihn nicht aus diesem Taumel, diesem Rausch aufzureißen. Immer noch flieht er Arbeit und Werkstatt, die schon von den Zeichen seines Standes entblößt ist, und verbringt seine Zeit im fruchtlosen Müßiggange, mit seiner Geliebten, der Gräfin Hartenstein, die von seiner Vergangenheit nichts weiß, nichts wissen will. So sind die Lasten des Unterhalts auf die zarten Schultern Theresens — das Drama behält die wahren Namen bei — gewälzt. In nächtlicher Arbeit verzehrt sie ihre Kräfte, zu rastloser Tätigkeit aufgestachelt durch die Tante, die ihr keinen Augenblick der Ruhe und Erholung gönnt. In ihrer herzlosen Bosheit hält sie ihr stets die Verpflichtung vor, den Schaden, den Jacques verbrecherischer Leichtsinn angestiftet, wieder gut zu machen. Sie will sie sogar zwingen, von einem reichen Grundbesitzer der Umgebung, dem Baron Neuwall, halb überredet; halb bestochen, als Erzieherin in sein Haus zu treten. Dieser Baron von Neuwall, der Intrigant unseres Stückes, ein Wilwer, steht im Begriffe, sich mit der Gräfin Hartenstein zu verloben. Doch liebt er Theresen, die bereits einmal die Erziehung seiner Kinder geleitet hat, vor seinen Anträgen und Verfolgungen aber geflohen ist. Jedes Mittel zur Erreichung seines Zieles ist ihm recht. Um nun die Familie, und durch sie Theresen, ganz in seine Gewalt zu bekommen, kauft er der Tante in einem unbewachten Moment die Wechsel Jacques ab, und verteilt sie „unter die größten Lumpen der Stadt". Jacques, als das einzige Hindernis seiner Pläne bei Theresen, wie bei der Gräfin muß zuerst unschädlich gemacht werden. Dieser hat auch schon wieder eine neue Schuld zu seinen alten Vergehungen gefügt, die seinem Gegner das Spiel noch leichter macht: in bodenloser Leichtfertigkeit nimmt er ein Schmuckstück, das der Baron zum Brautgeschenk für die Gräfin bestimmt und Klauß, zur Neufassung anvertraut hat, an sich, allerdings ohne diese Umstände zu kennen. Er will nur seiner Geliebten ein Geschenk damit machen. Der Baron triumphiert, er meint ihn schon sicher in seiner Hand zu haben.

Als die Gräfin, die den Verhalt errät, dem Baron den Schmuck zurückstellen läßt, weist er ihn ab. Hiedurch, und durch die schmutzigen Verleumdungen, mit denen Neuwall auch Theresen verfolgt, wird Jacques zur höchsten Verzweiflung getrieben. Seinen Fall voraussehend, faßt er den Entschluß, sich und die Schwester an ihm zu rächen. Die furchtbare Erregung hat Theresen aufs neue in physische und psychische Krankheit versenkt. Von Reue gepackt, eilt der Baron herbei, ihre Verzeihung zu erflehen. Da führt Jacques seinen furchtbaren Vorsatz aus und schießt ihn nieder. Neuwall stirbt und in demselben Augenblick, wo der Schuß gefallen ist, erliegt auch Therese, die unselige Tat des Bruders erkennend und verfluchend, der zehrenden Krankheit, die in ihren Adern wühlte. „Einen Sperling zu fangen, seid ihr ausgezogen, einen Habicht führt ihr heim“, sind die Worte Jacques, mit denen er sich den Händen der Häscher überliefert.

Wir finden also einen im besten Sinne dramatischen Stoff, dessen im ganzen nicht ungeschickte Ausgestaltung dennoch selbst dem oberflächlichen Beobachter schon eine noch ungeübte und deshalb unsichere Hand verrät. Manche feine Wirkung, die mehr dichterisches Talent als Bühnenkenntnis zeigt, wird durch irgend eine, meist äußerliche Ungelenkheit paralysiert. Auch die psychologische Motivierung, die in diesem Drama allerdings außerordentliche Anforderungen an Seelen- und Menschenkenntnis des Dichters stellt, steht größtenteils auf sehr schwachen Füßen. Selbst den Charakter Jacques, das Um und Auf des Ganzen, das psychologische Rätsel, dessen Lösung uns das Drama bieten mußte, haben wir als eine vollendete Tatsache hinzunehmen, zu der uns kein Schlüssel gegeben wird. Die fortwährenden Sprünge seiner Laune, von wahnsinniger Liebe zu ebenso grenzenloser Verachtung, sein bitter-düsterer Pessimismus, sein künstlerischer Schaffenstrieb und seine schroffe, tatenlose Unrast stehen in einem unausgeglichenen Widerspruch zu einander. Ebenso bleibt die vollständige moralische Peripetie Neuwalls psychisch unerklärt, die plötzliche Besserung dieses verhärteten Bösewichts schwer glaublich. Der Schuß, der ihn niederstreckt, ist ein Theatercoup, ein Knalleffekt schlimmster und ältester Manier, der Hieb, der einen gordischen Knoten zerreißt, den der

Dichter anders nicht lösen konnte. Eine rein tragische Empfindung kann diesem Komplex unausgegohrener Leidenschaft gegenüber nicht aufkommen. So muß auch dieses Trauerspiel, oder vielmehr dieser Versuch eines Trauerspiels, als mißglückt bezeichnet werden. Manche Einzelheit freilich ist deutlicher Beweis für das Talent des jungen Dichters, z. B. die äußerst charakteristische, dem Leben abgelauschte Figur der keifenden Tante, und die in diesem trüben, wie in grauen Kellerdunst getauchten Sittenbilde mit reinen, leuchtenden Farben gemalte seraphische Gestalt Theresens. Und so hat ihm tatsächlich die Hoffnung auf einen Bühnenerfolg schmeichelnd vorgeschwebt. Noch im Mai 1849 scheint Hartmann mit der Möglichkeit einer Aufführung seines Stückes, zunächst wohl im Prager Theater, gerechnet zu haben, doch ist es nie dazu gekommen.

Die Erinnerung an Theresen verließ ihn nicht. Und als er, fern von allen Freunden, am goldenen Horn, von schwerer Krankheit genesen, die ihn mehr als einmal dem Tode nahe gebracht, die Glieder im goldenen Sonnenlichte des Frühlings wohlig zu neuem Gebrauche reckt, das Gefühl des Gerettetseins in seiner ganzen Süße auskostend, da feiert sie in seinem Innern eine neue Auferstehung. Er schrieb, er diktierte seine Erzählung „Dur und Moll". Der Vergleich des Dramas mit ihr liefert uns eine Menge ersprießlicher Betrachtungspunkte für die Artung seines poetischen Talentes, seine ästhetische und formale Selbstbildung.

Daß „Dur und Moll" lediglich eine Paraphrasierung seiner eigenen Jugendgeschichte ist, beweist der Brief an Hiller vom 15. Jänner 1855 zu Konstantinopel datiert. „Ich diktiere jetzt", sagt er da, „eine lange, aber wunderschöne Novelle, deren Helden, einen Musiker, ich Ihnen zu Ehren Ferdinand getauft habe, doch ist die Geschichte, wenn sie, anstatt Musik Literatur hindenken, zum großen Teile meine eigene Wiener Leidensgeschichte." . . . So haben wir hier das offene Bekenntnis, unter der Maske des Musikus unseren Dichter selbst, hinter dem Milieu der Novelle seine eigenen jungen Leiden verborgen zu finden. Hat nun das Drama die Lebhaftigkeit und frische Unmittelbarkeit des Ausdrucks vor der Novelle voraus, weist sie anderseits eine größere künstlerische Abrundung und Gestaltungsfreudigkeit auf. Aber auch

in Behandlung und Gruppierung finden wir die wesentlichsten Unterschiede. Während in dem früheren der beiden Werke der auf Abwege geratene junge Künstler, der Goldschmied Jacques, mit seiner Sturm- und Drangmoralistik den Vordergrund beherrscht und geradezu Hauptanlaß und Hauptfigur des Dramas bildet, ist er in der Novelle ganz aus dem Rahmen der Handlung gedrängt und wird nur nebenbei als Ursache des Unglücks der Familie Theresens erwähnt. An seine Stelle ist der Freund Theresens, Hartwig-Hartmann oder Ferdinand getreten, der junge Dichter, der im Drama die Rolle des unbeteiligten Zuschauers spielt, der helfen will, ohne dazu im stande zu sein. Hier ist er, wie erwähnt, in einen jungen Musiker verwandelt, und seine Liebe zu Theresen das Hauptthema. Die schneidenden Kontraste des Dramas sind so gemildert. Der ruhige Fluß der Handlung, die leidenschaftslose Erzählung haben etwas Idyllisches. Die Fabel ist denn auch bedeutend einfacher, nur durch Schilderungen aus dem gesellschaftlichen Leben des vormärzlichen Wien ausgefüllt. Wenn man seine Skizze über Broda mit jener von Ferdinands Wiener Aufenthalt vergleicht, so findet man, daß der Gedanke, Hartmann habe Züge aus dem Leben des Freundes in seine Erzählung verflochten, nicht von der Hand zu weisen ist. — Ferdinand, ein begabter junger Musiker, ist aus einer süddeutschen Provinzstadt nach Wien gezogen, in Beethovens Nähe zu weilen, dessen Genius er sein Leben geweiht. Er findet nur noch sein Grab. Sein erster Entschluß ist, die Stadt, die bisher Mittelpunkt seiner liebsten Illusionen war, sofort zu verlassen. Doch schiebt er die Ausführung dieses Planes von Woche zu Woche hinaus. Am Grabe Beethovens lernt er ein Mädchen kennen, deren stumme Trauer beweist, daß auch in ihr Leben der Tod des Meisters eine Lücke gerissen hat. Es ist Therese. Die Gemeinschaft in der Kunst bringt es mit sich, daß sie rasch einander näher treten. Eine kurze Zeit reicht hin, Ferdinand einen Einblick in die traurige Lage der Familie Klaus zu gewähren. Durch den Leichtsinn des Bruders ist der behagliche, bürgerliche Wohlstand der Familie zu Grunde gerichtet. Nach dem Tode des Vaters sollte die Erhaltung seiner Angehörigen ihm Pflicht sein, sein künstlerischer Sinn und seine Begabung aber machte aus dem väterlichen Juwelierladen ein Versuchsfeld seiner

ehrgeizigen Pläne und Träume. Er selbst ist mit knapper Not durch Flucht dem Schuldgefängnis entgangen. Nun liegt die Sorge für die kränkelnde Mutter und die Geschwister allein der schwachen Therese ob, die ihre früher nur zu eigener Lust und Freude erworbenen musikalischen Fertigkeiten auszunützen gezwungen ist, um sich und den ihren Brot zu schaffen. Als Musiklehrerin fristet sie sich, von Haus zu Haus hetzend und gehetzt, eine traurige Existenz. Doch erlahmt diese harmonische Seele nicht und findet sich in den kleinen Freuden des Tages Glücks genug, das sie ihr Elend geduldig weiterschleppen läßt. Ferdinand, den eine tiefe Neigung an sie gefesselt hält, wird bald ihr vertrautester Freund, der an ihrem Kummer und ihren Sorgen redlich Teil nimmt. Keine seiner Hoffnungen, mit denen er in die Welt zog, ist Wirklichkeit geworden. Um nicht der äußersten Not Preis gegeben zu sein, wandert auch er mit seiner Geige durch die Stadt. So leben sie eine Weile neben einander hin, ruhig und still, ohne sich von der Zukunft etwas zu erwarten, was sie doch nicht halten wird, die mannigfachen Bitternisse ihres Berufes geduldig ertragend mit dem Gleichmut dessen, der sich bewußt ist, in seiner Seele Innerstem Schätze zu bergen, die ihm unverlierbar zu eigen sind. Doch der Sommer, der die Stadt veröden läßt, beraubt sie auch dieses kargen Unterhalts. Auch ist Theresens Gesundheit nicht mehr die feste von ehedem, die schwere Zeit der letzten Jahre hat sie erschüttert. Da kommt Ferdinand der Gedanke, mit ihr als wandernde Musikanten die Provinz zu durchziehen. [1]) Ein strahlender Frühsommermorgen sieht ihren Abschied von der Stadt. Ein freundlich, heiterfarbig, sonnendurchströmtes Bild hebt sich ihre Überlandfahrt von der grauen Alltäglichkeit des Stadtlebens ab. Wie sie hier eine Bauernhochzeit feiern helfen, dort eine Kirchweih durch ihre Kunst verschönern, immer in dem Glücksgefühl des Alleinseins — das bildet eine der poetischsten Episoden Hartmannscher Novellistik. So wird es Herbst. Der Blätterfall und mancher trübe Tag mahnen zu

[1]) Es ist immerhin merkwürdig, daß auch dieses Motiv schon im Briefwechsel jener traurig-glücklichen Tage angedeutet ist: „So gerne wollt ich, was Bettina Wilh. Meister rät. Meine Mignon könnte ich zwar nicht mitnehmen.“

schleuniger Heimkehr. Das rauhe Wetter zeigt bald, daß die Besserung in Thereses Befinden nur trügerisch war. Bald nach ihrer Rückkunft bricht sie gänzlich zusammen, der keimende Frühling nimmt sie hinweg. „Mein Ehrgeiz und meine Hoffnungen sind mit Therese zu Grabe gegangen, meine Geschichte endet mit ihrem Tode", schließt Ferdinand seine Erzählung, die noch an vielen schönen Einzelheiten reich ist und ein gelungenes Bild der Bohême des vormärzlichen Wien gewährt. Ein Hauch männlich-ernster Resignation liegt über dem Ganzen, der besonders den heiteren Partien eine gewisse Schwermut verleiht.

Damals aber, im Sommer 1843, war Hartmann noch ferne von solch resignierter Lebensauffassung. Er verbrachte ihn mit der Familie Lieben, die sich im Schlosse Gutenbrunn eingemietet hatte, in Baden, sich des heiteren, anregenden Land- und Badelebens freuend. Im Verkehr mit vielen gleichgesinnten Genossen fand er eine momentane Befriedigung. „Mit welchem Jubel haben wir dein Versprechen, zu uns zu kommen, aufgenommen!" schreibt er an Meißner. „Gott, Gott, welch ein schönes Leben geht mir auf, wie werden wir mitsammen phantasieren und glücklich sein, und wie wenig werden meine Kinder in dieser Zeit lernen. Stets beisammen! schon habe ich eine prächtige Mansarde in unserem Gutenbrunn für dich in Anspruch genommen. Sie wird drei Glückliche beherbergen. Wir wollen nur Täler und Gebirge durchstreifen, zu Fuß und zu Pferd, dichten, lesen, Pläne machen, fluchen, Witze reißen, bis du weiterziehest gegen Süden und ich dich begleite, bis in die Alpen Steiermarks." Aus diesen so rasch vergessenen, wie gefaßten Reiseplänen wurde natürlich wie gewöhnlich nichts. In Baden aber verlebten sie eine Reihe von Tagen glücklichen Beisammenseins. Auch Landesmann, der Taube, war mit im Bunde, dessen Geist Hartmann immer höher schätzen lernte. „Vergiß bei ihm nicht an Mendelssohn, Lichtenberg, Pope und Scarron, sie hatten alle Ähnlichkeit mit ihm", lauten die Worte, durch die er ihn an Meißner empfiehlt. „Seine Taubheit ist eine Art Klostermauer, hinter der ein beschaulicher Schamane sitzt." Karl Beck war einige Tage in Baden. Er trug durch seine Erzählungen dazu bei, die Verbindung mit dem „Ausland" wieder herzustellen, die seit dem resultatlosen Verlauf der Kor-

respondenz mit Campe abgebrochen war, welcher die letzten Briefe Hartmanns einfach unbeantwortet gelassen hatte. So ging die heitere Prophezeiung: „es wird ein angenehmer Sommer werden“, wohl in Erfüllung. „Ich streiche stundenlang in den Wäldern umher, singe und tanze wie ein Narr, nachmittag gehe ich zu Betty, die auch hier ist.“

Betty Paoli hatte er schon im Winter kennen gelernt. Ihre eigentümlich starke, durch harte Schicksale gefestete und doch weiblich-feine Individualität hatte ihn gleich anziehend berührt, so daß rasch ein freundschaftlicher Verkehr mit der um sieben Jahre älteren sich anbahnte. Sie hatte damals schon zwei Gedichtsammlungen und eine ganze bunte Reihe von Novellen veröffentlicht und war eine überall gern gesehene und begehrte Journal- und Almanach-Mitarbeiterin. So war sie im Vergleich zu den jungen Anfängern immerhin schon eine literarische Großmacht. Sie war damals noch, als Gesellschafterin der Fürstin Schwarzenberg, in persönlich abhängiger Stellung, eine äußere Unfreiheit, die sie, innerlich längst von dem Zwange gesellschaftlicher Konvenienzen losgelöst, oft doppelt schwer und niederdrückend empfand. Sie flüchtete sich in solchen Stimmungen gern zu ihren jungen Freunden, die sie wiederum nur an bestimmten Tagen, zu bestimmten, in der fürstlich-schwarzenbergschen Hausordnung festgesetzten Stunden empfangen durfte. Die leichtgeschürzten Badener Sommertage mögen ihr darum keine geringere Erquickung gewesen sein, als ihr Freund Hartmann es empfand nach des vergangenen Winters trauriger, Geist und Schaffen beengender Öde. Auch die Fürstin, die er auf diese Weise kennen lernte, fand Gefallen und Interesse an ihm, so daß er, später von der Freundin zum Besuch aufgefordert, auf Schloß Worlik, der fürstlich-schwarzenbergischen Besitzung, die liebenswürdigste Aufnahme fand.

So kam für den nach harter, lähmender Verzweiflung innerlich wieder Gefesteten der neue Winter heran, der letzte, der für ihn in Wien herniedergehen sollte, das er schon bis zum Überdrusse ausgekostet, die Stadt und ihre Gesellschaft. „Hier hält mich nur noch meine Hofmeisterei und meine Armut.“ Denn daß er von Wien aus sich eine literarische Stellung nicht schaffen kann, hat er längst erkannt. Nur draußen, und nur durch den direkten Einfluß seiner Person wird

es ihm gelingen, zu wirken, wie er es sich in jugendlich-idealisierend überschwenglicher Weise vorstellt. Doch, „all' das Seine mit sich tragend", das heißt, sein Manuskript unterm Arm auszuwandern, dazu fehlt ihm doch noch Mut oder Übermut. Denn es beschäftigt ihn die bange Frage, wovon er „draußen" sein Leben fristen soll, und bei diesen Erwägungen erfüllt ihn vorläufig tiefe Niedergeschlagenheit. Die Entschiedenheit, die ihn später diese große Frage, die über Sein oder Nichtsein richtete, kecklich bejahen ließ, geht ihm noch ab, und mehr denn kleinlaut ist die Charakteristik, die er von sich entwirft. „Ich bin kein Journalist, weiß nicht viel, bin kein Übersetzer, kein Dramenmacher, nicht einmal ein Lyriker, was du vielleicht glaubst." Dies ist allerdings geschrieben in seiner tiefsten Gemütsdepression, die ihn nach dem Tode Theresens ergriffen, in der ihn „tausend Stoffe, ewig ruhelos, drängten" und all' seine Poesie „zu Herzblut, zu Fluch oder zu Tränen, aber nicht zu Worten ward". Und lange dauerte es, bis sein Selbstvertrauen wieder bis zur Ausführung des kecken Wagnisses, mit kühnem va banque-Ruf alles auf die letzte Karte zu setzen, erstarkt war.

Ein so intimes Freundschaftsverhältnis, wie es jenes war, das ihn mit Meißner in Prag verband, hielt ihn in Wien nicht zurück. Sogar von Landesmann und der Paoli, die ihm doch mit ihren schriftstellerischen Leistungen und ihren Tendenzen von allen Wiener Musenjüngern noch am nächsten standen, hielten ihn so manche äußerliche Eigenarten und Eigenunarten ferne. „Betty Paoli gehört zu einer Clique der reinen Ästhetik, politische Poesie ist den Leuten ein Greuel, sie verehren sich untereinander und gehen mitsammen um, als ob ein jeder auf dem Haupte des andern schon den Glorienschein der ungeheuersten Berühmtheit erblicken möchte. Sie sind immer sehr tiefsinnig, mit Gewalt unglücklich, bedauern jeden, der es nicht ist, tauschen beständig ihre Grundsätze aus, korrespondieren über die Gasse und bewahren die kostbaren Autographe, etc. etc. — kurz, widerliche Schauspielerei, wie mir scheint und mich abstößt von der ganzen Clique, die aus Juden und Christen besteht und bei Wertheim ihren Mittelpunkt hat. Landesmann, den man als sehr geistreich verehrt, steckt sehr tief darin und korrespondiert,

disputiert etc. sehr viel mit Betty Paoli." Dieser rein ästhetisierende, die Außenwelt zu Gunsten der Entwicklung der „Psyche" vernachlässigende Irrealismus kommt besonders in einigen theoretischen und kritischen Arbeiten Landesmanns zum Ausdruck, in denen er der politischen Lyrik jede Daseinsberechtigung rundweg abspricht, da sie an etwas Nicht-Existierendes anknüpfe. Es ist klar, daß Hartmann den tiefen Gegensatz seiner Anschauungsweise zu der jener „unpolitischen" Richtung stark empfinden mußte. Stand er doch mit beiden Füßen auf der Basis der politischen Forderungen, welche die Fortgeschrittensten seiner Zeit vertraten. Strebte er doch selbst, sich dem unheilvollen Einfluß der stagnierenden Verhältnisse Österreichs auf die Literatur zu entziehen, den er auch in diesen merkwürdigen Auslassungen eines aufgeklärten Geistes wie überhaupt in der völlig indifferenten Haltung der erwähnten „Clique" zu erkennen glaubte. Von der Paoli selbst stieß ihn noch „eine gewisse katholische Heiligkeit und Pietisterei ab, die sich zwar in ihren Gedichten manchmal gut ausnimmt, aber ihre Novellen auf eine mir widerliche Art entstellen." An diesen Verhältnissen änderte auch der Winter 1844 nichts. Er war für ihn eine Zeit des Alleinseins, in der seine Pläne umso besser sich entwickeln und ausreifen konnten.

Doch war noch ein Haus in Wien ihm offen, in dem zu verkehren sein bester Stolz war: das Haus Ottilie von Goethes, die nach dem Tode ihres Schwiegervaters mit ihrer Tochter Alma und ihren Söhnen von Weimar nach Wien übergesiedelt war. Sie liebte es, junge schriftstellerische Talente bei sich zu empfangen, und gefiel sich in dieser Mäzenatenrolle sehr wohl. Hartmann gehörte seit Beginn seines Wiener Aufenthaltes [1]) zu diesen Bevorzugten und erfreute sich ihrer Gunst in ganz besonderem Maße. Wir haben bereits gesehen, wie sie ihn durch ihre Protektion bei Mendelssohn zu unterstützen bestrebt war, als er daran ging, den Plan, seine Studien in Berlin fortzusetzen, zu realisieren. War doch, trotz jungdeutscher Beeinflußung, „seine Seele voll von Goethe." Die Wahlverwandtschaften, den Wilhelm Meister, den Briefwechsel Bettinens hatte er mit intensiver Entzückung

[1]) Im Mai 1841 machte er ihr den ersten Besuch.

in sich aufgenommen. Nicht geringer, wenn auch anders geartet, ist der Eindruck der Lektüre von Wahrheit und Dichtung. „Mir sind während der Lesung große Lichter aufgegangen, und ich sehe diese ungeheure Größe in einer Beleuchtung, daß mir unheimlich wird . . . Dichtung und Wahrheit ist ein ganzer Riemen voll Schulbücher — Rechenbuch und Evangelium, Grammaire und Bibel. Es hat Stellen, deren Sinn hell und groß ist, wie die Sonne, und man erschrickt, wie dieser Titan mit all den Sonnen spielt, sie von allen Seiten betrachtet, ihr Feuer nur probiert, und dann ganz ruhig weglegt, als wären's ausgerauchte Pfeifen . . ." Der Entwurf eines Dramas Nausikaa, von dem uns allerdings nur die Sonntagsblätter im November 1843 berichten, zeigt ihn uns ganz deutlich in Goethes Spuren wandelnd, und es fällt wirklich schwer, zu glauben, daß er, der doch seiner Anfängerschaft so oft schmerzlich sich bewußt ist, aus sich selbst heraus gewagt habe, die Fäden fortzuspinnen, die der Gewaltige unbeendet abgebrochen. Viel näher liegt und viel wahrscheinlicher ist uns der Gedanke, daß die freundliche Herrin des Hauses ihm auch hierbei ermutigend zur Seite stand. So scheint Hartmann ein häufiger Gast bei Goethes gewesen zu sein, und er nützte den Umstand, um auch hier für Freund Meißner und seine Poesie Propaganda zu machen, die er, wie wir aus ihrem Briefwechsel ersehen, oft über seine eigene stellte.

In die Zeit des Wiener Aufenthalts endlich — eine genauere Angabe ist, da alle Unterlagen hiefür fehlen, unmöglich zu machen — gehört der Beginn seiner Freundschaft für Hermann Jellinek, den Philosophen, und den Musiker Julius Becher, die späteren Opfer Windischgrätzscher Revanchejustiz. Jellinek, noch um zwei Jahre jünger als Hartmann, entwickelte sich sehr rasch und veröffentlichte in den nächsten Jahren einige äußerst schneidige kritische Schriften über Philosophie und Religionsgeschichte. Wie oft mag Hartmann mit dem scharfen Dialektiker diskutierend und spintisierend, Systeme über den Haufen stürzend und neue aufbauend, die die Skepsis der nächsten Minute wieder vernichtete, beisammen gesessen sein. Becher dagegen, der bedeutend Ältere — war er doch schon 1803 geboren — fesselte ihn durch seine Kunst und gern erinnert er sich später der Zeit, „wo mit Sonaten und

Quartetten die Stunden hold vorüber glitten". Meißner war es, der schon in Prag sein Interesse für Musik rege gemacht und ihn — war er doch selbst ein guter Klavierspieler — durch den Vortrag Beethovenscher Sonaten und Chopinscher Notturni entzückt hatte. Becher, Kritiker, Virtuos und Komponist zugleich — wenn er auch als solcher Verständnis und Gegenliebe seiner Zeitgenossen nicht fand: man denke nur an Grillparzers bissigen Stachelvers: „Sein Quartett klang, als ob einer, der da hackt in dumpfen Schlägen, mit drei Weibern, welche sägen, eine Klafter Holz verkleiner" und an den komischen Zornesausbruch Lenaus, der sonst seinen Verkehr suchte — Becher trug wesentlich zur Vertiefung seines musikalischen Verständnisses bei, wofür ihm Hartmann auch dankbare Anerkennung zollte.

Doch so freundlich und angenehm ihn auch all das im Einzelnen berühren mochte, konnte es ihn unmöglich auf die Dauer in Wien fesseln, als er sich einmal bewußt war, daß er diese Stadt innerlich überwunden hatte, daß sie ihm etwas Neues für seine geistige Ausbildung nicht bieten könne, daß ein längerer Aufenthalt, ein längeres Zögern und zaghaftes Hinausschieben seiner Pläne für ihn Stillstand und Rückschritt in der schlimmsten Form zu bedeuten hatte. Fanden sie doch alle „draußen", außerhalb des Kreises Metternichscher allmächtiger Polizeiwillkür, erst ihren Ziel- und Richtungspunkt und konnten dort nur zu einer gedeihlichen Entwicklung gelangen. Allmählich kam auch eine zuversichtlichere Stimmung in ihm auf, ähnlich der, aus der heraus er schon früher einmal einen seiner vielen nie ausgeführten Reisepläne mit den Worten angekündigt hatte: „Ich fürchte mich gar nicht vor Berlin, denn ich komme sehr reich hin. Ich bringe Ideen mit, zu den lieben Prager Erinnerungen, auch seelige aus Wien, und für den Magen eine grandiose Übung in Journalartikeln." Das war im Frühjahr 1842 gewesen, kurze Zeit, nachdem er Theresen kennen gelernt. Es kam alles anders, wie er in jenem Momente seelig gehobenen Gefühles gedacht und gehofft. Er war doch noch nicht reif, hatte noch eine harte Schule durchzumachen. Jetzt erst wars in Wahrheit überstanden. Jetzt erst konnte er ohne Übertreibung von sich sagen, was er einmal in einem Augenblicke der Erregung niedergeschrieben: „wer die Epigonen (Immer-

manns), Wilhelm Meister und Bettina so wie er zu Fleisch und Blut habe werden lassen, dürfe sich nicht einpferchen lassen in den Stall kleiner Verhältnisse, in die Menagerie der Konveniezen." Das allmählige Festerwerden in seinem Entschlusse zu beobachten, wäre von Interesse; leider läuft aber gerade in dieser Zeit wie überhaupt in dem ganzen letzten Jahre das Bächlein seiner Korrespondenz mit Meißner dünner und spärlich. Sie schweigt gerade hierüber vollständig, so daß für diese doch lediglich psychischen Vorgänge gar keine Anhaltspunkte geboten werden.

Das Verhältnis zum Liebenschen Hause löste sich bei der freundschaftlich-herzlichen Stellung, die er sich auch hier rasch zu erwerben verstanden hatte und die fast mehr der Stellung eines Hausfreundes als eines Hauslehrers entsprach, in aller Güte. Nahmen doch auch die Glieder der Familie an seiner poetischen Entwicklung innigen Anteil. Die beiden Knaben, Leopold und Adolf, die er unterwies, waren zu derartig nachfühlendem Verständnis allerdings zu der Zeit noch zu jung; in späteren Jahren aber entwickelte sich eine innige Freundschaft, die bis zu den schwersten letzten Augenblicken Stand hielt. Das Gedicht „An einen Knaben", welches Hartmann im Stubenrauchschen Kalender publizierte, ist an Leopold Lieben gerichtet. Damals war es besonders die Frau des Hauses, der er oftmals in den kleinen und größeren Sorgen des Tages beratend treulich zur Seite gestanden. So war die Trennung von Liebens das Einzige, was ihm den Aufbruch von Wien in gewissem Sinne schwer machte. Schon einige Tage nach dem Abschied, noch im August 1844, schreibt er an sie: „Überhaupt erscheint mir jetzt alles, was ich in Ihrem Hause erfahren, getan, erlebt, in einem so schönen Lichte und mir ist es, als stände ich auf einer hohen Aussicht und überblickte eine poesievolle Landschaft; — da verschwindet alles, was in der Nähe störte, und die schönen Berge, Bäume, Wiesen, die Gruppierungen, alle vereinigen sich zu einem reizenden Bilde. So ist es mir mit den zwei Jahren, die ich in Ihrem Hause verlebte: Sie, gnädige Frau, mit meinen lieben, lieben Schülern sind die poetische Staffage. Wie lächerlich erscheinen mir jetzt die unmutigen Augenblicke, in denen ich mich, ich gestehe es, aus Ihrem Hause fortgewünscht . . . Ich habe stets meine Meinungen, nie meine

Neigungen auf der Zunge getragen; diese habe ich tief in meinem Herzen verwahrt, und ich glaube, es ist gut so: da halten sie sich wie guter Wein in einem guten Keller." Man sieht, er wird ordentlich sentimental! Seine pädagogische Art ist nicht besser zu charakterisieren, als durch den ersten Brief, den er an seine „lieben Kinder" schrieb. Er ist so hübsch, daß ich mich nicht enthalten kann, eine Stelle daraus hier herzusetzen: „Ihr habt mich schon in jeder Stimmung gesehen, in verdrießlichen und fröhlichen Launen, aber so traurig, als ich in den ersten Tagen nach meinem Abschiede von Euch und als ich vor einigen Minuten war, bevor ich die Feder angesetzt, Euch zu schreiben, so traurig habt Ihr mich noch nicht gesehen, und wahrhaftig, ich habe noch in meinem Leben keinen Brief in solcher Gemütsbewegung geschrieben, als diesen. — Wenn ich so zurückdenke an die Zeiten, die ich mit Euch verlebte, erinnere ich [mich] aufs Deutlichste an das kleinste Erlebnis, nur an jeden Ärger, an jeden Verdruß, den ich mit Euch gehabt, vergesse ich gänzlich, als ob so was nie zwischen uns vorgekommen wäre. — Ich wußte das wohl voraus, daß es so kommen und wie ich mich nach Euch zurücksehnen werde und doch habe ich mich losgerissen, um meiner Bestimmung entgegenzugehen. — Siehst du, mein lieber Leopold, so geht es jedem Menschen, der auf sich selbst beschränkt, mit eigner Kraft sich sein Schicksal bilden und sich ein ehrenvolles nützliches Leben aufbauen will; er darf keine Trennung, keinen Schmerz scheuen, ja er muß sie selbst herbeiziehen, um seine Zwecke zu erreichen. Und so wird es dir theilweise auch gehen im Leben und geht es jedem ordentlichen Menschen. Du weißt, was ich unter diesem Titel verstehe, und siehst es ein, daß man das Schmerzlichste nicht scheuen dürfe, ihn zu verdienen."

Hatte der alte Bankherr ihn für sechs Jahre an sein Haus fesseln wollen, und hatte der flügge Vogel, des Bauers überdrüssig, sich wiederwillig für drei Jahre gebunden, so war auch die letzte Frist doch noch zu viel geworden. Es waren kaum zwei Jahre vergangen, als er von dannen flog. — Den Sommer verbrachte Hartmann noch im Liebenschen Hause diesmal in Hietzing. Mitte August jedoch fuhr er von dannen einer ungewissen Zukunft entgegen. Es ist ein neuer Beweis für die Tiefe seiner Freundschaft für Meißner, daß er, ehe



[illegible]
[illegible] gut vor den
[illegible] sollen." Man
[illegible] pädagogische
[illegible] durch den ersten
[illegible] Er ist so
[illegible] solle daraus
[illegible] Stimmung
[illegible] aber so
[illegible] Abschiede von
[illegible] ich die
[illegible] Ihr mich
[illegible] in meinem
[illegible] verschrieben,
[illegible] die ich
[illegible] an das
[illegible] Verdruß
[illegible] als ob ich
[illegible] wußte das
[illegible] wie ich mich nach
[illegible] mich losgerissen
[illegible] du, mein
[illegible] an mich selbst
[illegible] und [illegible]
[illegible] darf keine
[illegible] selbst der
[illegible] wird es
[illegible] jedem ordent-
[illegible] Ekel vor
[illegible] nicht

[illegible] in sein Haus
[illegible] Bauers über
[illegible]

Zu S. 104.



Miniaturporträt von Alb. Theer, Wien 1844.

er das Land verließ, unsicher, ob und wann ihn sein Lebensweg zurückführen würde, noch einmal an die Türe seines Prager Studierstübchens klopfte, noch einige Stunden der Aussprache mit dem Freunde zuzubringen, ehe ihn sein Schifflein in weite Ferne trug. „Ich werde dem Capua der Geister am 14. August den Rücken kehren, und . . . schon den 16. mit dir und Bach beim Hofrat oder beim Biere sitzen . . . Es wäre unendlich lieblich von dir, wenn du auf drei Tage von Karlsbad nach Prag kämest.“ Denn jetzt, wo sein Schicksal endlich in der längst ersehnten Weise entschieden ist, läßt er sich noch etwas Zeit. Ein Besuch zu Hause hält ihn noch für eine Woche in Duschnik fest, wo der Vater den Groll über diese neuen Experimente des so wenig nach seinem Wunsche geratenen Sohnes — „Wir alle“, schreibt Hartmann viele Jahre später an seinen Freund Hiller, „waren mehr oder weniger von Enten ausgebrütete Schwäne“ — nur schwer verwinden konnte. Nun gab er doch in Wien eine sichere und nicht uneinträgliche Stelle auf! Und seine Schreiberei hatte ihm doch noch nicht die Butter zum Brote eingebracht und würde das auch in Zukunft nicht. Gott besser's! — Schwerer war der Abschied von der Mutter, die die Gründe dieses Scheidens nur dunkel begriff, und Tränen fielen auf beiden Seiten. — Er fand dann noch Zeit, Meißner seinen Besuch in dem „gottvollen Karlsbad“ zu erwidern. Bei der Absicht, den Freund mit hinaus zu entführen, scheiterte freilich seine Überredungsgabe, wenn er ihm auch Heidelberg und Berlin als lockende Bilder vorhielt. Sein eigentliches und nächstes Ziel war aber Leipzig, wenn er auch in der Freude über die gewonnene Freiheit, im neuen Gefühle der Unabhängigkeit, keine Schranken zu fühlen meinte. Der Widerstand des Freundes gab ihm den klaren Blick wieder, ernüchterte ihn endgültig von diesen jugendlichen Schwarmgeistereien. Allein zog er weiter. Der Dampfer führte ihn elbabwärts, Dresden zu. Wenige Tage später konnte er das heißersehnte Leipziger Pflaster unter den Füßen spüren.

IV.

Freiwilliges Exil.

Die Aufnahme, die Leipzig, damals wieder die Schriftstellerstadt par excellence, der Hauptknotenpunkt der literarischen Kultur Deutschlands, dem jungen Ankömmling aus der Ostmark bereitete, war in jeder Beziehung ehrenvoll für ihn. Wenn allerdings ein so bedeutendes Organ, wie das Stuttgarter Morgenblatt es für nötig findet, seine Leser anfang Dezember von diesem wichtigen Ereignis in Kenntnis zu setzen, so kann das nur als Zeugnis für jene ungesunde Überschätzung und ausschließliche Bevorzugung des literarischen Elementes angenommen werden, die sich in dem vormärzlichen Deutschland aus Mangel jeder politischen Betätigung herausbildete, ja mit Notwendigkeit herausbilden mußte.

Mit den Führern der neudeutschen Literaturbewegung — seinen anfänglichen Abscheu hatte er, nachdem er sich genauer, eingehender mit ihnen vertraut gemacht, bald ganz aufgegeben — war Hartmann schon von Wien aus in Briefwechsel getreten. Teils kannte er sie auch schon persönlich. Rank erzählt z. B.: „Hartmann, dessen liebenswürdige und gewandte Art, sich in Familien und bei hervorragenden Personen einführen zu lassen, merkwürdig war, war der erste, der die persönliche Bekanntschaft Dingelstedts machte. Er hatte sich dabei der mächtigen Empfehlung des Dichters Lenau bedient und wußte durch Vorlage einiger hübscher Gedichte und durch seine einnehmende Erscheinung Dingelstedt wärmer zu interessieren.“ Er kam ihnen deshalb nicht unerwartet, nicht unbekannt. Laube und Kühne nahmen ihn sofort freundlich bei sich auf, und im „Storchnest“, wo Laube

damals hauste, wie bei Kühne ging er bald als vertrauter Freund des Hauses aus und ein, wie er wollte. Wenn wir allerdings annehmen, daß bei der Menge des Neuen, das er sah und erlebte, die vorher etwas vernachlässigte Korrespondenz mit seinem geistigen Geburtsort, Prag, wieder zur alten Regelmäßigkeit erwacht, so finden wir uns getäuscht. Im Gegenteil, wo er plaudern, erzählen könnte, wo er berichten müßte, bleibt er stumm, kaum, daß er nach monatelangem Schweigen zu der Entschuldigung sich herbeiläßt: „Der Aufenthalt in einer fremden Stadt, die neuen Bekanntschaften, die hundert neuen Verhältnisse, der Druck meiner Gedichte und endlich meine Krankheit, die mich für längere Zeit zu allem unfähig gemacht —". Nur aus einem Briefe Meißners, der etwa ein Jahr früher einige Tage in Leipzig weilte, können wir schließen, wie dieses tätige und anregende Leben auch auf seinen Freund wirken mußte: „Da draußen in Leipzig", schreibt er nach der Rückkehr, „kocht es gewaltig. Fünf Eisenbahnen bringen Reisende herbei, die Pressen knarren, die Gedanken werden leibhaft. Nun hat die Politik alles übrige Interesse absorbiert, man zählt die Stunden, bis Deutschland unwillig wird und blickt über den Rhein hinüber. Wetterleuchten gibt es überall, daß es eine Lust ist. Und jedermann scheint es erst jetzt erfahren zu haben, daß jedes Volk seinen Frühling haben soll und der Frühling scheint bevorzustehen. Das ist eine Hast, eine Ungeduld! Alles Politik und diese Politik in Epigrammen, kurz, unentwickelt, alles in Feuilletons! Es muß bald kommen. Es kann nicht anders sein." Etwas moussierend Berauschendes lag damals in der Luft der alten Meßstadt. Alle fühlten sich einig in ihrem Streben und in ihrer Sehnsucht. Diese Gemeinsamkeit einer gehobenen Stimmung förderte die ungebundene, freiere Geselligkeit. Der Österreicher mochte glauben, das Erwachen der Geister mit allen Sinnen vernehmlich zu spüren.

„Der Druck meiner Gedichte!" Ja, endlich war die Qual des Wartens von ihm genommen. Wenige Wochen nach seiner Ankunft wurde er durch die Vermittlung eines seiner neuen Freunde mit J. Weber bekannt, einem jungen Verleger, der sich gerade ein eigenes Geschäft gegründet hatte, und nun nach „Artikeln" suchte. Die beiden wurden rasch einig, und Anfang Dezember konnte sein kritischer Blick ein

kleines Bändchen mustern, das er in der Hand hielt. Es war splendid gedruckt, so daß es die üblichen einundzwanzig Bogen fast erreichte — Bücher bis zu zwanzig Bogen waren nämlich der Zensur unterworfen, umfangreichere dagegen gingen frei aus. Ein Umstand, der natürlich den „gefährlichen“ Büchern gerade nicht so sehr schadete, und nur zu allerlei gewagten Setzerpraktiken und Dehnungskunststückchen verzweifelnder Autoren Veranlassung war. So nahm es sich mit seinem Emblem auf der Vorderseite gar stattlich aus. Und auf dem Titelblatt stand in schönen Lettern „Kelch und Schwert“, Dichtungen von Moritz Hartmann.

Wie aber war aus den „Gedichten eines Zeitkindes“, die, wie uns ein Brief an Meißner früher versicherte, „Campe schon in den Klauen“ hatte, das Buch mit dem hussitischen Titel auf der Stirn geworden? Ein großer Teil der „Gedichte eines Zeitkindes“ ist uns ja schon aus der Wiener Zeit bekannt. Mustern wir nun die neu hinzugekommenen, so müssen wir allerdings gestehen, daß das Buch eine ganz andere Physiognomie bekommen hat. Oder vielmehr, es hat überhaupt erst Physiognomie bekommen, wenn man hierunter all das verstehen darf, was es von allen anderen der gleichen Gattung charakteristisch unterscheidet. Denn bisher war das eigentlich doch noch nicht der Fall gewesen, wenn auch manche Stimmung eine neue Ausdrucksform gefunden hatte. Führte der Dichter manchen kühnen Streich „in die Zöpfe dieser Zeit,“ wie Freiligrath sagt, brauchte er manch ernstes, scharfes, beißendes Wort gegen die kleinlich-klägliche Tyrannis seiner Tage, so konnte man doch Verwandtes im „Glaubensbekenntnis“ oder den „Gedichten eines Lebendigen“ eben so gut und besser nachlesen. Das war das Gemeinsame, nicht das Unterscheidende. Da finden wir, wenn wir das Büchlein schon fast zu Ende durchblättert, ein weißes Blatt mit der Aufschrift „Böhmische Elegien“, dahinter eine Reihe von acht Gedichten, um die der erste Monat des freiwilligen Exils die Sammlung bereichert hatte; des freiwilligen Exils! denn so muß man diese Ausfahrt bezeichnen, die den Zweck verfolgte, ein Gesetz zu umgehen, dessen Nichtbeachtung eine strenge Strafe nach sich ziehen konnte: der Zensurverordnungen nämlich. Es sind Klagelieder, mit denen der Dichter ein bedrücktes Volk anredet, seine Gleichgiltigkeit gegen seine

Vergangenheit geißelt, die ihm nur zu begreiflich ist, das Weh schildert, das es unbewußt, des schweren Joches schon gewohnt, empfindet. Er vergleicht es der „Leidensblume“, da es alle „Symbole argen Schmerzes“ trage, dem verwundeten Reh, das einsam im Walde verblute. Nur im Bunde mit Deutschland kann es seine Freiheit und selbständige kulturelle Entwicklung finden:

„Geöffnet steht sein weites Haus
Für alle großen heil'gen Schmerzen.“

Er warnt vor dem „Despoten im Osten“ mit dem „neuen Kainszeichen“ — eine scharfe Erklärung gegen allen Panslavismus. Und so sieht er auch fern am Horizont das Morgenrot einer schöneren Zukunft. Der Baum, der seit dem Schreckenstage der Schlacht verdorrt und astlos am Weißen Berge steht, grünt und treibt Blüten, die Schar der Befreier verrichtet knieend ein Dankgebet. Hier hat Hartmann die alte Sage von dem Birkenbaum am Walserfeld aufgefrischt, die auch Freiligrath zu einem Gedichte ward.

Auch was die Form betrifft, stehen die böhmischen Elegien in dieser Sammlung obenan. Sie sind knapper gehalten, jede einzelne faßt sieben vierzeilige Strophen, jede Weitschweifigkeit, der Hartmann sonst leicht einmal verfällt, ist vermieden. Jede ist ein in sich geschlossenes Bild, steht aber mit den andern im sinnvollsten Akkord. Die Parallele zu Byrons Hebrew melodies drängt sich auf, und es ist ein Zeichen für die Gewalt der Sprache und die Wärme des Ausdrucks, daß der gefährliche Vergleich der Wirkung dieser Verse nicht abträglich ist. Die Elegien gehörten zum Besten, was der junge Dichter bot, und Publikum wie Kritik räumte ihnen, hingerissen, einen Ehrenplatz unter der politischen Dichtung ein. Das war eine politische Lyrik, die sich sogar Landesmann-Lorm, der strenge Kritiker und Systematiker, gefallen ließ, der den Freund zu weiteren und größeren Leistungen auf diesem Gebiete anspornte. Es gab allerdings Recensenten, die auch hier auszusetzen fanden, und ihre Gegengründe entbehren des Gewichtes nicht, wenn man sie auch gerade in diesem Falle als unzutreffend bezeichnen muß. Sie nahmen nämlich an der Tendenz der Dichtungen Anstoß. Was hatte in dem

Momente ihres Erscheinens das deutsche Volk vor dem böhmischen voraus? War es nicht politisch genau so rechtlos, national ebenso unkräftig wie dieses? Warum also für fremde Rechte eintreten, da man eigene zu verfechten hatte? War das nicht auf die Spitze getriebener Altruismus? Und hieß das nicht die Interessen der eigenen Nation zu Gunsten fremder hintansetzen? Das klingt schon beinahe nach dem Vorwurf des Vaterlandsverrats. Nun, war es auch so arg nicht gemeint, so hätte doch schon ein Blick genügt, um zu beweisen, daß all diese Vorwürfe ihr Ziel verfehlten. Was hatte das damals berühmte: „An Deutschlands Halse wein' dich aus, an seinem schmerzverwandten Herzen" der achten Elegie, das wie ein Motto des ganzen Cyklus dasteht, wohl bezeichnen sollen, als jenes Band gemeinsamer Interessen, das beide Völker gegen dasselbe freiheitmordende System verknüpfte? Und wenn die Zukunft auch eine andere Entwicklung brachte, und Ansätze dieser Entwicklung damals schon zu verspüren waren für den, der sie eben richtig zu deuten gewußt hätte — dem Dichter kann daraus kein Vorwurf entstehen, daß er etwas noch nicht Vorhandenes nicht sah, daß er trotz dem einfach-schönen Satze poeta vates nicht hinter einer „fernen Zukunft Vorhang" blicken konnte.

Über seine Stellung zwischen den Völkern war er sich nie auch nur einen Augenblick im Zweifel. Schreibt er doch schon vor seiner Leipziger Reise an Meißner, als ihm dieser über einen kleinen lokalen Aufstand in Prag berichtete, eine Art Maschinensturm, wie es scheint, bei dem es dann auch zu Plünderungen im Prager Judenviertel kam: „Wenn man über Revolutionen hört, wie Eure Prager eine war, ist man wirklich auf dem besten Wege, ein loyaler Bürger zu werden und seinen Band Gedichte um die Hälfte kleiner zu machen. — Pfui, ist das eine erbärmliche Emeute! Da ist keine Idee von Volksbewußtsein, von Gefühl des Proletariats, von historischer Erinnerung oder einem Blick in die Zukunft. Elender, erbärmlicher kleiner Materialismus. Der Tandelmarkt ihre Bastille, das Ghetto ihr St. Denis. — Ja, selbst wenn es etwas Edleres wäre, z. B. Panslavismus, so steckt doch Rußland dahinter und wenn es zu etwas käme, bin ich der erste Freiwillige für Österreich, das heißt dann für Deutschland. . . . Mein

Freund, es kommt die Zeit, wo wir in Böhmen als Deutsche dastehen müssen, das wird in Zukunft unser Posten sein. Das ist Pflicht und Ruhm zugleich". Und derselbe Brief enthielt noch die Nachricht von einem offenen Briefe, über den Panslavismus, den er an Firmenich, den bekannten Herausgeber von Germaniens Völkerstimmen, richte. Wenn uns auch keine Spuren weiter zu diesem interessanten Dokument leiten, über seine Tendenz können wir nach diesen Äußerungen kaum im Unklaren sein. Die Zeit aber sollte rascher herbeikommen, als er damals dachte, schneller als der Dichter der böhmischen Elegien vermuten konnte, während er sie aus der Tiefe seines Herzens niederschrieb.

Die waren also im Irrtum, die aus diesen Gedichten eine undeutsche Tendenz herauslesen wollten. Es ist nur dasselbe innige Heimatsgefühl, das ihn so oft und immer wieder sein Böhmen besingen und mit den Gestalten seiner Dichtung beleben heißt, welches auch hier zum Ausdruck kommt. Hiermit verband sich noch jenes erwähnte rein ästhetische Interesse für national-böhmische Stoffe, welches für Hartmanns ganzen Kreis charakteristisch und so natürlich ist. Alles dies fließt zusammen in Gedichten wie „Die böhmischen Bauern", „Ein Testament", in denen ein anekdotischer Stoff zu typischer Bedeutung ausgestaltet wird. Die böhmischen Bauern, die noch immer nicht an den Tod des Kaisers Josef glauben, die erst die erwachende Erinnerung an fünfzigjähriges Elend und Bedrückung überzeugt, — das greise Gemeindehaupt, das sich im Tode als heimlichen Rebellen wider die gesetzte Ordnung enthüllt und bekennt, aus dieser Gesinnung, die er den Seinen als heiliges Vermächtnis hinterläßt, Trost und Stärkung gezogen zu haben — sie sind alle zugleich Bilder für die gährende Unruhe der Zeit. Zu breit ausmalend fließt die Erzählung dahin. Die Form ist nicht immer ausgeglichen. Doch zeigt sich hier deutlich der Einfluß Karl Becks.

Ein großer Teil der übrigen Lieder ist uns schon aus den Wien-Prager Zeitschriften und Almanachen bekannt: von den „Inneren Stimmen" sind nur einige autobiographische Gedichte (wie die an die Mutter und an Theresen) neu. Wir hatten in Hartmanns Liedern in einfacher Form ein ehrliches, starkes Empfinden sich aussprechen sehen. In diesen

Liedern stand er jetzt vorwiegend unter dem Einflusse Lenaus, dem er seinen Erstling widmete und dem in diesem Bande noch manches besondere Erinnerungszeichen galt (Idole; Seine Rückkehr). Lenausches Naturgefühl hat ihm Gedichte eingegeben wie den „Nächtlichen Ritt“, wo er von dem „weinenden Kindergesicht“ der ersten Liebe spricht:

O daß es immer hin mich zieht
Nach einem Kirchhoffrieden
Und daß mich mahnt jedwedes Lied
Ans Glück, das längst geschieden.

Lenausche Wehmut hat seine Gedichte an die Mutter, an Theresen, vertieft. Das zeigt sich mit besonderer Eindringlichkeit in dem weit früher schon entstandenen, aber erst der nach wenigen Wochen erschienenen zweiten Auflage der Sammlung einverleibten „Erinnerung“. Hier gemahnt die Stimmung, die Sprache, der ganze Ablauf des Begebnisses an eines der berühmtesten Lenauschen Gedichte, den „Postillon“:

Mond, der stille Wandersmann
Sah durch trübe Augenlider
Einer, der nicht schlafen kann,
Blickt so in die Gassen nieder.

Hier wie dort das Landschaftsbild, die nächtliche Fahrt, der unvermutete Halt, Frage, Antwort, die Weiterfahrt und ein Schlußakkord, in dem die angeschlagene Stimmung mit langer Fermate nachklingt! Sogar den böhmischen Elegien hat sich diese typisch Lenauische Naturbeseelung eingeprägt: wir finden z. B. in der sechsten [1]) den Lenauschen Mond wieder, der weinend und kummerblaß hinwandelt über den Mauern Prags. Das ist eine selbständige Weiterbildung vom Meister überkommener Formen. Selten nur mischt sich ein anderer Ton in diese Melodie, der aus Novalis oder Bach hereinklingt. Vernehmlich aber ist bei allem des jungen Dichters

[1]) Der neunten der späteren Ausgaben.

eigene Weise. So in dem wirklich reichen „Lied in der Nacht“, in dem wir ihn schon auf mehr als halbem Wege zur steilen Höhe sehen:

Wer kann es bestimmen
Was Herzen bewegt!
Die Leiden, die Freuden,
Wie leicht sie verschwimmen,
Das weiß, wer sie trägt.

Von den „Zeitkind“-Liedern, die den Hauptbestand des zweiten, dritten und vierten Teils „Aus der Gegenwart“, „Aus Böhmen“, „Aus Osten“, ausmachen, hatte sich bisher noch keines ans Licht der Öffentlichkeit hervorgewagt. In ihrer keck zugreifenden Art, die sich auf ein langes Grübeln nicht einläßt, sondern gerade heraus, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, die Wahrheit sagt, gewinnen sie rasch allgemeine Sympathie. Nur in der Form wäre oft eine größere Durchbildung wünschenswert gewesen. Das „Trinklied“ zum Beispiel zeigt eine „exemplarische Nachlässigkeit“, auf die sich eine nicht wohlwollende Kritik mit dem Scheine des Rechts stützen konnte und noch so manches andere hätte die Feile vertragen.

Obwohl ihm trotz solch kleiner kritischer Nadelstiche der verdiente Erfolg ward, tragen seine Gedichte den Stempel des Unbefriedigtseins, der Unrast. Wird sich sein Streben jemals erfüllen? Sein Lied, wie es jetzt ist, dünkt ihm nur ein zerbrochener Becher, ein Scherben (Ein Lied). Dieselbe Verstimmung zieht sich auch durch den größeren Teil der politischen Lieder. Im ersten, „Deutsche Freiheitslieder“, ist er von der Nutzlosigkeit der politischen Dichtung überzeugt; der Worte seien genug gewechselt, er will nun endlich Taten sehen. Er ruft dem deutschen Volke und seinen Dichtern zu:

Was soll das ewge Singen, davon kein Fürst errötet?
Du hast mit allen Liedern noch keinen Traum getötet.
Du wirst mit schönen Worten lang keine Taten säen,
Du, reich an lahmen Führern, doch dürftig an Tyrtäen.

Er wettert gegen das Hängen an alten Traditionen, gegen das Sich-in-die-Vergangenheit-Versenken, während man darüber die Gegenwart mit ihren stürmischen Forderungen vergaß. (Deutsche Monumente.) Trotzdem begeht auch er den Fehler, den er soeben rügte, versenkt auch er sich in die Vergangenheit, indem er in den beiden folgenden Gedichten (Die Zwei, Ein Sterbelager) die Kaiser Maximilian und Joseph II. verherrlicht, die ihm von allen Fürsten die einzigen des Thrones würdigen scheinen. Hier finden wir hie und da, freilich selten genug, einen Anklang an Anastasius Grün, der, wie außer Lenau auch Bach, Meißner, Landesmann, Heller (versteckter als „mein Bruder Isidor" in „Kiwin") freundschaftlich verherrlicht wird. . . . Aber Hartmann geht auch weiter und leiht in seinen politischen Liedern den Forderungen der Zeit sein Wort. So wenn in „Rückständiger Sold" nach der von Friedrich Wilhelm III. in seiner bekannten Proklamation versprochenen Verfassung, „der Freiheit echtem Gold", der Ruf erhoben wird. So, wenn in dem Gedicht „Bei Waterloo" ein sterbender jüdischer Krieger gezeigt wird und hieran die Forderung der Emanzipation sich schließt, die trotz königlicher Zusicherung, noch unerfüllt sei. Und wie in den „Böhmischen Bauern" wird im „Deutschen Knecht" jene ihrer selbst noch unbewußte Unzufriedenheit gezeichnet, die stammelnd nach dem rechten Ausdruck sucht. In „Drei Lieder" vergleicht der Dichter die neue Freiheitspoesie mit der Dichtung früherer Tage von „Lieb' und Wein", die nun längst schon verrauscht und verschollen sei, und er fragt nicht ohne einen spöttischen Nebenton, wie lange dieser freudige Freiheitsglaube in Ketten und Banden noch dauern werde. In vielen dieser Gedichte aber ist es in dem Widerstreit zwischen Form und Tendenz noch zu keiner Ausgleichung gekommen, die Tendenz ist noch nicht poetisch aufgelöst, um durch die Form zu wirken, beides steht häufig unvermittelt neben- wohl auch gegeneinander. Doch finden sich auch hier Anläufe zu höherem Gelingen, wie das echt Freiligrathsche Pathos der „Deutschen Monumente" mit seinem wuchtigen Dreireim beweist.

Auch sein alter, unvermindert weiter glühender Polenenthusiasmus kommt hier wieder zum poetisch verklärten Ausdruck, in sechs Gedichten, von denen das „Einer schönen

Polin" gewidmete in einigen Zügen an das „Der Maskenball" betitelte Gedicht seines Meisters Lenau erinnert. Alles an ihr soll nur an das unendliche Leiden ihres Volkes und Landes erinnern, auch ihr Kuß nur „Handgeld sein und Kämpfer werben". Zum Kampfe gegen Rußland, den Unterdrücker, der auch die Freiheit Europas bedroht, wird aufgerufen. Er fordert auf zur Einigung durch die Freiheit, denn nur durch sie kann die Gefahr abgewandt werden. Die Könige sollen dann als „Kampfespriester" voranschreiten, die „Dichtergilde" die Harfe lassen und „mit dem Schwert ein Freiheitslied dem Würger" singen. Das Wort Freiheit ist der Talisman, der ihnen den Sieg, dem „frostumhüllten Riesen" die Vernichtung bringen wird. Beim Fall Polens steht Sobiesky nächtlich aus dem Grabe auf, um Wien, das er befreite, zur Rettung heranzuholen, eine Vergeltung, die es seiner eigenen Sicherheit schuldig ist. Aber — „Wien liegt in Schlaf" . . . Oder der Dichter zeichnet die Opfer russischer Willkürherrschaft: den Vater, der seine Söhne dem Freiheitskampfe gab und nun den einen landflüchtig, den andern in Sibiriens Eisgefilde verbannt missen muß. Drei Flüchtlinge treffen in einsamer ungarischer Dorfschenke zusammen. Ein Jude, ein Pole, ein Zigeuner. Einer hebt den Becher: „dem Vaterlande!" Aber keiner von ihnen hat eines. Der Pole trauert in der Erinnerung der Niederlage. Der Jude fühlt noch die Ketten des Ghettos:

> Laß erst des müden Armes Fessel sinken,
> Dann komm heran, dann will ich heiter trinken, —
> Vergessen dann das eingebrannte Mal.

So erstarren sie wieder zu düsterem Schweigen. In diesem letzten Gedicht hat Hartmann eine Dingelstedtische Vorlage kopiert, eines seiner bekanntesten politischen Gedichte, „Die Flüchtlinge". Die Situation ist bei beiden die gleiche, die Zusammenkunft in der Fremde am Wirtshaustisch, das Gespräch über ihr Geschick, das Groll und Bitterkeit auslöst. Ganz anders ist aber die Pointe. Formell erreicht Hartmann die festgefügten Rhythmen Dingelstedts natürlich nicht.

Von den nun folgenden episch-lyrischen Gedichten gilt dasselbe, wie von den „Inneren Stimmen": auch hier ist nur

gesammelt worden, was die vorhergehenden Jahre bunt verstreuten, und in ähnlicher Weise sehen wir in den vermischten Gedichten, den Sonetten, den Gestalten und endlich den Terzinen meist alte Bekannte wieder aufleben. So gibt uns diese Zusammenfassung zum ersten Male ein vollständiges Bild der Balladendichtung Hartmanns. Sie zieht ihre Lebenskraft natürlich hauptsächlich aus romantischem Boden, und die meisten der typischen Elemente der romantischen Dichtung werden wir auch hier finden. Auf Uhlandschen Einfluß wurde ja bereits hingewiesen. Wenn Hartmann in einer späteren Ausgabe ihnen als Motto die Worte voransetzt:

Kön'ge, Pfaffen, Henker, Damen,
Dichter, Ritter, Raubgesindel —
Trägt nicht jeder dieser Namen
Zehn Balladen in der Windel?

hat er in der Tat sein ganzes Repertoire erschöpft, und es ist bunt genug. Sage und Traum, Phantasie und Geschichte haben ihr Teil beigesteuert. Alle zeichnen sich durch scharf gesehene Bilder und lebhaft bewegte Handlung aus. Aber häufig sündigt der Dichter gegen die Ökonomie und entwickelt breit, was nur in straffer Konzentrierung wirken kann. Das beste ist wohl jene Ballade, die zuerst seinen Ruf in Wien befestigte, „Der weiße Schleier". Die Anekdote erzählt von einem jungen „Ungargrafen", der als Rebell zum Galgen verdammt ist. Den Todesbangen tröstet die Mutter, ihr Flehen werde die Gnade des Kaisers für ihn erwirken. In einem weißen Schleier will sie dann seiner auf dem letzten Wege harren. Dies geschieht und gefaßt schreitet er zur Richtstätte, erklimmt er noch die Leiter.

Und der weiße Schleier? — O Schmerzensbetrug,
Wie ihn nur eine Mutter ersinnt,
Im Tode nicht zittern zu sehn ihr Kind! —

Hier sind mit möglichster Knappheit die Hauptszenen geschildert, das Psychische wird ohne allzu großen Wortreichtum gegeben, die einzelnen Phasen sind fast dramatisch poin-

tiert, so daß ein äußerst wirksames Deklamationsstück geschaffen ist. Bei zwei legendenartigen Stoffen, die Hartmann balladenmäßig verarbeitet, ist er schon in seinen Fehler zu großer Weitschweifigkeit verfallen. Sie stellen in gewissem Sinne einen Gegensatz dar. Der irische König Kiwin fühlt sich, noch ehe die Botschaft des Christentums in sein Land gedrungen ist, sehnsüchtig zu dem neuen Glauben gezogen. Er flieht Macht und Glanz, kasteit sich in der Wildnis. Der Opfertod seiner Geliebten, die ihm vergeblich zu folgen suchte, bringt ihm die Erkenntnis. — Der Mönch Franzesko ist trotz seiner Jugend durch die Lauterkeit seines Wandels zu dem Rufe eines Heiligen und Wundertäters gelangt. Alle Triebe hat er in sich abgetötet. Er soll deshalb, zum höheren Ruhme seines Ordens, selig gesprochen werden. Als er sich durch Gebet zur Feier rüstet, naht ein Mädchen seiner Kammer und gesteht ihm beichtend, daß heftige Liebesglut zu ihm in ihren Adern wüte. Der Anblick der Lieblichen ruft auch in ihm die unterdrückte Menschlichkeit wieder wach, und in zärtlicher Verschlingung findet sie der Prior, der Franzesko zur Messe abzuholen kommt. Statt der Seligsprechung sehen wir ein Autodafé sich bereiten. . . Sagenhafte Elemente hat Hartmann in die beiden Gedichte „Die Kronwerber“ und „Der Adlerkönig“ verwoben. Eine gewisse märchenhafte Ferne ist in ihnen glücklich festgehalten, die den Fabelkern wie mit bläulichen Schatten umspielt. Die Diktion ist von Uhland beeinflußt, doch bewegt sie sich nicht durchwegs auf gleicher Höhe. Das kleine Gedicht „Zu spät“ zeigt den Dichter wieder ganz im Kreise der romantischen Tradition: es ist ganz die übliche Auffassung vom Henker, „des Landes rotem Sohne“, der der treuste Diener und Vertraute seines Königs ist. Beide sind sie in Sünden ergraut und sollten Buße tun,

Ich seh' dein Haar und denk an meins,
Doch gehst du, ist bald mitverweht
Der letzte Glanz des Kronenscheins; . .
Es ist zu spät! —

Das Gedicht „Die Brautfahrt“ ist interessant, weil es offenbar auf eine Heinesche Ballade zurückgewirkt hat. Zwei

Ritter fahren im Kahne den Rhein hinab. Der eine liebt die Nichte des Bischofs von Köln, die er freien will. Dieses Bekenntnis reizt die Eifersucht des andern und er erschlägt den Nebenbuhler.

Und fährt er hinab nach Köln am Rhein,
Schwimmt langsam die Leiche hinterdrein.

Dieser Vers hat Heines Gedicht „Pfalzgräfin Jutta“ hervorgerufen. . . . Der Preis unter dieser großen Schar gebührt wohl dem „Meister“, dem „weißen Schleier“, in seiner Eigenart auch dem „Adlerkönig“:

Dieses vielgestaltige Büchlein erregte bei seinem Erscheinen großes Aufsehen, das durch die Haltung der österreichischen Regierung noch vermehrt wurde. Durch die Nachlässigkeit eines Zensors nämlich, dem dieses sträfliche Versehen eine allerhöchste Nase eintrug — er hatte es für eine Übersetzung eines gleichzeitig unter demselben Titel erscheinenden Buches gehalten, das sich als eine Sammlung tschechischer Nationalsagen darstellt, — erfolgte das von vornherein erwartete Verbot der staatsgefährlichen Gedichte nicht sofort, dafür aber nach kurzer Pause mit dem gehörigen Nachdruck, der für die Verzögerung vollauf entschädigen konnte. Durch einen Zufall hat sich das Zensurgutachten, welches von J. G. Seidl herrührt, erhalten. Ich lasse das aus vielen Gründen interessante Stück im Wortlaut folgen[1]):

Wir haben es hier mit einem großen, ungewöhnlich reichen, heimischen Talente zu tun, welches bei der Fülle seines innern Fondes nicht nötig gehabt hätte, sich auf das politische Lied zu werfen, um Aufmerksamkeit zu erregen, und in Kürze den wahrhaft Berufenen beigezählt zu werden. — Wer im eigenen Herzen, im Buche der Natur und in den Blättern der Sage und Geschichte Stoff zu so schönen Gedichten findet, wie sie der Verfasser in den Abteilungen: Innere Stimmen (S. 17—68), Episch-lyrische Gedichte (S. 149—207), Vermischte Gedichte (S. 215—233) und in den meisten Sonetten, sowie in den Terzinen gegeben hat, braucht

[1]) Ich verdanke es der Güte des Herrn Regierungsrates Dr. K. Glossy.

nicht abzuschweifen auf jene Gebiete, auf welchen vielleicht schnellere, aber gewiß auch zweideutigere und bedenklichere Lorbeeren blühen. Leider konnte er der immer aufdringlicheren Lockung hiezu nicht widerstehen, und so hat er denn ein Buch geliefert, welches man seiner jugendlichen Unbesonnenheit und seiner dichterischen Reizbarkeit verzeihen wolle, welches aber, weit entfernt, dem Vaterland als ein Produkt eines seiner hoffnungsvollsten Musenjünger ans Herz gelegt werden zu können, vielmehr als in hohem Grade anstößig und zensurwidrig bezeichnet werden muß. Der Verfasser leiht nicht nur seinen eigenen Freiheitsträumen Worte, verrät nicht nur sein inneres Hussitentum mit unvorsichtiger Offenheit, sprudelt nicht nur seinen Unwillen gegen das Bestehende rückhaltlos heraus, was man allenthalb einem jungen, phantasievollen, vulkanisch-tobenden Dichtergeiste als erste Eruption zu Gute halten könnte — sondern er tritt auch aus der Sphäre der Subjektivität heraus und legt es darauf an, aufzustacheln, mitzureißen, zu entflammen, was ihm, wo Elemente der Unzufriedenheit vorhanden sind, bei der Kraft seines Ausdruckes und der Lebhaftigkeit seines Wortes nicht allzu schwer werden dürfte. In diesem aufregenden, die gegenwärtigen Zustände von der schwärzesten Seite schildernden Tone ist die ganze Abteilung: Aus der Gegenwart (S. 65—108) abgefaßt. Spott über die Freiheitslieder, wo es nicht zu singen, sondern zu stürmen gelte („Deutsche Freiheitslieder") (S. 65—67) Klage über Deutschlands Mutlosigkeit, sich seine Freiheit von den wortbrüchigen Fürsten zu ertrotzen („Deutsche Monumente") (S. 68—73), Kränkung über die deutsche Stickluft, in welcher jeder blühende Freiheitsgedanke welken muß („Die Rütlirose") (S. 76), wehmütige Vergötterung der ihm einzig achtenswerten Habsburger Max und Joseph („Die Zwei" „Ein Sterbelager") (S. 77—87) sein geträumtes Königstum mit dem sarkastischen Hohn auf des Kaisers Franz I. Testamentsartikel: „Meine Liebe vermache ich meinen Untertanen", als ein erbärmliches Legat („Wenn ich ein König wär") (S. 100), die Drohung den rückständigen Sold der im Jahre

sagte ich. Er lächelte. Ja, auch der alte Huß muß herhalten, dem Zar zu dienen. . . . Ach ich weiß nicht, ob sich etwas aus den Böhmen machen läßt. Sie sind jetzt allesamt Orbiten, Verwaiste, Menschen ohne Haupt und Leitung." Nun, hierin täuschte sich der gute Meißner allerdings gründlich.

Auf den Erfolg in diesen Kreisen durfte Hartmann leichten Herzens verzichten, war er doch im Reiche um so größer. Die Kritik war ihm mit geringen Ausnahmen recht günstig und war sich darin einig, daß man „seit Herwegh keine so aus vollstem Herzen aufsprudelnden Lieder gelesen habe, die eine frische, im goldenen Glanze junger Freiheit prangende politische Farbe tragen." Allen voran standen natürlich die befreundeten Grenzboten, in denen Jakob Kaufmann dem Dichter eine umfangreiche Studie widmete. Doch kann man mit Fug annehmen, daß das überraschende buchhändlerische Resultat durch nichts so sehr herbeigeführt wurde, wie durch die feindselige Haltung der österreichischen Behörden. Es war in der Tat überraschend. Obwohl die Auflage ziemlich stark war und der Preis selbst für die damalige Zeit, die Zeit der teueren Bücher, ein recht hoher, mußte doch schon im Frühjahre des folgenden Jahres eine neue Auflage herausgegeben werden. Auch in dieser finden wir wiederum manches Neue: so sind die böhmischen Elegien um die Hälfte vermehrt. Ein halb Dutzend, die seinen formellen Ansprüchen nicht mehr genügten, wie jenes erwähnte Trinklied, ließ er aus. Dafür kam noch ein äußerst melodisches Frühlingslied hinzu, das Landesmann in einen wahren Taumel des Entzückens versetzte:

So will es mir wieder
das Herz zersprengen
mit Licht und Blüte
und tausend Gesängen?

Auch das für einen Almanach geschriebene Gedicht: „An Prag bei der Überschwemmung", das Hartmann anfangs nicht sehr hoch geschätzt, nahm er schließlich noch auf. Er hatte, ganz verschieden von seinem Freund Meißner, in dessen Poesien der soziale Gedanke einen breiten Raum einnimmt, in den Gedichten seiner Frühzeit diese Ideen kaum berührt. Im „Hai-

dekind", dem von Vater und Mutter verlassenen Proletarier, der nicht beten gelernt hat und zum Raube zu schwach ist, klang zum erstenmale eine solche Stimmungan. „Das ist's, was wir Arme leiden." In der neuen Auflage tritt in dem Gedicht „Die Magd" ein zweiter Typus neben diesen ersten, es scheint damals eine besondere Popularität erlangt zu haben.

Da hatte der enthusiastische Freund in Prag wohl Grund, mit Kameraden und Gesinnungsgenossen in fröhlicher Gemeinsamkeit eine „Siegesfeier" zu veranstalten. Er tat überhaupt, was in seinen Kräften stand. „Ich gehe umher und treibe die Leute in die Buchhandlungen. Bis das Verbot erscheint, sind sicher hier schon mehrere hundert Exemplare abgesetzt. Alles spricht von dir, alles brüstet sich, dich gekannt zu haben. . . . Alle sind hier oder in Wien deine Freunde gewesen und haben immer die größte Verehrung für dein Talent gehabt . . . Was mögen die Wiener sagen? . . . Eben komme ich aus der Schenke, wo ich mit einer Schar Studenten das Erscheinen deiner Gedichte gefeiert habe. Deine politischen Lieder, deine Elegien wurden vorgelesen, die Gläser klangen und zersprangen auf deine Gesundheit, immer größer wurde die jubelnde Tollheit, der jubelnde Lärm, die Czechen sangen das bekannte Hussitenlied (das Liszt zu spielen pflegte), zuletzt verlor sich alles in bacchantischer Wildheit. Hätten wir dich nur eine Meile weit fern gewußt, wir wären alle aufgebrochen und hätten dich auf den Armen in unser Fest hineingetragen. Ich meinesteils wollte einen kleinen krakeelsüchtigen Kerl erschlagen, der nicht zugeben wollte, du sei'st ebenso groß wie Anastasius Grün . . . Das war ein Jubel —, o hättest du ihn gehört, o könnt ich ihn dir beschreiben!" . . . Der hinkende Bote blieb allerdings nicht aus. Die Sache ward ruchbar, und eines schönen Tages wurde Meißner vor den Universitätsrichter zitiert, um sich wegen eines schweren Vergehens gegen die akademischen Gesetze zu verantworten. Mußten sich nicht in der Tat die Bande der Ordnung lösen, wenn die heranwachsende Jugend so „subversiven Tendenzen" huldigte, wie sie in dem „inkriminierten" Buche ausgesprochen waren, und ihnen Zweckessen veranstaltete? Doch sah sich die Sache schlimmer an, als sie wirklich war. Er kam mit einem blauen Auge, einer väterlichen Ermahnung des Gestrengen, billig genug davon, wohl nicht zum wenigsten, weil

er in seinem Hause verkehrte und seine schöne Tochter in manch schwärmerischem Poem verherrlichte. So kannte er ihn auch als „manierlichen jungen Mann“, dem so böse Dinge eigentlich nicht zuzutrauen waren. Immerhin hieß es, in der Folge vorsichtiger sein.

Über seine Zukunft konnte Hartmann nun, nachdem dieser entscheidende Schlag gefallen war, nicht mehr in Sorge sein. Bisher hatte er noch geschwankt, und mit Unruhe den Tagen entgegen gebangt, die ihm die Lösung bringen sollten. Schrieb er doch, Ende Dezember, als Neujahrsgruß nach Prag: „Mein teurer Freund, dieses kommende Jahr ist für uns beide entscheidend, möge es günstige Loose für uns beide in seinem Schoße tragen. — Wenn es mich betrügt, bin ich ein verlorener Mensch, der sich selbst aufgibt. — Sage, was soll dann aus mir werden? Ich weiß es nicht! — Höchstens ein literarischer Tagelöhner, und das ist das furchtbarste, niedrigste Unglück, das einen Menschen treffen kann. — Du bist sicher, du bist Arzt und gegen die Gemeinheiten des Lebens gesichert, aber ich? — Schreibe mir, tröste mich darüber, aber wahr und offen und ohne Rückhalt“ ... Das war nun vorbei, die Stimme in seinem Busen hatte draußen ein volltönendes Echo gefunden. Freudig durfte er erkennen, daß er sich nicht getäuscht hatte, als er sich von einem inneren Drange weggezogen fühlte von Kramladen und Schreibstube, darein ihn väterlicher Unternehmungsgeist bannen gewollt. Diese zaghaften Stimmungen, die ihn jedesmal überfallen hatten, wenn ihm ein schöner Plan mißlang, dessen Ausführung über seine Kräfte ging, waren ein für allemal überwunden.

In Leipzig war er verhältnismäßig schnell warm geworden. Traf er doch dort eine große Menge österreichischer Schriftsteller an, die alle aus ähnlichen Gründen, wie er selbst, der Heimat den Rücken zu kehren sich genötigt gesehen hatten und in Leipzig förmlich eine Kolonie bildeten. Leipzig, das Buchhändler-Eldorado, übte noch aus anderen Gründen besondere Anziehungskraft auf die damalige Schriftstellerwelt aus: es lockte die größere Milde der sächsischen Censurgesetze, die zu schreiben und zu drucken gestattete, was sogar in Preußen untersagt war, das ja in Vergleich zu Österreich beinahe noch als liberal gelten konnte, und hierzu kam

noch die Möglichkeit einer ziemlich billigen Lebenshaltung, die es vor dem eigentlich allein noch in Betracht kommenden Berlin voraus hatte.

Der Senior des erwähnten österreichischen Kreises war Karl Herloßsohn, der sich schon in jungen Tagen in Leipzig niedergelassen hatte, wo er nun schon seit fast zwanzig Jahren ansässig war. Anfangs hatte er schwer um seine Existenz kämpfen müssen, im Laufe der dreißiger Jahre war es ihm aber gelungen, eine von ihm herausgegebene Zeitschrift, den Kometen, in Aufnahme zu bringen. Er hatte sie nach der Juli-Revolution gegründet, und verfolgte dabei als Zweck den Kampf für die Preßfreiheit, freilich mehr mit flachem Gewitzel und in Quartalsprospekten, als mit dem rechten publizistischen Ernst. Der Komet, mit seinen Beiblättern „Teleskop" und „Literaturblatt" erschien täglich und brachte neben äußerst mittelmäßiger Belletristik und dem üblichen Notizenkram in keineswegs einwandfreiem Deutsch vorwiegend Literatenklatsch. Trotz all dem und obwohl für die damalige Zeit der Preis recht hoch war, hatte Herloßsohns Zeitschrift eine ziemliche Verbreitung. Er selbst leistete außerdem noch Erkleckliches auf dem Gebiete historischer Romanschriftstellerei. Damals hatte er den Höhepunkt seines Ansehens erreicht, ja, er fing schon an, unter der Konkurrenz zu leiden, die ihm jüngere Kräfte bereiteten, die mehr Energie und Radikalismus besaßen. Das waren besonders die „grünen" Grenzboten Ignaz Kurandas. Anfangs erschienen sie in Brüssel, wo Kuranda den Vorteil hatte, „seine Gazette nicht genieret" zu sehen. Doch sah er sich, hauptsächlich wohl durch Chikanen, die seine Sendungen an der Grenze zu erdulden hatten, bald veranlaßt, gänzlich nach Leipzig über zu siedeln. Er verstand es, seinem Journal, dessen Leitung er nur bis 1848 beibehielt, etwas von dem glänzenden Esprit der besten französischen Vorbilder zu verleihen, wie er denn selbst ein vortrefflicher Redakteur war, aber als Schriftsteller keineswegs den ersten Rang beanspruchen konnte. Er war auch, wenn er einen guten Aufsatz brachte oder wieder einen bedeutenden Namen der Stammrolle seiner Mitarbeiter einverleiben konnte, hierauf stolzer, als auf eigene Leistungen. In Österreich waren die Grenzboten natürlich streng verboten, standen aber nichts desto weniger oder gerade deshalb in großem Ansehen, wurden im Geheimen stark *verbreitet und* erwuchsen im Laufe der Zeit

er in seinem Hause verkehrte und seine Sch[illegible] zu-
manch schwärmerischem Poem verherrlichte. [illegible] aber
auch als „manierlichen jungen Mann", [illegible] sein
eigentlich nicht zuzutrauen waren. Imm[illegible] fertigt
Folge vorsichtiger sein. [illegible] aller

Über seine Zukunft konnte Hartr[illegible] annen,
entscheidende Schlag gefallen war [illegible] ristokra-
Bisher hatte er noch geschwankt [illegible] Vorgänge
entgegen gebangt, die ihm die F[illegible] s bereit-
er doch, Ende Dezember, [illegible] zählten
„Mein teurer Freund, die[illegible]
beide entscheidend, möge [illegible] en Zeitschriften gab
seinem Schoße tragen. [illegible] ausschließlich auf dem
ein verlorener Mensch, [illegible] betätigten. Leipzig war
dann aus mir werd[illegible] des nach Menzels Denun-
literarischer Tagelö[illegible] jungen Deutschlands ge-
Unglück, das ein[illegible] diesen Zeitschriften das Szepter
du bist Arzt [illegible] kommt natürlich das eitle Wesen,
sichert, aber i[illegible] des damaligen Literatentums, hervor-
wahr und [illegible] Unterdrückung aller anderen Interessen
vorbei, die [illegible] Äußerung, besonders deutlich zum
tönendes [illegible] damals belletristische Journale, die,
sich ni[illegible] täglich erschienen, und wenn in einer
Dran[illegible] das angekündigte Blatt erscheine „nur"
dar[illegible] ist das beileibe nicht als Ironie zu
D[illegible] die kleinlichste persönliche Polemik zwi-
[illegible] fünften Ranges oft ganze Nummern.
[illegible] sie eine große Flüchtigkeit der Mache,
[illegible] bei den gerühmtesten Schriftstellern, oft statt
[illegible] Gedankenarbeit seichteste Kompilation. Nimmt
[illegible] alliteratur als Pegel der Zeitbildung an, so
[illegible] hohen Stand abzulesen haben.
[illegible] 1843 die Redaktion der Zeitung für die Ele-
[illegible] war sie eine der ältesten beste-
[illegible] mit Unrecht konnte sie als eine der
[illegible] sie durch Laubes Bemühung einen
[illegible] Sie durfte auch Heine zu ihren
[illegible] Atta Troll nebst anderen Ge-

[illegible] Forderung der flämischen Bewegung

·erst erschien. Doch konnte Laube sie nicht
Höhe halten. Ende 1844 sah er sich ge-
niederzulegen. Der Grund ist wohl in
r „Abschiedsworte" an die Leser zu
wird von nun an dem eigentlich
Journals entsagen, da es sich
dem Wesen einer aufs größte
Lektüre bedürftigen Moden-
'leganten" scheint lediglich
, Voß, gewesen zu sein,
.ngeschlagene Weg nicht gleich
. er ganz einfach ausgeschifft, da
wohl unterhaltungs-, aber nicht be-
.ar, zu schwere Kost vorsetzte.
war es besonders Gustav Kühne, der be-
.r Herausgabe irgend einer Zeitschrift beschäftigt
.ngs mußte ihm das Literaturblatt zur allgemeinen
.zeitung genügen, später übernahm er nach einer kurzen
.igkeit bei der „Eleganten" die „Europa", deren Leitung
ugust Lewald aufgegeben hatte.

Obschon Hartmann schon von Wien aus öfters Korres-
ondenzen für Laubes Elegante Zeitung geliefert, trat er
och nicht in diese Redaktion ein, sondern in die des „Ko-
.eten", dessen Verleger das Bedürfnis gefühlt zu haben
heint, neuen Most in den alten Schlauch zu füllen. Er über-
ahm, offenbar sehr gegen den Willen Herloßsohns, der die
adikalen Anschauungen der jüngeren Generation durchaus
icht teilte, die Herausgabe der literarischen Beilage. Er ver-
prach, wie Herloßsohn bekümmert gesteht, eine „Aufsehen-
:regende Selbständigkeit hineinzubringen" und begann seine
Tätigkeit mit einem heftigen Angriff auf den Wiener Dichter
nd Zensor Deinhardstein. Aus dem Entschuldigungsbrief,
en Herloßsohn an seinen so geprüften Wiener Freund richtet,
ihlt man das ganze Leid des Verdrängtwerdens heraus, das
en rüstigen Vierziger vor der Zeit krank und müde machte.
Lassen Sie die Sache auf sich beruhen," tröstet „der schreib-
.nd redigiermüde alte Kriegskamerad," noch hat keiner von
en Weltenstürmern Einen aufgefressen." Hartmann trat also
nit großen Reformprojekten in seinen neuen Beruf ein. Doch
nag er, wie sein nur kurzer Aufenthalt in Leipzig raten

zu einem Organ, das in Deutschland den österreichischen Zuständen besondere Beachtung schenkte, gegen Österreich aber die gemeinschaftlichen deutschen Interessen vertrat, so daß sein Name auch nach der Übersiedelung vollkommen gerechtfertigt blieb. [1]) Wie sie nun in den liberalen Kreisen Österreichs aller Verbote ungeachtet täglich immer mehr Boden gewannen, so zählten die Grenzboten besonders in der liberalen Aristokratie viele Freunde, die sie mit Mitteilungen über Vorgänge in den Verwaltungskörpern, den Landtagen usw. stets bereitwillig versorgten. Die Stifft, Wurmbrand, Auersperg zählten bald zu den eifrigsten Korrespondenten.

Neben diesen und ähnlichen politischen Zeitschriften gab es noch eine Menge solcher, die sich ausschließlich auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften betätigten. Leipzig war allmählich zu einem Sammelpunkte des nach Menzels Denunziation in alle Winde zersprengten jungen Deutschlands geworden, das denn auch in diesen Zeitschriften das Szepter führte. In den Zeitschriften kommt natürlich das eitle Wesen, die Selbstbespiegelung des damaligen Literatentums, hervorgerufen durch die Unterdrückung aller anderen Interessen oder wenigstens ihrer Äußerung, besonders deutlich zum Ausdruck. Gab es doch damals belletristische Journale, die, mit ihren Beilagen, täglich erschienen, und wenn in einer Anzeige gesagt wird, das angekündigte Blatt erscheine „nur" dreimal wöchentlich, so ist das beileibe nicht als Ironie zu nehmen. Da füllt denn die kleinlichste persönliche Polemik zwischen literarischen Größen fünften Ranges oft ganze Nummern. Fast alle aber zeigen sie eine große Flüchtigkeit der Mache, Stillosigkeit selbst bei den gerühmtesten Schriftstellern, oft statt selbständiger Gedankenarbeit seichteste Kompilation. Nimmt man diese Journalliteratur als Pegel der Zeitbildung an, so wird man keinen hohen Stand abzulesen haben.

Laube übernahm 1843 die Redaktion der Zeitung für die Elegante Welt. 1801 gegründet, war sie eine der ältesten bestehenden Zeitschriften, und nicht mit Unrecht konnte sie als eine der besten gelten, besonders seit sie durch Laubes Bemühung einen gewissen Aufschwung nahm. Sie durfte auch Heine zu ihren Mitarbeitern zählen, dessen Atta Troll, nebst anderen Ge-

[1]) Ursprünglich war es zur Förderung der flämischen Bewegung gegründet worden.

dichten, hier zuerst erschien. Doch konnte Laube sie nicht lange auf gleicher Höhe halten. Ende 1844 sah er sich genötigt, die Redaktion niederzulegen. Der Grund ist wohl in den letzten Sätzen seiner „Abschiedsworte“ an die Leser zu finden. „Die ‚Elegante‘ wird von nun an dem eigentlich kritischen Bestandteile eines Journals entsagen, da es sich nicht wohl vereinigen läßt mit dem Wesen einer aufs größte Publikum angewiesenen, leichterer Lektüre bedürftigen Modenzeitung.“ Die Herausgabe der „Eleganten“ scheint lediglich eine Geldspekulation des Verlegers, Voß, gewesen zu sein, und als sich der von Laube eingeschlagene Weg nicht gleich als rentabel erwies, wurde er ganz einfach ausgeschifft, da er seinem Publikum, das wohl unterhaltungs-, aber nicht belehrungsbedürftig war, zu schwere Kost vorsetzte.

Nächst ihm war es besonders Gustav Kühne, der beständig mit der Herausgabe irgend einer Zeitschrift beschäftigt war. Anfangs mußte ihm das Literaturblatt zur allgemeinen Modenzeitung genügen, später übernahm er nach einer kurzen Tätigkeit bei der „Eleganten“ die „Europa“, deren Leitung August Lewald aufgegeben hatte.

Obschon Hartmann schon von Wien aus öfters Korrespondenzen für Laubes Elegante Zeitung geliefert, trat er doch nicht in diese Redaktion ein, sondern in die des „Kometen“, dessen Verleger das Bedürfnis gefühlt zu haben scheint, neuen Most in den alten Schlauch zu füllen. Er übernahm, offenbar sehr gegen den Willen Herloßsohns, der die radikalen Anschauungen der jüngeren Generation durchaus nicht teilte, die Herausgabe der literarischen Beilage. Er versprach, wie Herloßsohn bekümmert gesteht, eine „Aufsehenerregende Selbständigkeit hineinzubringen“ und begann seine Tätigkeit mit einem heftigen Angriff auf den Wiener Dichter und Zensor Deinhardstein. Aus dem Entschuldigungsbrief, den Herloßsohn an seinen so geprüften Wiener Freund richtet, fühlt man das ganze Leid des Verdrängtwerdens heraus, das den rüstigen Vierziger vor der Zeit krank und müde machte. „Lassen Sie die Sache auf sich beruhen,“ tröstet „der schreib- und redigiermüde alte Kriegskamerad,“ noch hat keiner von den Weltenstürmern Einen aufgefressen.“ Hartmann trat also mit großen Reformprojekten in seinen neuen Beruf ein. Doch mag er, wie sein nur kurzer Aufenthalt in Leipzig raten

läßt, auf den beschrittenem Wege nicht weit gelangt sein. Auch widmet er seine Arbeit bald nicht nur dem Kometen, sondern auch den andern erwähnten Journalen. So fand Hartmann dank seiner Verbindung mit diesen literarischen Machthabern Arbeit in Hülle und Fülle vor. Wenn der Erholungsbedürftige aber nach Zerstreuung suchte, bot ihm besonders der Verkehr in Laubes und Kühnes Hause geistige Anregung. „Mir geht es gut, und wenn nicht das oft niederdrückende Arbeiten für das tägliche Brot wäre, könnte ich sagen, vortrefflich. Ich habe viele und liebenswürdige Freunde, die geschaffen sind, einem das Leben schön und edel zu machen. In Laubes und Kühnes Hause bin ich intimer Hausfreund. — Laubes Haus hat viele Annehmlichkeiten, Kühnes Haus aber ist das schönste und edelste, das ich bis jetzt noch kenne. Er, seine Frau, seine Schwiegermutter, Mad. Harkot, sind die herrlichsten, vortrefflichsten Menschen. Im Herbst haben wir auf seinem Landhause in Dölitz ein Goethesches Schönleben geführt, jetzt im Winter leben wir die glücklichste, gemütvollste Stadtidylle. — Seine Frau ist die schönste Seele dieser Erde; er selbst ein ernster, tiefer Geist." Besonders die Frau Kühnes, die, nach dem Briefwechsel jener Zeit, Anmut, Geist und Herzensgüte in sich vereinte, übte eine tiefe Wirkung auf ihn aus, die er in einem Sonett aussprach:

Wie ein Engel
Erfülltest du mein Herz mit hoher Wonne
Und zweimal heilig ist mir dein Gemüt.

In ihrem Hause scheint er auch jene „schöne Polin" kennen gelernt zu haben, die in seinem entflammten Herzen die Polenschwärmerei zum Paroxysmus steigerte.

Ich habe selber mich im Herzen
Zu einem Polen umgetauft

singt er in seinem Liede an C . . . . . a (Camilla?) „Zu alledem Kaufmann, dieser unbekannte Börne, der den schlechtesten Kerl durch seinen Umgang reformieren könnte . . . Ja, was Menschen betrifft, bin ich glücklich, sehr glücklich, wenn nur das literarische Handwerkern nicht wäre, wenn

man nicht sein Liebstes zurückdrängen müßte, um fürs Brod zu arbeiten! — Doch das wird sich mit der Zeit geben. — Zu verdienen wäre genug, wenn nicht schon das Verdienen an sich ekelhaft wäre. Im Frühling greife ich zum Wanderstabe und schlendere weiter durch Deutschlands Gaue ‚wohl bis an das Meer!' ... Zu Ostern erwarte ich dich mit Bestimmtheit. Du sollst hier gute Freunde finden. Ich wohne sehr schön, habe vortreffliche Zigarren und es soll ein herrliches Leben werden. Soll es nie dazu kommen, daß wir miteinander reisen?"

Man sieht, daß er, trotz den vielen Vorzügen seines neuen Wohnorts, in seiner jetzigen Beschäftigung eine tiefere Befriedigung auch nicht finden kann. Die Verachtung gegen produktive Tätigkeit sollte sich noch steigern: sie ist eine charakteristische Eigenschaft der früheren jungdeutschen Schriften, ein Zug, den das junge Deutschland aus der Erbschaft der Romantik übernahm. Bald fand er heraus, daß „Tagelöhner" die einzige entsprechende Übersetzung des Wortes „Journalist" sein müsse.

Nach dem Dölitzer Landaufenthalt, an dem auch Auerbach, mit dem er in Leipzig lange Wand an Wand gewohnt, Teil nahm, hatte Hartmann sich zunächst für einige Wochen nach Berlin begeben. In welchem Glanze war ihm diese Stadt in der Perspektive Wiens erschienen. Von einer Gloriole umstrahlt, aus der der Name Bettinens freundlich hervorleuchtete. Wäre es ihm doch als das schönste Glück erschienen, einige Semester seiner philosophischen Studien an der Berliner Universität zubringen zu dürfen! Unzählige Male hatte er in seinen Briefen an Meißner Reise- und Fluchtpläne besprochen, verworfen und wieder ausgeheckt, die alle an das magische Zauberwort Berlin anknüpften! Und nun — wie nüchtern, wie alltäglich, wie äußerer und innerer Schönheit entbehrend erschien ihm die Stadt jetzt! Ebensowenig indessen konnten ihm die Berliner gefallen „in einem Augenblick, da in allen Gesellschaften, Lesekabinetten, Gasthäusern, Konditoreien darüber debattiert wird, ob Tschech von oben nach unten oder von unten nach oben gerädert oder ob er nur enthauptet wird, in einem Moment, da Beck, Heine und Freiligrath auf einmal verboten werden." So zieht er Parallelen zwischen Berlin und dem von ihm noch vor

kurzem so geschmähten und herabgesetzten Wien, die nicht unbedingt zu Ungunsten Wiens ausfallen. Er fühlt sich in eine rauhere geistige Atmosphäre versetzt und hat wohl nicht ganz Unrecht, wenn er Kälte und Kritik, sowie jene sonderbare Spezies von Bosheit, die sich Berliner Witz nennt, als die charakteristischen Eigenschaften des „Stadtgeistes“ bezeichnet. So schildert er in kurzen Worten seine Eindrücke in einer Korrespondenz an die „Elegante“. Bald darauf kehrte er, herzlich verschnupft und ernüchtert, nach Leipzig zurück. Nach dieser Enttäuschung hatte er sich mit seinem Schicksal wieder etwas ausgesöhnt und fühlte sich einstweilen ganz behaglich in Leipzig.

Der glückliche Stapellauf seines Buches erinnerte ihn an die Versprechungen, die er Meißner gemacht hatte: ihm mit den neu gewonnenen Erfahrungen und Bekanntschaften zur Seite zu stehen. Einen Verleger hatte Meißner, der mit seinen ersten Versuchen ebensowenig Glück hatte, wie sein Freund, schon kurz vorher in dem Buchhändler Philipp Reclam gefunden, doch konnte dieser es seinem ungeduldigen Autor nie recht machen. Meißner schreibt einen drängenden Brief nach dem andern, ohne den bedächtigen Geschäftsmann dadurch im geringsten in seiner Ruhe zu stören. Er macht seiner Ungeduld in ellenlangen Flüchen Luft, schreibt: „ich bin mit dem Mann wie an eine Leiche gebunden.“ Schon droht er, sein Manuskript zurückzuziehen, wenn Reclam nicht sofort mit dem Satz beginnen lasse; da erinnert er sich zum Glück, wie schwer es ihm geworden sei, auch nur bei Reclam für seine Musenkinder Unterkunft zu finden, und er hält es doch wieder für besser, sich noch etwas in Geduld zu fassen, statt das alte Spiel von neuem zu beginnen. Hartmann, der den Verleger öfters im Interesse seines Freundes besuchte, richtete im Gespräch mehr aus, als Meißner durch seine ungeduldigen Briefe. Anfang Januar kann er ihm voller Freude melden, daß der Druck der Gedichte endlich begonnen habe. Dann ging es rascher vorwärts, und da Hartmann bereitwillig sich der Mühe des Korrekturlesens unterzog, konnte das Bändchen wenige Wochen später, mit Hartmanns Namen auf dem Widmungsblatt, die Reclamsche Offizin verlassen. Hartmann selbst tat alles, was er konnte, die Aufnahme des Erstlings seines Jugendfreundes zu einer

günstigen zu gestalten. „Ich bearbeite den Boden und deine Gedichte sollen auf fruchtbaren Grund fallen. . . Ich kaufe von deinen Gedichten fünf Exemplare und verbreite sie hier; das ist mein Dedikationshonorar . . .“ Auch die ihm nahe stehenden Zeitschriften „bearbeitete“ er, und suchte die gefürchteten critici von den Vorzügen seines Freundes zu überzeugen. So konnte er ihm denn Zuversicht in jeder Beziehung einflößen und dabei seiner Sache ziemlich sicher sein, wenn er schrieb: „die besten Kritiken erwarten dich und wenn nur E i n e schlimme erscheint, nenne mich einen Schuft.“ Übernahm er doch selbst eine ganze Reihe von Referaten, wo es ihm gerade möglich war, welche unterzubringen, und trieb seine Freundschaftsdienste bis an eine Grenze, die sie uns heute keineswegs so ganz einwandfrei und harmlos erscheinen läßt. Er selbst aber berichtet einfach und naiv: „Mit Herloßsohn habe ich es schon besprochen. — Für sein Literaturblatt (die Beilage des Kometen) bespreche ich sie und er gibt seinen Namen dazu . .“

Nur zu bald sollte es Hartmann mit bitterer Deutlichkeit klar werden, daß es vorläufig eine Rückkehr in die Heimat nicht gab, daß er selbst den Riegel vorgeschoben hatte, der ihm den Weg zum Vaterhause versperrte. Gegen seine Familie, die in Duschnik zur Hochzeitsfeier für seine älteste Schwester rüstete, ließ er sich freilich das und die trüben Stimmungen, die ihm diese Erkenntnis bereitete, nicht anmerken. Im Gegenteil, sie erwarteten ihn sogar, und wunderten sich baß über sein Ausbleiben, da er ja mit Bestimmtheit sein Kommen zugesagt hatte; er entschuldigte sich mit Ausflüchten. Seine Mutter konnte er doch unmöglich wissen lassen, was im Falle der Rückkehr seiner harrte. Hatte er sich doch durch Freunde von der Lage der Dinge unterrichten lassen und den wenig tröstlichen Bescheid erhalten: eine Gefängnisstrafe von einem bis zu fünf Jahren sei ihm für seine Freveltaten sicher, ob mit, ob ohne schwere Arbeit, bleibe dem Ermessen hoher Behörden vorbehalten. Landesmann, der noch in guter Ruh daheim saß, hatte da leicht schreiben, nach dem Erscheinen der Gedichte: „Am damnatur sei G o t t l o b nicht zu zweifeln.“ Was das Werk in den Augen der Menge auf eine höhere Stufe hob, ja, es eigentlich „interessant“ machte, bereitete dem Dichter mehr als

eine trübe Stunde, in der er sein behagliches Leipziger Arbeitszimmer mit Wonne mit dem kleinsten Bauernstübchen seiner Heimat vertauscht hätte. . .

Hatte der warmsinnige Meißner in freundlichem Entzücken schon den Namen des Freundes, der den Leiden seines Volkes so ergreifende Töne widmete, zu einem Palladium aller freiheitlich Gesinnten werden sehen, so urteilte der kältere, bedeutend kritischer veranlagte Landesmann auch hierin kühler und — richtiger. Er hat keine so gute Meinung von seinen Landsleuten, wie jener, und findet, daß erst die volltönende Resonanz aus dem Norden ihm eine rasche Anerkennung dies- und jenseits der Leitha sichern werde. Propheta in patria: „Übrigens muß der Lärm, den die Gedichte verursachen können, erst von draußen hereinklingen, eh' hier eine allgemeine Teilnahme zu erwarten ist; selbständiges Urteil hat Wien nicht, es hat bisher nur dem Virtuosen, niemals dem Lyriker einen Ruf gemacht . . ."

Trotz der glänzenden Aufnahme der Gedichtsammlung war doch das Leben, das Hartmann in Leipzig führte, keineswegs glänzend. Das „Honorar", die paar Goldfüchse, die Verlegergroßmut ihm zugeworfen, mußte den ganzen langen Winter hindurch ausreichen. Den Rest seiner wenig kostspieligen Existenz mußte das Erträgnis einer Reihe von Artikeln aufbringen, die er teils im Kometen, teils in den Grenzboten publizierte. Doch haben wir ja schon gesehen, wie wenig ihm diese Art von Produktion behagte. Es mußte bei ihm im wörtlichsten Sinne schon Schmalhans Küchenmeister sein, ehe er zur Feder griff, um sich in einem Feuilleton das Brot für eine halbe Woche zu erschreiben. Diese Brotarbeit, um derenwillen er die Lieblingspläne, die ihm im Haupte reiften, also hintansetzen mußte, schien ihm eine Profanation seiner Feder zu sein und etwas wie Ekelgefühl regt sich in ihm, wenn er davon zu sprechen gezwungen ist. Zum Glück war er ein fast unerreichter Meister ökonomischer Lebenshaltung. Er hatte die harte Schule, in die ihn die Hartnäckigkeit des Vaters gebracht, nicht ohne Nutzen durchgemacht, und war noch oft im Stillen dankbar, daß ihn seine Jugend nicht verwöhnt. Und doch war er dabei auch äußerlich immer der elegante Mann, wie schon Meißner von ihm erzählte, daß er die Kunst verstanden habe, sich mit einer Kleinigkeit heraus-

zuputzen und so einen geradezu vornehmen Anstrich zu geben. „Die ihn sahen bei Harkots, den Schwiegereltern des Herrn Gustav Kühne, wo sich ein glänzender Kreis von Schriftstellern aus allen Gegenden Deutschlands und Österreichs zusammenfand, oder bei Heinrich Brockhaus, wo die angesehensten Leute des Ortes sich einfanden, wie er so ungezwungen, so unbekümmert um sein Ich munteren Gesprächen über Tagesereignisse, über Kunst und Literatur mit Frauen und Männern sich überließ, wie er so vergnügt scherzte, lachte und blickte, keinen Schatten von Sorge auf der schönen weißen Stirn, sie wären gewiß nicht auf den Gedanken gekommen, daß der einnehmende Mann beim Mittagessen sich eine Schüssel abgekargt und daß er mit einigen Silbergroschen in der Tasche, als seinem Gesamtvermögen, so frischen Mutes der Zukunft entgegenging."

So, in Arbeit und Zerstreuung geteilt, verging ihm der Winter 1844/5, der erste des Exiles, dem noch so viele nachfolgen sollten. Seine Arbeit galt damals besonders den Grenzboten Kurandas, dem er ja schon in Wien in der letzten Zeit näher getreten war. Er trat hier meist unter dem Pseudonym M. H. v. Geldern auf, wie schon in Frankls Sonntagsblatt. Der erste Aufsatz, den die „grünen" Blätter von ihm brachten, war eine eingehende Darstellung und Kritik des damals zum ersten Male in Wien über die Bretter gehenden historischen Dramas „Sampiero" von Halm. Hartmann führt seine Anschauungen mit logischer Schärfe durch, und hat besonders, und mit Recht, an jenen Stellen viel auszusetzen, an denen der Dichter, wohl um sein Stück bühnengerechter zu machen, von der historischen Wahrheit abweicht. Er kann diese Abweichungen in keiner Weise als gerechtfertigt anerkennen und verwirft darum unbedenklich das ganze Stück, ohne die Schönheit einzelner Teile oder die gedrungene Kraft der Sprache außer Acht zu lassen — macht ja in der Tat Rhetorik die Hauptstärke Halms aus, selbst in seinen bestgelungenen Werken.

Später brachte die Zeitschrift, gleichsam als Voranzeige der Gedichtsammlung, einen Abdruck der „Deutschen Monumente", der „Rütlirose" und des „Haidekind". In einer anonymen Besprechung würdigt er eingehend die Werke seiner Freundin Betty Paoli . . . Die Rütlirose führt uns zu seinen Schweizer

Erinnerungen, denen er in den Grenzboten manches Blatt weiht: hier erzählt er seine Fahrt auf dem Wallensee und all die schönen Eindrücke, die man in „drei Tagen aus der Schweiz" mitnehmen kann; hier teilt er die komischen Episoden seiner Odyssee voller Charme in dem „Wanderbuch eines paßlos Reisenden" mit, und jenes pikante Abenteuer, das er mit einer kleinen Italienerin, die er hier „Zerina" nennt, in Mailand bestanden. Verklungene, halb legendenhafte Mären aus der Jugendzeit werden plötzlich in ihm lebendig und gewinnen in seiner bewegten Darstellung Licht und Farbe. In der Skizze „Ein toller Dichter" setzt er dem merkwürdigsten Gesellen, der seinen Pfad gekreuzt, einen anspruchslos-schlichten Denkstein. Hier regt sich zum ersten Male in ihm die satirische Begabung, die bisher unter der Oberfläche seines Geistes latent gewesen: hatte doch selbst das Vorbild Bachs ihn nicht zur Nachahmung oder Erwiderung aufgestachelt. Und er haut gleich ordentlich drein, daß die Funken stieben unter dem fröhlichen Gelächter der verständnisinnigen Zuschauer des lustigen Kampfes. In harmlose Ammenmärchenform hat er hier den Stachel seines Witzes gehüllt, und so erzählt er die schöne Geschichte von einem König, der von der Vorsehung leider mit keinem besonders königlichen Verstand bedacht worden ist, von seinem überschlauen Minister, Dunkelmann, — Mitternacht sagt Glasbrenner — und seinen völkerbeglückenden Systemen, der seine ruhmreichen Vorgänger, die dem Volke ganz allmählich, ohne daß es etwas davon merkt, seine Gedankenfreiheit unterschlugen, dadurch zu übertreffen gedenkt, daß er ein allgemeines, für das ganze Reich gültiges Traumverbot erläßt; und von dem Wundergeschenk der Fee, der zauberkräftigen Lampe, wie sie trotz Dunkelmännischer Machenschaften wieder zu Ehren kam, und Glück, Ruhe und Zufriedenheit wieder im Lande einziehen. Der beschämte Dunkelmann kann seine Koffer packen . . . Es ist wohl überflüssig dieser durchsichtigen Fabel einen gewichtigen Kommentar anzuhängen. So leicht das niedliche, in behaglicher Breite dahinströmende Histörchen, damals ein befriedigtes Schmunzeln auf den Lippen der Leser hervorrief, so leicht sind uns auch heute noch, ohne scharfsinnige Kombinationskunststückchen, seine Anspielungen zugänglich. Die Schreibweise ruft manchmal Erinnerungen an

die Märchen Brentanos wach, und ist so ganz verschieden von den späteren Märchen Hartmanns. Hier waltet noch der Witz vor, der Wort und Situationswitz, oder jener, der sich an der grotesken Ausmalung des Phantastischen ergötzt.

Von der politischen Satire zur literarischen. Der breite Raum, den weibliche Federn sich auf dem deutschen Parnaß erstritten hatten, das Selbstbewußtsein, das die schreibenden Damen in Folge davon meist nicht allzu vorteilhaft von ihren männlichen Berufsgenossen unterschied, kurz, Prätension und Selbstüberschätzung finden hier in ihm ihren Richter, der ausnahmsweise einmal die gewohnten Regeln der Galanterie etwas bei Seite setzt. Alle müssen sie hier Revue passieren, der Reihe nach, wie seine schöne Partnerin (denn diese harmlose Lästerparade ist, halb novellistisch, in Dialogform geschrieben) ihre opuscula auf den Bücherleisten ihrer Salonbibliothek aufreiht. Ein heimtückischer Zufall führt ihm auch Geibels Gedichte in die Hände, der damals noch seine „Backfischperiode" nicht überwunden hat und so bei dieser Gelegenheit auch seinen Klaps mit abbekommt. Im übrigen sind es auch hier wieder wesentlich die persönlichen Erinnerungen, die ihn mit den einzelnen schreibenden Damen verknüpfen, die er zur Aussprache bringt: mit Fanny Lewald, die auf seiner Elbfahrt im September, da er nach Leipzig eilte, seine Reisegefährtin gewesen; mit Therese von Bacheracht, der Verfasserin von „Briefen aus dem Süden" und zahlreichen platten Salonromanen im Hahn'schen Stile, die gleich ihm im Laubeschen „Storchnest" verkehrte; mit Luise Mühlbach, die die Welt der Leihbibliotheken im rapidesten Tempo mit einer Unzahl von historischen Romanen oder besser gesagt, romantisierten Historien versorgte, der Gattin Theodor Mundts, bei der er Mecklenburgische Gemütlichkeit und Berliner Thee kennen gelernt; mit Liebe spricht er von Betty Paoli, der er in Wien so vertraut gewesen. Eine Reihe anderer bekannter und unbekannter Namen tauchen flüchtig auf, und schlau weiß er eins seiner neueren Gedichte unter falscher Flagge einzuschmuggeln, eine unschuldige Kriegslist, wegen der man mit ihm nicht rechten darf. . . .

Das Unglück, das über das heimatlich-vertraute Prag durch eine Überschwemmung hereinbricht, trifft auch ihn hilfs-

bereit. Er steuert zu dem Almanach, dessen Ertrag den Unglücklichen bestimmt ist, sein ergreifendes „An Prag bei der Überschwemmung“ bei, das begeisterte Aufnahme findet.

Dir meine Klagen send' ich,
Betrübte Heimath du —
Wie im Gebete wend' ich
Mich deinem Unglück zu —
Du bist wohl zwiefach prächtig
Wenn durch die Gassen mächtig
Es flutet, rauscht und ebbt —
Es ist der Geist des Herrn,
Der ob den Wassern schwebt.

Ebenso warm wurden von den Freunden jene andern seiner Arbeiten begrüßt, in denen er sich auf Heimatboden und in die Jahre seiner jüngsten Vergangenheit zurückversetzt. So der ziemlich umfangreiche Aufsatz, den er dem Gedächtnis des teuren Freundes Broda weiht, und in dem er ein treffliches Bild der gesellschaftlichen Zustände jenes Wien entrollt, jener Sphäre, die ihn vier Jahre des Ringens kennen gelehrt, die verlassen zu haben er sich immer noch als hohen Gewinn anrechnen muß. Auch Kuranda ist entzückt und muntert ihn auf, noch mehr Beiträge dieser Art für sein Blatt zu liefern. So entstand sein famoser, von warmer Liebe für seinen Meister zeugender Aufsatz über Lenau, der damals schon (wenige Wochen nach Hartmanns Ankunft in Leipzig war der Unglückliche zusammengebrochen), geistesumnachtet in Winnenthal saß; und so entstand jener andere Aufsatz, der recht interessante Reminiszenzen an Ludw. Zachar. Werner vereinigt.

Doch fällt dies alles teilweise in eine spätere Zeit, da der immer Rastlose seine Wanderpläne, von denen er Meißner gesprochen, schon realisiert hat. Denn als die warme Jahreszeit herankam, litt es den Zugvogel nicht mehr in der Stadt. Weimar, der erinnerungsreiche „Witwensitz der Musen“ war es, das ihn zuerst anzog. Und der gastfreie Empfang, der dem jungen Dichter in dieser Stadt und ihrer an literarischer Bildung reichen Gesellschaft ward, kannte wohl auch

eine durch gesellschaftliche Erfolge mehr verwöhnte Eitelkeit, als die seine es war, befriedigen. Doch drängt er sich nicht egoistisch in den Vordergrund: er sucht auch dem Freunde Freunde zu erwerben. Meißners Gedichte waren seine steten Begleiter und er rezitierte sie, so oft sich ihm Gelegenheit dazu bot. Einer seiner Briefe hat uns eine solche Szene festgehalten, als er (wie es in dem Bericht an Meißner lautet): „in einem schönen Walde eine große Zahl von Aristokraten durch deine proletarischen Gedichte in Extase brachte und das Andenken der alten Zeit neu und frisch in mir erwachte.“ So sehen wir ihn auch vor uns erhobenen Hauptes, die schlanke Gestalt an einen knorrigen Baum gelehnt, das Büchlein in der Rechten, die gespannt Lauschenden im Kreise um ihn.

Seinen Aufenthalt in Weimar benutzte er, den Spuren der Großen, die dem Städtchen den Stempel ihres Geistes unauslöschlich eingeprägt, folgend, auch der alten Karoline Wolzogen seinen Besuch zu machen. „Wie ich hinauswanderte, weit vor dem Tore, war es mir, als lebte ich in einem Märchen und wanderte zu längst entschwundenen Zeiten zurück. Wie ich in die verhangene, dämmernde Stube trat, war mir sonderbar zu Mut; ich leichtsinniges, junges Blut fühlte da vielleicht zum erstenmale so recht innig, was es heißt: Ehrfurcht vor dem Alter. Frau von Wolzogen saß in einem Großvaterstuhl, blaß, vom Alter tief gebeugt, kaum ihrer Augen und ihrer Stimme mächtig. Aber so ehrwürdig! Kaum wagte ich, mich in ihrer Gegenwart niederzusetzen, und wie ich saß, saß ich auch nur halb, immer halb stehend, immer bereit, ihr beizuspringen, und ihr mit freudiger Ehrfurcht zu dienen. Wie sie zu mir sprach, war es mir, als spräche ein weiser guter Geist von alten Zeiten und längst dahingegangenen Herrlichkeiten und hingeschiedenen großen Helden. Unwillkürlich erinnerte ich mich an den Urahn des Waldes in Justinus Kerner'schen Märchen, den uralten tiefpoetischen Greis ... Mir war es wie im Traum, mit inniger Rührung und mit einer so tiefen Verbeugung, wie ich sie vor keinem König der Welt machen würde, ging ich von ihr, und ebenso gerührt denke ich heute noch an sie, die lebende Mahnung an eine große Zeit“ ... Wie sie ihm so aus ihren jungen Jahren erzählte, die alten Augen wieder jugendlichen Glanz gewannen, wenn sie mit freudig erregter Stimme noch

von den Erfolgen des einst Geliebten sprach, indem sie noch den genialen, rothaarigen Jüngling von ehemals zu sehen schien; wenn ihre treue Anhänglichkeit in der „Erlinde“ des jungen Wolfgang von Goethe eine epochemachende Erscheinung erblickte, die die ganze Literatur in eine neue Bahn der Entwicklung drängen müßte, — war ihr Bild wohl der tiefste und bleibende Eindruck, den Weimar unserm Dichter auf seiner Lebenswanderung ließ.

So war er froh, Leipzig den Rücken kehren zu dürfen, der Stadt, deren geschäftsmäßiger Literaturbetrieb ihn jetzt immer mehr abstieß, während ihn anfangs der größere Zug dieses Lebens angezogen. „Leipzig, der literarische Trödelmarkt, wurde mir trotz der vielen lieben Freunde, die ich da habe, immer ekelhafter. Das Wesen, das mir das Leben daselbst allein wertvoll machte, war weggezogen nach Polen, dem traurigen Lande, Haß und Neid über meine schnellen Erfolge verfolgten mich, und ich atmete auf, als ich das literarische Industriekomptoir im Rücken hatte ... In Weimar hielt mich meine Eitelkeit fünf Wochen lang zurück. Man feierte mich, man schmeichelte mir, man zeichnete mich aus, bis es mir ekelhaft wurde und ich floh wahrhaft ... Im Thüringer Walde atmete ich die Hofluft, in der ich in Weimar lebte, mit Freuden wieder aus und das Gespräch mit einem Thüringer Bauern war mir fast ebenso interessant wie das mit dem Erbprinzen ... Auf der Wartburg und in ihrer wunderbaren Umgebung wurde ich ganz glücklich und selig wieder“ ... „Eine verehrte Freundin“ in Weimar, vermutlich Frau v. Groß, die unter dem Namen Amalie Winter als Jugendschriftstellerin sich betätigte, hatte ihm eine Empfehlung an den Schloßhauptmann verschafft; so fand er droben die liebenswürdigste Aufnahme und verbrachte mehrere Tage in glücklicher Einsamkeit. Eine Schilderung dieser genußreichen Stunden gab, etwas spukhaft freilich, da die historische und sagenberühmte Vergangenheit seiner stolzen Herberge nächtlich vor seinem erregten Auge in tollem Wirbel vorüberzieht, sein Grenzboten-Aufsatz: „Eisenach und die Wartburg, aus einem Reisetagebuch von Geldern“: „... Ich wohnte da und ritt auf einem Esel in den herrlichen Bergen umher, auf den Wiesen, wo Luther jagte und vielleicht auf den Steigen, über die die Minnesänger angeritten kamen.“

Bald ging es weiter, hatte er doch noch große Dinge vor. Bis Paris sollten ihn seine Streifzüge diesmal führen, mit dieser Absicht hatte er schon in Leipzig sein Bündelchen geschnürt. So kam er nach Frankfurt, nachdem er ein Rendezvous, das er sich mit dem Kritiker und Romancier H. König in Fulda hatte geben wollen, durch sein Zaudern im Thüringer Wald versäumt hatte. „In einem halben Tage könnte ich in Heidelberg sein, wo Herwegh und Beck sind, aber ich gehe eben darum nicht hin, denn ich scheue, ich kann dir gar nicht sagen, wie, jede Gelegenheit, von mir sprechen zu machen. Das wird mit der Zeit furchtbar widerlich, und ich hintertreibe es, wo ich nur kann; auch freue ich mich immer mehr und mehr am Umgang mit Nichtliteraten. Hier bin ich viel mit Gutzkow, und der Umgang kann einen nicht bekehren.“

Von Frankfurt aus soll ihn sein Weg zuerst weiter an den Rhein führen, „der mich wieder frisch und heiter machen soll, den ich auf und ab befahren will, sobald Geldsukkurs aus Leipzig ankommt.“ Doch war er auch auf seinen Wanderungen nicht müßig. Die frischen Eindrücke empfingen sogleich ihre poetische Gestaltung: „Ich habe wieder manchen Vers geschrieben, und jetzt schreibe ich eine Novelle, die vielleicht allein ein Büchlein giebt,“ legt er dem Freunde Rechenschaft ab. Über die Novelle freilich, die einen so beträchtlichen Umfang anzunehmen verspricht, läßt er sich nicht weiter aus. Es ist vielleicht dieselbe, die er später in einem „Volkskalender“ zu veröffentlichen beabsichtigte.

Gleichzeitig kam im Verlage von F. W. Grunow, der ihm als Besitzer der Grenzboten bekannt war, ein kleines, graugrünes unscheinbares Heftchen heraus, das den Namen seines geistigen Vaters nicht nannte, vielmehr nach der Einleitung mit der undurchdringlichen Chiffre K. S. gezeichnet war. Es ist „Ein Tag aus der böhmischen Geschichte“ betitelt und schildert in der Sprache des siebzehnten Jahrhunderts Gefangennahme, Prozeß und Hinrichtung der Häupter der böhmischen Protestanten nach der für Böhmen und die Evangelischen so unglücklichen Schlacht am Weißen Berge. (1621.) Über die Entstehung des Werkchens gibt uns eine Notiz der Grenzboten Aufschluß: „Das Original der Schrift“, heißt es in dieser Anzeige, „von M. Rosacius, welcher diese Auszüge entnommen sind, soll sich auf einer der Prager Klosterbib-

liotheken als unicum befinden." Diese Schrift nimmt unter den Werken Hartmanns eine höchst merkwürdige Sonderstellung ein — denn er ist der Verfasser, trotz der wunderlichen Verschleierung, deren Grund auf keine Weise ersichtlich ist. Es ist eine rein historische Arbeit; allerdings war ihr die Tendenz auf die Stirne geschrieben. Bemerken doch auch die Grenzboten: „Natürlich lag es keineswegs im katholischen Interesse, auch kaum in dem Österreichs, daß deren Inhalt veröffentlicht werde." Die Schrift hat, schon durch die in altem, nüchternem Chronikstil gehaltene Sprache, besonders aber durch die bei sämtlichen Beteiligten mit ermüdender Gleichförmigkeit sich oft wörtlich wiederholende Darstellung der letzten Phasen etwas Schleppendes, Unerquickliches, Niederdrückendes, welch letzteres allerdings in der Absicht des Verfassers gelegen sein mag. Die schlichte Naivetät, die man ja dem biederen Rosacius, dem bei all dem Jammer wohl das Herz schier brechen mußte, nicht absprechen mag, kann den Eindruck des Ganzen nicht ändern, seine Autorschaft bedürfte allerdings noch einer einwandfreieren Bekräftigung als der der Grenzboten. Die eigentliche Erzählung, der als Motto der zweite und dritte Vers der vierten böhmischen Elegie vorausgeht, wird durch ein verhältnismäßig umfangreiches Vorwort eingeleitet, das den historischen Hintergrund, die Jahre 1618 bis 1621, zu schildern unternimmt. Auch diese Einleitung ist im Stile wesentlich verschieden von allem, was Hartmann je hervorgebracht, so daß man auf Grund einer eingehenden Stilvergleichung eigentlich zu dem Resultate kommen müßte, ihm die Autorschaft abzustreiten. Eine Bemerkung in einem Brief Kurandas bringt vielleicht auch in diesem Punkte erwünschte Aufklärung. Er meint natürlich da, sie sei recht liederlich geschrieben, da namentlich über das Büchlein selbst keine Charakteristik gegeben sei, und sieht sich genötigt, da Grunow Anstand nimmt, auszuhelfen und die Nachlässigkeiten zu retouchieren, damit Hartmann nicht durch das Ausbleiben des Honorars in Verlegenheit komme. Das Beste am Ganzen sei aber freilich doch der Titel, ist das wohl schwerlich ungerechtfertigte Urteil des kundigen Redakteurs.

Wie Hartmann zu diesem, zu seiner sonstigen Art so gar nicht stimmenden Sujet gekommen sein mag, ist und bleibt ein Rätsel. Fünf volle Jahre waren vergangen, seit er Prag

verließ, um dahin nur selten, und auch dann nur auf wenige Tage und gezählte Stunden, zurückzukehren. Daß er den Stoff schon damals mit sich genommen und so lange bei sich getragen, ihn nun plötzlich, in dem geeignet scheinenden Moment hervorgeholt, oder sich des vergessenen erinnert habe, darf man wohl mit Fug als unwahrscheinlich bezeichnen. Hatte er das interessante Schriftstück, das zu Grunde liegt, durch einen seiner Prager Freunde erhalten? Was auch von diesen Kombinationen zutreffen mag, jedenfalls ist „Ein Tag aus der böhmischen Geschichte“ für die Kenntnis der Gegenreformation von größerer Bedeutung, als für die Entwikelung des Geistes seines Herausgebers.

Kuranda war damals nach längerer Abwesenheit wieder auf einige Zeit nach Österreich zurückgekehrt, die Aufführung seines historischen Dramas „Die letzte weiße Rose,“ einer geschickten Wiederaufnahme des Schillerschen Warbeckproblems, am Wiener Burgtheater einzuleiten. An einer Reihe von andern deutschen Bühnen war es bereits mit großem Erfolg in Szene gegangen. Nur in Wien hatte das nun schon einige Jahre alte Stück bisher von der Direktion Holbein, die das Theater trotz glänzenden Mitteln durch fortgesetzte Mißgriffe zu einer unfruchtbaren Stagnation verurteilte, unfreundliche Abweisung erfahren. Nun schlug es auch in Wien durch und bildete, nach Landesmanns Zeugnis, einen der größten Erfolge dieser Bühne unter Holbeins Leitung. Sonst fand Kuranda die Zustände im lieben Vaterlande unverändert. Ein böser Wind wehte, der auch ihn bald wieder aus den ungastlichen Fluren vertrieb. „Es ist nicht geheuer in China,“ meint er Hartmann gegenüber, „Ich war acht Tage in Franzensbad und wollte meinen Eltern in Prag einen Besuch machen. Aber die Nachrichten, die ich einzog, lauteten bedrohlich: man ist über die Grenzboten wütend und ich zog es vor, den Rückweg anzutreten und bin gestern schnell wieder hier (in Leipzig) angekommen.“ So findet er es auch von Hartmann sehr klug, daß er nach Belgien gehe, statt einen Rückkehrversuch zu wagen. Denn bei seinem Aufbruch von Leipzig spielten auch noch andere Gründe mit als seine ewige Wanderlust und Sehnsucht nach Veränderung. Man suchte von Österreich aus die Vexationen, mit denen man seinem Buche im Lande zusetzen konnte, auf den außer Landes le-

benden Verfasser auszudehnen. Die Konfiskationen in Prag waren nur die Einleitung zu einem Prozeß, den die Behörde gegen ihn anstrengte, und der ihm die Befürchtung nahelegte, zumal sein Aufenthaltspaß abgelaufen war, die sächsische Regierung könnte einmal in einem schwachen Moment sich gegen einen Druck von Seiten Österreichs nachgiebig zeigen. In Prag war sogar schon das Gerücht verbreitet, er sei in Leipzig verhaftet worden. Seine Eltern hatten unter allerlei Polizeimaßnahmen genug zu leiden. So beugte er einer solchen Möglichkeit lieber vor, indem er sich bei Zeiten aus dem Staube machte.

Wir haben Hartmann am Rhein verlassen, wo er noch in bester Stimmung am Bonner Beethovenfest Teil nahm. Ende August überschritt er die belgische Grenze. Den Herbst nutzte er nochin seiner Weise aus, indem er das Land, das er jetzt zum ersten Male betrat, kreuz und quer durchzog; so lernte er es gründlich kennen. Sein Ziel war dabei immer Paris, auf das sein Auge schon in Wien sehnsüchtig gerichtet war. Belgien sollte eigentlich nur die Vorschule für seinen Pariser Aufenthalt bilden. Ende Herbst faßte er in Brüssel festen Fuß, das ihm nicht lange fremd blieb. Kaufmann war ihm dahin vorangegangen, und noch manchen anderen Freund traf er dort an. Auch hatte ihn Kuranda, der die Stadt und ihre Gesellschaft genau kannte, gehörig mit Empfehlungsbriefen ausgerüstet. Den Grenzboten blieb er auch in den neuen Verhältnissen treu, wenn er auch strebte, seinen Widerwillen kräftig niederhaltend, seiner journalistischen Tätigkeit daneben eine größere Ausdehnung zu geben, um den Anforderungen, die die teure Stadt an seinen Geldbeutel stellte, besser entsprechen zu können. War er doch schon in Leipzig bemüht gewesen, die unsichere, allerdings freie Tätigkeit des ganz à son aise arbeitenden Schriftstellers mit der gesicherten, dafür minder unabhängigen Stellung eines Redakteurs zu vertauschen. Im Sommer trat er in Unterhandlung mit dem Besitzer der Kölnischen Zeitung, die sich schon damals eines hohen Ansehens erfreute. Diese suchte gerade einen zweiten Redakteur. Hartmann bewarb sich. Kuranda ließ alle Minen springen und verwandte seinen ganzen Einfluß, ihm die Stellung zu verschaffen. Dumont reiste nach Berlin. „Ich hoffe von der siegenden Gewalt Ihrer Persönlichkeit die Erobe-

rung," avisiert Kuranda den Freund. Ob ein Zusammentreffen Hartmanns mit seinem späteren Chef in dieser Zeit stattfand, wissen wir nicht: die Stelle fand er bereits besetzt. Kurandas „Hoffnung, viel Hoffnung" hatte ihn betrogen. Dumont war schon vorher andere Abmachungen eingegangen, die ihn banden, so daß der Schützling Kurandas trotz seiner Fürsprache diesmal das Nachsehen hatte. Sein glücklicherer Nebenbuhler war Feodor Wehl. Die Einwendungen, die Kuranda gegen diesen Rivalen erhob, den er nicht für fähig hielt, der ihm gestellten Aufgabe auch nur vier Wochen zu genügen, über den er sich äußert: „Zu viel Geist, zu wenig Verstand. Wehl ist nicht der Mann für ein großes Blatt, der Takt und Umsicht braucht" diese Einwendungen, mit denen er Hartmanns Unruhe beschwichtigen wollte, waren denn doch nicht stichhältig . . . Immerhin waren durch diese Darstellung einmal freundliche Beziehungen zu der Kölnischen Zeitung eingeleitet. Und so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn Hartmann trotz dem Refus seine Feder bald darauf in den Dienst dieses Unternehmens stellt.

Außerdem korrespondiert er noch eifrig für die Hannoversche Morgenzeitung. Diese, eines der gelesensten Blätter Mitteldeutschlands, wurde von Hermann Harrys herausgegeben, dessen Bekanntschaft er kurz vorher gemacht. Hier legt er seine Reiseeindrücke nieder, hier plaudert er die kleinen Geschehnisse seines täglichen Lebens aus, die er in hübschen Momentbildern festhält, klagt über die geistige Öde der Brüsseler Gesellschaft, die keine höhere Unterhaltung als das Kartenspiel kenne. Brüssel selbst fängt daher schon nach kurzer Zeit an, ihm die ungeheuerste Langeweile zu verursachen, nachdem er die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt, Kunstausstellungen besucht, in denen er ebenso wenig Geist entdecken kann. Nur das Atelier des genialen Wiertz bildete ihm eine Ausnahme. So ist er immer der Stunden froh, die er in dem kleinen deutschen Kreise verbringen kann, der sich in Brüssel, halbwegs zwischen Deutschland und Frankreich, zusammengefunden. „Es hat sich auch in diesem Winter wie im vorigen eine ganze Kolonie deutscher Schriftsteller niedergelassen. Es sind teils solche, die „des Zufalls Wind" hierher getrieben, teils gehören sie zu jenen Unglückseligen, die gezwungen sind, auf fremder Erde ihr Zelt aufzuschlagen und die daher Brüssel

vorziehen um der nahen heimischen Erde willen. In wenigen Stunden ist die Post von der Grenze hier und bringt Nachrichten von den alten Freunden zu Hause und von den Leiden und Freuden der Heimat. Da sollten Sie sehen, wie man auf fremder Erde Patriot wird. Da sollten Sie einmal das Schauspiel mitgenießen, wenn Abends um halb sieben Uhr die Kölnische ankommt, wie zehn starke deutsche Arme zugleich nach ihr greifen und wie sie in Gefahr kommt, zerrissen zu werden, wie das deutsche Vaterland. Endlich beruhigt man sich, man schließt einen Kontrakt und bestimmt nach langem Hin- und Herreden, in welcher Folge die Kölnische der Reihe nach beglücken solle. Das ganze System aber wird von der Geduld über den Haufen geworfen. Die gemütvollen Deutschen drängen sich auf einen Haufen zusammen, und alles liest zugleich. Ja, hätten wir die Kölnische nicht hier, es wäre uns, als wären die Schiffe hinter uns verbrannt" ... Die fünf, die in so fröhlicher und arbeitsamer Gemeinsamkeit und Einigkeit den Winter verbrachten, daß Hartmann von ihnen sagt: „sie repräsentieren dem Ausland gegenüber ein einigeres Deutschland, als der deutsche Bundestag," waren außer ihm Kuranda, der ihm selber bald nach Brüssel nachgefolgt war, Kaufmann, der andere Freischärler der Grenzboten, der schon halb amerikanisierte Francis Grund, der Konsul der Vereinigten Staaten war, endlich Venedey, der ihm bald von dem ganzen Kreise am nächsten stand.

Dieser, der damals das vierzigste Jahr schon überschritten hatte, war ein Mann, der manchen Sturm erlebt, der von seinen Erinnerungen und Erfahrungen interessant zu sprechen wußte, und von dem Hartmann so allerlei lernen konnte. Venedey, anfangs gleich seinem Vater, Jurist, hatte sich später dem Geschichtsstudium zugewendet und in den ersten dreißiger Jahren als Privatdozent in Heidelberg niedergelassen. Als nach dem glücklichen Ausgang der Julirevolution sich auch in Deutschland, und besonders im Süden, ein kräftigerer, freierer Zug fühlbar machte, als man nicht mehr in sehnsuchtsvoller Passivität der kommenden „besseren" Zeiten harren mochte, sondern auch sie durch einheitlichen Zusammenschluß herbeizuführen bestrebt war, und, hauptsächlich auf Anregung von Wirth und Siebenpfeiffer hin, alles, was liberal oder demokratisch gesinnt war, nach dem Schlosse Hambach zu-

sammen berief, da folgte auch Venedey dem an ihn ergangenen Rufe. Doch das Hambacher Maienfest brachte die unreifen Pläne, welche die vielen in den Köpfen wälzten, nicht zum Reifen. Es goß, statt die freiheitliche Entwicklung, die nach anno 13 kurz eingesetzt, nun zu rascherem Fortschreiten zu bringen, wieder Wasser auf die frisch weiter klappernde Mühle der Reaktion, und wurde ganz in Metternichs Sinne — was er auch sagte — zum „Feste der Guten". Es förderte die Allgemeinheit nicht und ward den Einzelnen Hemmnis und Verderben. Auch Venedey mußte flüchten. Noch im Herbst wurde er, auf Ersuchen der preußischen Behörden in Mannheim verhaftet. Als man ihn unter Bedeckung durch die Rheinpfalz schleppte und schon den Kerker für ihn in Bereitschaft hielt, benutzte ein junger feuriger Demokrat und Student, Johann Philipp Becker, einen Moment lässigerer Bewachung und befreite ihn vor langjährigem Gefängnis. Er floh mit seinem Vetter über Straßburg nach Paris. Mit der geträumten akademischen Laufbahn war es nun aus und vorbei. Doch fand er in Paris bald Gefährten und Gesinnungsgenossen, besonders in Wilhelm Schuster, einem Privatdozenten, dem es nicht viel besser ergangen war, als Venedey selber. Diese beiden gewannen in kurzer Zeit unter ihren in Paris lebenden Landsleuten großen Einfluß. Das Hauptkontingent zu diesen stellten die wandernden Handwerker, die, weniger dem eigenen Triebe gehorchend, als durch Drangsalierungen der heimatlichen Behörden gezwungen, in dem Völkerasyle Paris Aufenthalt und mehr oder minder lange Rast gefunden hatten. Diese fluktuierenden Elemente zu einem großen Bunde zu organisieren, war das Bemühen Venedeys und Schusters. So gründeten sie den „Bund der Geächteten". Als Organ des Bundes gaben beide die Zeitschrift „Der Geächtete" heraus. Die Grundsätze, auf denen sich die Statuten aufbauten und die auch in den Artikeln des Flüchtlingsblattes klipp und klar ausgesprochen wurden, waren die einer radikalen Demokratie. Doch war das Ganze mit der affektierten Geheimniskrämerei der Geheimbündelei verbrämt, was auch in letzter Linie eine Ursache der Spaltung und des allmählichen Zugrundegehens der mit so großen Hoffnungen begonnenen Vereinigung war. Venedey selbst wurde, da er einer der tätigsten Bundesmitglie-

der war, zweimal als lästiger Ausländer polizeilich aus Paris ausgewiesen. Während dieser Zeit lebte er in Havre und setzte seine historischen Studien fort. Ende der dreißiger Jahre legte er durch Aragos Vermittlung seine Schrift über „Römertum, Christentum, Germanentum" der Akademie der Wissenschaften vor. Der Beifall, den sie bei der gelehrten Körperschaft fand, machte seine Rückkehr nach Paris möglich. Doch war der Bund der Geächteten damals schon dem Verfall nahe. An seinen letzten Regungen nahm Venedey wenig Anteil mehr. Hartmann selbst charakterisiert ihn ein wenig blasiert und von oben herab, doch im ganzen außerordentlich treffend, wenn er schreibt: „. . . ein stiller Gemütsmensch, der sich noch manche Illusionen macht, zumal über Zustände in Deutschland", denn ein großer Illusionär ist Venedey zeit seines Lebens gewesen, wie besonders seine Stellung im Frankfurter Parlament beweist.

Dies war Hartmanns Verkehrskreis im Winter 1845 in Brüssel. „Die andern Deutschen kenne ich weniger." Wer diese andern Deutschen sind, verraten uns einige Zeilen später: „Marx und Engels bringen den Winter ebenfalls in Brüssel zu, leben aber in stiller Abgeschiedenheit, so daß man wenig oder nichts von ihnen hört." So kam er mit ihnen nicht in Berührung.

Doch außer mit diesen rein persönlichen Momenten beschäftigt er sich in seinen Briefen nach Hannover noch mit den merkwürdigsten Erscheinungen der neueren belgischen Literatur. Obwohl weit entfernt, für einen naturgemäß einseitigen Pangermanismus sich einzusetzen, meint er doch, aus vielen Anzeichen, besonders dem Neuerwachen des Flämischen, auf die Möglichkeit einer Ausdehnung deutschen Einflusses auf Belgien schließen zu können. Wenn nur die Verhältnisse im lieben Vaterlande besser wären!

So zeigt er sich in dieser neuen Phase seines „Freiwilligen Exils" noch viel mehr journalistisch beschäftigt, als vordem in Leipzig, und diese einst von ihm so verächtlich behandelte und mit solcher Unlust geleistete „Tagelöhnertätigkeit" sollte von jetzt ab in seinem Leben einen immer breiteren Raum einnehmen.

Aber auch in dieser Brüsseler Winterzeit, so wenig reich an äußeren und inneren Erlebnissen sie war, so wenig Zer-

streuung sich ihm nach der Tagesarbeit bot, die ihm, trotz der „grandiosen Übung in Journalartikeln“, doch sauer genug wurde, auch in dieser Zeit sprudelte in ihm der Quell künstlerischen Schaffens. Und alles, was er jetzt schreibt, trägt den Stempel höherer Bildung, tieferer Verinnerlichung. Er sucht nicht mehr so nach dem äußeren Effekt wie früher, wo es geschehen konnte, daß er ein Gedicht schrieb, wenn ihm eine gute Pointe in die Feder kam. Und was vor allem den Fortschritt markiert, den er seit seiner Abreise von Wien, der Stadt, die bisher seine Poeten-Natur am stärksten und nachhaltigsten entwickelte, gemacht hatte, das ist die größere Vollendung und Ausgeglichenheit der Form. Er war eben herausgetreten, aus sich, aus dem engen Kreise intimer Freunde, hörte auch andere Ansichten, als die gesinnungsverwandter Poeten und Poetlein, die in ihm den größeren Geist willig anerkannten und verehrten. Manche herbere Kritik, die er erfuhr, und die ihn anfangs zurückstieß und über Ungerechtigkeit der Menschen im allgemeinen und besonderen ihm bewegliche Klagen entlockte, mußte ihm, wenn er im stillen Kämmerlein nachdachte, der inneren Berechtigung nicht zu entbehren scheinen, wenn auch die äußere Form vielleicht unverdient scharf war. Dafür war gesorgt, daß der Freudenbecher des Erfolgs, dem Überlaufen nahe, ihn nicht berauschte. Er schreibt aus Brüssel an Frau Lieben: „Mit meinem Buche hatte ich einen größeren Erfolg und feierte ich Triumphe, wie ich sie in meinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen wagte, aber sie sind mir nichts neben den Erfahrungen, die ich gemacht, neben dem, was ich in fünfzehn Monathen gelernt.“ So war er klug genug, gute Lehren, von welcher Seite und in welcher Art sie ihm auch kamen, zu beherzigen . . .

All das kam seinem zweiten Werke zugute, dessen größter Teil seine Entstehung eben diesem Brüsseler Winter verdankt. Aber wie er sich in Wien, da ihm zum ersten Male sein wahrer, innerer Beruf sich enthüllte, zur Konzeption großer Stoffe und gewaltiger Probleme gedrängt fühlte, die ihm die Beobachtung von Geschichte, Natur und Gesellschaft eingab, so war es auch jetzt, nachdem er sein Herz in den lyrischen Strophen von allem, was ihn von außen und innen bedrückte, frei gesprochen hatte. Doch jetzt hatte er seine

Kräfte schon erprobt, er erkannte die Grenzen seines Talentes. Wir haben gesehen, wie ihn diese Überschätzung seiner Kräfte andererseits an sich selbst zweifeln ließ; und wie keiner seiner großen Pläne wirklich in ihm zu einem ganzen, in sich vollendeten Kunstwerk heranreifen konnte. Jetzt hatte ihn das Leben besser belehrt, und er wußte, mit dem ihm anvertrauten Pfunde weise zu schalten; und daß sich in der Beschränkung erst der Meister zeige, dieses Spruches tiefe Wahrheit und Bedeutung gedieh ihm nun erst zu immer klarerem Verständnis. Seine neuen Entwürfe unterscheiden sich daher von den früheren wesentlich, und das schon in ihrem innersten Kerne. Er schweift nicht mehr in die nebelblaue Unendlichkeit hinaus. So konnte er sie zu fröhlicher Vollendung gestalten. Und wenn uns, trotz all dieser sein Schaffen begünstigenden Umstände auch von ihnen nur wenig mehr geblieben ist, als von seiner ganzen Wiener Problem- und „Bilderjagd", so haben wir den beklagenswerten Verlust diesmal allerlei unglücklichen Zufällen zur Last zu legen. . .

Im Frühjahr 1845 berichten uns die Grenzboten, die für diese Periode seines Lebens dieselbe Bedeutung erlangten, wie für die vergangene Frankls Sonntagsblätter, die uns ja auch manchen verborgenen Pfad geführt, über ein merkwürdiges Zwittergeschöpf, das dem Haupte des Dichters entsprungen: Hartmann habe soeben ein „idyllisches Drama" vollendet. Eine wohlfeile Spitze gegen Wien und das Burgtheater läßt sie leider verabsäumen, uns auch nur das geringste Detail über dieses wundersame Kind seiner allzeit regen Phantasie zu erzählen; so daß wir, da selbst dieser Bericht allein steht, uns in der üblen Lage befinden, in die uns die Besprechung seiner Wiener Produktion schon einmal versetzte: auf die Vermutungen angewiesen zu sein, die uns der Name selbst an die Hand gibt. . . Der Titel dieses dramatischen Idylls — ihn wenigstens uns zu überliefern, haben die Grenzboten im Drange der Polemik nicht auch noch vergessen — ist „Das Dorf". Wenn wir nun bedenken, daß Hartmann noch von Prag her in guter Freundschaft mit Josef Rank verbunden war, demselben Rank, der noch vor Auerbach der deutschen Literatur das Gebiet der ländlichen Novelle erschloß, und natürlich dem gewöhnlichen Geschick aller Vorläufer, vergessen und zurückgesetzt zu werden, nicht ent-

gangen ist; wenn wir uns ferner erinnern, daß Auerbach selbst, der gerade 1843 seine ersten, mit so zündendem Enthusiasmus aufgenommenen Dorfgeschichten veröffentlich hatte, im „Storchnest" ein häufiger und gern gesehener Gast war, und sich an den zehn Jahre Jüngeren in aufrichtiger Zuneigung anschloß[1]); so haben wir, diese beiden Daten ins Auge gefaßt, schon die Richtung vor uns, die Hartmann in diesem idyllischen Drama einschlug, wie die Faktoren, die ihn maßgebend beeinflußten. Aber für weitere Kombinationen ist uns jeder Anhaltspunkt genommen. Wir wissen nicht einmal zu sagen, was aus dem doch anscheinend schon fertigen Manuskript geworden ist, da Hartmann, in anderen Dingen so ausführlich, hiervon in seinen Briefen nicht die leiseste Erwähnung tut. Nur das darf man vielleicht aus der einen gedruckten Notiz noch schließen, daß der Dichter sein Werk für die Bühne bestimmte, und daß er das vollendete auch für bühnenfähig hielt. Ob er aber auch nur den Versuch gemacht hat, es wirklich auf die Rampen zu stellen, das ist wiederum eine Frage, deren Beantwortung sich als unmöglich erweist . . .

Mit einem zweiten Stoff, der uns schon in die Brüsseler Zeit versetzt, sind wir glücklicherweise besser daran. Auch bei ihm wiegt das Idyllische vor, für das Hartmann überhaupt stets Neigung besaß. Aber wenn er im „Dorf" Auerbachs Bahnen wandelte, in seiner bedeutendsten durchgeführten Idylle „Adam und Eva" später wieder mehr den Spuren des guten Voß folgte, zeigt er sich uns hier in beinahe philosophischer Vertiefung, die verschiedenen „Bildchen" zu einem großen, freundlich heiteren Weltbilde ordnend. Die Bruchstücke des ganzen, wohl recht umfangreichen Werkes lassen eine solche Absicht noch deutlich erkennen. Auch dieses religiös-philosophische Lehrgedicht, dem jedoch das Frostige des didaktischen Elementes nirgends anhaftet, scheint dem Ab-

---

[1]) Schreibt er doch noch unter dem Eindrucke von Hartmanns Tode 1872 an seinen Freund Jakob Auerbach in warmer Erinnerung an diese Zeit: „Es war mir eine Erquickung mit ihm zu verkehren und ihn zu sehen; er war ja so schön, wie ein Christuskopf der besten Meister. Und dann seine wundersam erwärmende Stimme und sein inniges Lachen . . ."

schluß nahe gewesen zu sein. Man denke sich nun das Entsetzen des Dichters, auf dessen Schreibtisch sich schon die Blätter häuften, als er eines Tages seine Aufwärterin dabei erwischt, wie sie, das so wohlfeil erworbene Material benutzend, — einmal beschriebenes Papier ist ja doch nicht besser zu verwenden — in seinem Kamine ein behagliches Feuerchen anmacht. Der größte Teil war, obwohl er seine verbrannten Finger nicht schonte, nicht mehr zu retten. Das Ganze nochmals aus dem Gedächtnis niederzuschreiben, mochte ihm wohl Zeit und Stimmung fehlen. So ergänzte er denn die wenigen, dem Feuer entrissenen Bruchstücke, so gut es gehen wollte. Das „Diarium eines Mönchs" ist das Resultat dieser Bemühungen. Und noch dieses Fragment läßt uns den eigenartigen Reiz empfinden, der über dem vollendeten Werke gelegen haben muß. Hierzu tragen Form und Inhalt in gleicher Weise bei.

Das Diarium trägt unter dem Titel die erläuternde Bemerkung: Aus dem Mönchslatein. Das soll die eigentümliche Form der Gedichte, die den Inhalt des Diariums bilden, erklären: Sie haben nämlich durchgehends lateinische Überschriften, die in der ersten Strophe frei verdeutscht, im folgenden weiter aus- und durchgeführt werden. Ein Beispiel gibt davon einen besseren Begriff, als weitschweifige Erörterungen. Der Anfang vom elften Lied lautet:

Hora matutina vidi
Facientem muros nidi
Heut' ich aus dem Fenster schaute,
Sah ich, wie ein blaues Vöglein
An die Wand sein Nestlein baute . . .

Auf einer historischen Unterlage beruhen die anspruchslosen, anmutigen Verse sicherlich nicht. Dazu sind sie ihren Anschauungen nach viel zu modern . . Wir haben in diesem Zitat schon eine Andeutung des Inhalts gegeben: es ist die aufrichtige Freundschaft einer einfachen Seele zur Natur, die hier ebenso einfach schmucklos, ohne jedes Ornament ausgesprochen wird. Der Einsame fühlt sich ganz eins mit der Natur, der all sein Denken geweiht ist, deren erhabene Gerechtigkeit er freudig und beruhigt erkennt und preist. Es

ist fast unmöglich, hier nicht der schlichten Naturfreude des Großvaters Spitz und seiner Oden zu gedenken. So milde, ruhig, in sich abgeschlossen, gott-naturvertrauend war auch der gütige Greis, dem Hartmanns dankbare Erinnerung bewahrt blieb. Und ihm verdankt er wohl auch die ersten Anregungen, die ihn zu der friedsamen Weltanschauung führten, die in den terzinenartigen Strophen seines „Diarium“ wiederklingt ... Weiter aber erinnern wir uns des gewaltigen Einflusses, den der durch Meißners begeisterte Vermittlung empfangene Pantheismus Shelleys, „der sich im Falter und im Aar erkannte“, auf den Jüngling ausübte, und auch hier werden wir den schwachen, gedämpften Nachhall erkennen. Diesen beiden ihn am mächtigsten anregenden Einflüssen kam nun die Naturanlage seines innersten Wesens entgegen, ja, dies ließ sie erst so entscheidende Macht gewinnen. Wie er sich früh einem schlicht-freundlichen Naturgottesdienst hingab, hat sich uns schon gezeigt. Hier nun tritt der heitere Ernst, der aus dem kindischen Spiele ward, deutlich hervor. Es sind im ganzen fünfzehn Bruchstücke des vernichteten Epos, die uns das Diarium eines Mönchs überliefert, und fünfzehn verschiedene Stimmungen aus dem Leben dieses merkwürdigen Mönches geben sie wieder. Friedvoller Betrachtung sind sie zu ihrem größten Teile gewidmet. Calix ist ihm hier nicht mehr politisches Kampfsymbol, wie dem Hussitendichter, es ist ihm der farbenprangende Blumenkelch, in dem er anbetend ein Wunderwerk der Gottheit verehrt. Er sucht in stiller Beschaulichkeit den Namen dessen, der in Palme und Rose, in Nachtigallenschlag und Meeresbrausen sich offenbart. Die starren Dogmen des Glaubens haben für ihn ihren finsteren Sinn verloren. Der jüngste Tag schreckt ihn nicht mehr:

O eitle Angst vor Gottes Zorne ...
Alltäglich sitzt er zu Gerichte,
Alltäglich neu ersteht die Erde
Alltäglich gehet sie zu Nichte ...
Du selber mußt dich richten täglich,
Du freust dich innrer Seeligkeiten,
Und du verdammst dich selber kläglich.

Eine Spinne, die einzige Gesellschaft seines einsamen Lebens, ist ihm Symbol für das Verhältnis des Schöpfers zu seinen Geschöpfen. So wie er selbst durch eine unbedachte Bewegung dieser „Genossin seiner Einsamkeiten", zum Schicksal werden kann, so auch der Schöpfer:

Mit seines Kleides letztem Saume
Könnt er das ganze Erdgewebe
Wegstreifen aus dem engen Raume.
Jedoch ihn rühret unsre Schwäche:
Er sorget liebend, daß des Lebens
Der Erde Spinngeweb nicht breche . .

Diese Liebe des Ewigen erfährt in der reizend-tiefen Legende vom nimmer versiegenden Bronnen der Liebe eine parabolische Darstellung . . . Einige andere wiederum entfernen sich von der Einfachheit, die sonst den Grundton des Ganzen abgibt. In ihnen erscheint der Dichter in der schwereren Rüstung der Allegorie. Hier verwendet er zum ersten Male die Einkleidung des Traumes zur Charakterisierung, deren er sich später auch in der politischen Satire mit Glück bedienen sollte. Hier wird er breiter, seine sonst zarten Farben kräftig und stark. Er zeigt uns je drei Bilder, die er einander gegenüber stellt; in einer Reihe zeigt er uns die Entartungsformen des Katholizismus: den Rückschlag im tobenden Orgiasmus, durch den sich die Abwendung und Verdammung von allem Irdischen, die Unterdrückung jedes natürlichen Gefühls rächt; den Fanatismus der blutigen Inquisition; den schleichenden, den wahren Glauben für seine Zwecke rücksichtslos ausbeutenden Jesuitismus. Diese drei Schreckgestalten sind durch Mönchszüge verkörpert, die gespenstig durch die öden, hallenden Gänge des alten Klosters poltern. Auf der andern Seite erblicken wir freundlichere Gesichte: den malenden Mönch in seiner Zelle, dem sich in begeisterten Visionen die Herrlichkeiten des Himmels enthüllten, die er nun mit stammelndem Pinsel auf seine Leinwand zu bannen sucht; den gelehrten, der über Folianten gebeugt den Rätseln der Natur nachsinnt; den geweihten Sänger, der seine erhabenen Töne zum Preise des Herrn anstimmt:

Da plötzlich wieder die Gesänge
Die Flüche und das Lästern hört' ich
Der ersten Mönche durch die Gänge . . .
Und rings um mich erscholl es: Wähle! . .
Und damals wählte meine Seele.

In einem anderen versucht er die symbolische Ausdeutung des gotischen Dombaus: die Rosen sind Zeichen der Liebe. Die Fratzen, „dies scheußliche Gewürme um Dach und Thurm":

Sie sind die Sünden die im Schooße
Der Kirche heimisch, wie die Schlange
Im düftereichen Busch der Rose.

Haß, Neid, Trug, Wollust, und all die tausend Unnaturen . . .

Doch weislich an des Baues Zinnen
Sind sie gebannt; denn nur von Außen
Sind heimisch sie uns nicht von Innen! . . .

Doch dies von Außen so friedensstill erscheinende Leben entbehrt schwerer innerer Kämpfe nicht. Es wird das nur angedeutet, nicht ausgesprochen, in dem wunderbaren Vergleich mit einer herrlichen Glocke, die nicht tönen darf, weil sonst das trümmerhafte Gemäuer, das sie birgt, prasselnd in sich zusammenstürzen würde.

Wie gleichest du . . . der Menschenseele in der Kutte.
O sie muß schweigen, qualvoll schweigen!
Und muß sich hüten, ihres Klanges
Gewaltge, eh'rne Macht zu zeigen.
Denn stürzen müßte ihre Hülle,
Und brechen die vermorschte Satzung
Ertönte sie in ganzer Fülle . . .

Und tiefsinnige Gedanken über Werden und Vergehen ergreifen ihn „In sepulcris monachorum", in der Gruft seiner abgeschiedenen Brüder. Wie wenig haben sie in ihrer weltfernen Abgeschlossenheit für das Leben, für ihre Mitmenschen getan. Von ihren Leiden und Freuden wußten, emp-

fanden sie nichts. Ihre Weltflucht erscheint ihm jetzt Egoismus, ihre Frömmigkeit Heuchelei. Mit ihren Leibern ist auch ihr Andenken von der Erde entschwunden. Kein Überlebender kann sich segnend zu der Stätte wenden, die ihre irdischen Reste birgt. Und er flüchtet sich aus Moder und Dunst hinaus in die freie Natur, aus der er neue Zuversicht und Kraft schöpfen darf . . . So abgeklärt und ruhevoll die Weltanschauung ist, aus der diese Dichtung hervorgegangen, so rein ist meist die Form, in die der Dichter sie goß. Jeder Schwulst, jedes allzu kühne Bild, das ihm manchmal eine gewisse Überhitzung der Phantasie eingab, ist vermieden, und die drei knappen Verszeilen, aus denen sich jede einzelne Strophe zusammensetzt, atmen eine fast keusche Kühle. Der Unterschied der Form, der das „Diarium“ von einer dem äußeren Anschein nach verwandten Dichtung Grüns trennt („Eine Glasscheibe“ in „Schutt“), ist somit nicht weniger groß, als der des Inhalts: hier rein lyrische Reflexion, Betrachtungen über die Stellung des Menschen in der Natur, dort im Gewande der Idylle aufklärerische Tendenzen; hier ein stilles Fortschreiten von einem Stimmungsakkord zum andern, dort das behagliche Sichgehenlassen eines etwas redseligen Humors.

Wie diese nachdenklichen Verse nur in der winterlichen Einsamkeit der Brüsseler Fremdenstadt entstehen konnten, so erscheint auch, als er im Frühjahr den letzten Schritt nach dem ersehnten Ziele tat, eine neue Note in seiner Poesie. Im März entschloß er sich, nach Paris über zu siedeln. Das bescheidene Hotel garni, in dem er abstieg, lag mitten in der capitale du monde, und er, der des Französischen schon seit langem vollständig mächtig war, konnte nun seine Beobachtungen anstellen, nach Herzenslust. Hatte er doch endlich erreicht, wovon er schon vor Jahren geträumt hatte. Vorläufig allerdings nur die Stadt selbst, aber warum sollte sich das übrige nicht auch noch finden? Es war ja stets sein Ideal gewesen, die Franzosen, zwischen beiden Nationen stehend, deutsches Wesen und deutsche Art verstehen zu lehren; und eine Lehrkanzel an dem College de France, von der herab er als Apostel der heiligen Sache wirken könnte, erschien ihm in der ersten Zeit seiner Wiener Lehrjahre ein so sehr erstrebenswertes Ziel, daß er bereit war, Wien auf den ersten Wink, die erste Möglichkeit, die sich ihm er-

öffnete zu verlassen. Heine, an Witz der Franzose unter den Dichtern Deutschlands, kam wohl diesem Ideal am nächsten. Doch schien er Hartmann seine Mission mit zu geringem Ernst zu fassen. . .

Jetzt war allerdings sein jugendlicher Enthusiasmus durch mancherlei Erfahrungen etwas gedämpft; er hatte die Welt weit weniger einfach gefunden, als sie ihm in seinen grünen Jahren erschienen war. Immerhin war eine kleine Verstimmung gegen Heine in ihm zurückgeblieben. Heines Ansehen bei seinen Zeit- und Fachgenossen war damals überhaupt im Sinken begriffen. Er fand nicht mehr die begeisterte Gefolgschaft aus den Jahren seiner Anfänge. Bissige Kritiken, die eine gewisse Feindseligkeit nicht zu verbergen im Stande sind, zeigten ihm, daß seine Schreibweise ihm viele persönliche Gegner erweckt. Nun, viel Feind, viel Ehr'! Aber bedenklich war es, daß besonders die jüngere Schriftstellergeneration wenig mehr von ihm wissen wollte. Man hatte von jener negativen Satire genug gehabt, und wollte nun endlich wieder Positives leisten, aufbauen, wo doch noch das Uralte in schönster Blüte stand. Ja, man fing endlich an, Heine die Berechtigung abzusprechen, weiter über deutsche Verhältnisse und Begebenheiten zu schreiben und zu urteilen, da er schon zu lange draußen lebe und alles noch in der Perspektive von 1830 sähe. Kurz, es war eine wahre Hetzjagd gegen den auf fremder Erde mehr und mehr Vereinsamenden im Gange. Diese Bewegung gegen Heine, die, wie wir sahen, in Deutschland immer weitere Kreise zog, riß auch in Österreich das junge Geschlecht mit sich. Mit Ausnahme von Meißner, der dem Alternden ein treuer und aufopfernder Freund blieb bis ans Ende, stand fast alles gegen ihn. Sie verstanden ihn nicht mehr, wie ihn noch Bauernfeld verstanden hatte, als er die Verse schrieb: „Und wenn du über Deutschland schimpfst, — So kommts dir gewiß aus dem Herzen — Ach, was wir lieben, das macht uns ja — Die ungeheuersten Schmerzen." Und Heines rührend-inniges „Ich hatte einst ein schönes Vaterland" und jener Satz, den sich jeder glühendste Patriot zum Kernspruch erwählen sollte: „Deutschland hat ewigen Bestand" war ihrem Gedächtnis entschwunden . . .

Dies alles giebt uns den Zusammenhang und die psychologische Erklärung für den höchst merkwürdigen Brief Landes-

manns an Hartmann, der von Heine in einem von wegwerfender Nichtachtung zu zornvollem Auflodern sich steigernden Tone spricht; eine Gesinnung, von der Hartmann jedenfalls nicht gar weit entfernt war: Ihnen stand Lenau nicht nur räumlich, sondern auch in seinem ganzen Wesen und seiner Empfindung um vieles näher, und Lenau und Heine werden denn auch einander gegenübergestellt. Die sonderbarste Einseitigkeit läßt sie auf der einen Seite nur Vorzüge, auf der andern nur Fehler erblicken, und von wahrer Kritik, von einem Verstehen des dichterischen Entwicklungsganges, oder wenigstens einem verstandesmäßig-kühlen Abwägen ist selbst bei dem kritischsten nicht die Rede. 1844 (aus diesem Jahre ist der Brief an den damals gerade aus Berlin nach Leipzig zurückgekehrten Hartmann datiert) waren Heines „Neue Gedichte" gerade erschienen, denen als Anhang bekanntlich das „Wintermärchen" beigefügt ist. „Mehr Spaß als Freiligrath, (d. h. dessen politische Liedersammlung „Mein Glaubensbekenntnis", die gleichfalls 1844 veröffentlicht wurde), aber eben so wenig Freude machten mir Heines Neue Gedichte; die Nichtdenkenden mag es kitzeln, über Dinge lästern zu hören, die ihnen unbequem sind, ohne daß sie sie selbst mit eigenen Gedanken angreifen können; für uns, die wir über alle deutschen Dummheiten von der verderblichen Auffassung des Christentums bis zum Hofrat Rousseau in Reinen sind, verliert der Spott viel von seiner Spitze, und der Jugend, die nie von der Hoffnung lassen wird, muß grauen vor Heines tränen- und schmerzloser Resignation. Wie ganz anders Lenau, der Unglückliche! dessen Herz wahrhaftig groß genug ist, alle Schmerzen der Welt zu empfinden. Du weißt von der neuen Katastrophe, deren Jammer noch dazu kommen mußte, mir mein jetziges Leben zu verfinstern; wie er in Stuttgart auf die Gasse sprang und rief: In die Freiheit will ich! und wie man ihn seitdem natürlich für wahnsinnig hält. Aber mehr Herz und Edelsinn ist in den Gedanken des wahnsinnigen Lenau als in Heines vernünftigen Witzen und eh' ich Gedichte schriebe wie diese, ich wählte lieber Lenaus Wahnsinn. Ihr draußen! warum seid Ihr so glimpflich mit Heine? Dem Schuft, der Schwein genug ist, sich im stinkendsten Schlamme Deutschlands lachend und behaglich herumzuwälzen! Ihr solltet mit Knuten gegen ihn schreiben, die in Essig getaucht sind. —

Schreibe einen Artikel: Heine und Lenau, setze den Kontrast grell aus einander, du bist es Lenau schuldig." . . . „Wenn auch der Brief in der lebhaften Entrüstung geschrieben ist, in die den sonst weit weniger Leidenschaftlichen die Lektüre des beißend-bitteren Wintermärchens versetzte, so läßt er doch die fast an Feindseligkeit grenzende Stimmung gegen Heine erkennen, die nicht vorübergehend war, sondern eben die Unterlage solcher Ausbrüche bildete.

So trat auch Hartmann Heine mit einer gewissen Voreingenommenheit gegenüber, die auch ein häufigeres Beisammensein nicht benehmen konnte. Es kam im Gegenteil im Laufe der Zeit noch manches hinzu, was nicht dazu angetan war, den einmal vorhandenen Gegensatz auszugleichen. „Er konnte den Witzkitzel, wenn er über ihn kam, nicht unterdrücken," schreibt selbst sein Freund und Apologet Meißner über ihn. So hatte auch Hartmann, den die herrliche Erfüllung seiner kühnsten Erwartungen doch mit einem berechtigten Stolz erfüllen durfte, oft genug unter seinem scharfzüngigen Spott zu leiden, der ihm natürlich, durch „gute" Freunde zugetragen, meist auf Umwegen zu Ohren kam. „Er sei ein schöner Mensch," meinte Heine z. B. einmal maliziös, „und gefiele allen Weibern, mit einziger Ausnahme der neun Musen; das bewiesen ihm seine Verse." Solche und ähnliche »bonmots«, die inhaltlich so wenig gerechtfertigt sind, daß man deutlich erkennen kann, sie seien nur der schönen Pointe wegen gemacht worden, die Heine doch nicht ungenutzt verloren geben wollte, konnten natürlich nicht dazu beitragen, seinen Verkehr im Faubourg Poissonière zu einem angenehmen zu gestalten . . . Auch mit einer anderen Persönlichkeit, der er schon seit vielen Jahren innige Verehrung zollte, hatte er wenig Glück. Hatte er doch bei seinem Freunde Dessauer, dem Komponisten, der so glücklich war, dieses Heiligtum zu besitzen, einen zwirnenen Halbhandschuh Georges Sands, in dem sie einen ihrer Romane geschrieben, mit Inbrunst an die Lippen gedrückt. Und jetzt, in Paris, wie hätte er nicht eilen sollen, sie aufzusuchen? Er tat es nicht und so kam es, daß er Paris wieder verließ, ohne sie gesehen zu haben. Der Grund hierfür ist nicht recht klar, auch wenn er an Meißner schreibt: „Georges Sand habe ich nicht kennen gelernt. Louis Blanc ist gegenwärtig der einzige, der einen bei ihr einführen könnte,

und den wollte ich um keine Gefälligkeit bitten, denn er ist ein unangenehmer, suffisanter Kerl." Was diese Spannung zwischen ihm und dem berühmten Historiker und Sozialtheoretiker herbeiführte, darüber läßt er sich allerdings nicht weiter aus. Diese Bekanntschaft war einer späteren Zeit vorbehalten, die ihn länger als diese flüchtigen Frühsommermonate an Paris fesselte.

Tief ist natürlich der Eindruck, den die Stadt an sich auf sein empfängliches Gemüt macht; und wir erinnern uns, wenn ihm die ewig wechselnd belebten Boulevards „ein Buch" sind, „aus dem er mehr lernte, als aus ganzen Bibliotheken," an die romantischen Sehnsüchte seiner Prager Hofmeistertage. Was ihm aber zuerst auffällt, sind die massenhaft anwesenden Deutschen, die ihm Paris wie eine „Reichsversammlung von Germaniens Völkerstimmen" erscheinen lassen. Es muß ihn da besonders anlocken, auch den Spuren deutschen Geistesleben in Paris nachzugehen, die er in den Ateliers eines Lehmann oder Scheffer findet. Sein erster Gang aber gebührt dem Grabmal Börnes. „Was gibt es Heiligeres in dieser Welt, als die Gräber der Verbannten in fremder Erde?" So verrichtet er hier sein stilles Gebet. . . . Anziehend weiß er in seinen, an Landesmanns Adresse gerichteten Briefen der Morgenzeitung die ersten Tage seines Pariser Aufenthalts zu schildern, wie er ohne Plan und Führer, sich ganz dem Zufall und den Eingebungen des Augenblicks überlassend, in den Straßen umherschlendert. So geht er auf Entdeckungen aus und hütet sich weislich, von den erhaltenen Empfehlungsbriefen Gebrauch zu machen, um nicht für einen der zahllos Paris besuchenden Zelebritätenjäger angesehen zu werden. „Wie leicht ist es für einen von ihnen gehalten zu werden. Darum vermeide ich jede offizielle Vorstellung, wie leicht es auch ist, mit allen Koryphäen aller Tanzböden, der politischen sowohl wie der wissenschaftlichen, hie und da zusammenzukommen. Denn die Salons, in denen sie sich an gewissen Tagen versammeln, sind offen wie das römische Forum fast für jeden, der nur einen Frack aufzuweisen hat, sei er auch noch so alt und abgeschabt und nach einem längst vergessenen Schnitt konstruiert." Auf diese Weise Bekanntschaften zu schließen ist also kein besonderer Ruhm, ihm auch entschieden nicht „romantisch" genug. „Ich überlasse mich dem

Zufall, und spreche mit jedem, dessen Physiognomie mir gefällt, und wie angenehm ist es dann, zu erfahren, daß der, mit dem ich eben gut Freund geworden, sich Herr Odilon Barrot, Herr Jules Sandeau, Herr Halévy oder Herr Alfred de Musset nennt. Dann, wenn ich zufällig einen habe, ziehe ich meinen Empfehlungsbrief aus der Tasche und er ist nun das Siegel zu einer Freundschaft, die sich unwillkürlich und naturgemäß entwickelte. Auch der Instinkt hilft mir viel; er führte mich, ich weiß noch heute nicht wie, in den abgelegenen, versteckten Divan Lepelletier. Gleich das erste Mal fühlte ich mich dort heimisch, obwohl ich nicht ein einziges Gesicht kannte, aber es war mir so wohl, als gehörte ich hier mit dazu und ich wurde auch so von aller Welt behandelt. Erst später erfuhr ich, daß ich unter Dichtern, Musikern, Journalisten und Malern heimisch geworden. Gleich am ersten Abend zog mich das Gesicht und das ganze sonderbare Wesen eines jungen Blondins an. Wir fixierten uns oft mit den Augen. Am dritten Abend saßen wir schon gemütlich plaudernd neben einander, und am vierten wußte ich, daß mein neuer Freund Alfred de Musset heiße." Wie hatte er schon in seiner Studentenzeit, von Meißners Begeisterung angesteckt, den Dichter verehrt. Denn Musset war ja einer der Heiligen gewesen, zu dessen Kultus sich die kleine Gemeinde vom roten Turme zu versammeln pflegte. Doch als Hartmann ihn so vertraulicher kennen lernte, hatten die Leidenschaften, in die Musset sich selbst betäubend versenkte, die Zerrissenheit seines Innern zu vergessen, schon ihre Zerstörungsarbeit begonnen. Er sah mit Entsetzen den genialen Dichter halt- und kraftlos immer tiefer sinken.

Hier fand Hartmann Anschluß an manche zeitgenössische Berühmtheit, der er begegnete, wie an den damals noch nicht zu vollem Ruhme gelangten Stephen Heller, dem er später noch näher trat. Und war die Zeit der berühmten Salons auch längst vorbei, die mit der geistreichen Schärfe nihilistischer Sentenzen eine Revolution vorbereiten halfen, so bildete sich doch eine ihnen entsprechende Form, unter der sich alles zusammenfand, das sich in früherer Zeit bei einem Holbach versammelt hätte. Damals war das eben der Divan Lepelletier, „der Versammlungsort der interessantesten und geistreichsten Menschen von Paris. . ." Was für einen

tiefen Eindruck mußten auf ihn die freundlich freien Formen machen, die den geselligen Verkehr in Paris bestimmten, „dieser heitre und sorgenlose Ton, der die Pariser Vierziger Jahre charakterisierte“ auf ihn, der stets an die Beschränkungen deutschen Lebens gewohnt war, da man den herrschenden Tendenzen widersprechende Äußerungen nur mit vorsichtig gedämpfter Stimme in dem sorgfältig abgeschlossenen Raume der eigenen vier Pfähle zu tun wagte — man braucht nur an das „St! Naderer da!“ Bauernfelds zu denken oder an Grüns bekannteren „Spaziergang“. „Zu jener Zeit konnte man, ohne vorgestellt zu sein, einen Fremden im Kaffeehause kennen lernen; man brauchte ihn nur zu belauschen, denn die Konversation war frei, man fürchtete keine Späher; von Tische zu Tische fanden Diskussionen statt; von einem Winkel zum andern warf man sich Witze zu wie Federbälle.“ So nichtig und unbedeutend uns das auch heute scheinen mag, diese vierzehn Jahre später in nachtastender Erinnerung geschriebenen Zeilen zeigen doch, wie hoch unser Dichter diese Dinge anschlug . . . Doch so lebhaft der Geist auch in diesen Kreisen pulsiert, im ganzen fühlt sich Hartmann enttäuscht. Er war mit anderen Begriffen von französischem Wesen nach Paris gekommen, und fand die Franzosen nun leidenschaftslos, ruhig, unerregt von den mannigfachen Ereignissen, die gerade, wie z. B. Louis Napoleons Flucht aus Ham, in die Zeit seines Pariser Aufenthalts fielen. Und er fragt sich nachdenklich: „Ist das die Ruhe des Kirchhofs, die auf dem heutigen Frankreich lastet, oder ist es die Stille vor neuem Sturme? — Ich weiß es nicht; auch gibt es wenige, die es zu sagen wagen. Im Jahre 29 schrieben einander die geistreichsten Franzosen, mit Frankreich ist es aus, Frankreich erwacht nie wieder; und wie hat der Juli 30 ihre weisen Aussprüche in die Luft gesprengt . . . Ja auch ich glaube an den Verfall Frankreichs und oft streife ich durch die Gassen von Paris und habe entsprechende Gedanken.“ Aber straft nicht der erste Satz den zweiten Lügen? Erinnerte er sich nicht noch der unlang zurückliegenden Zeit, in der er von dem „brodelnden Ideenkessel“ Paris geschrieben? . .

Daß er auch der äußeren Physiognomie der Stadt seine Aufmerksamkeit zuwendet, ist selbstverständlich, auch in ihr findet er den Geist der Bevölkerung ausgedrückt, und mit

scharfem Witz ironisiert er die Gleichartigkeit von Börse, Madeleinekirche und Deputiertenkammer. Dieser eine Umstand allein ist ihm vielsagend genug.

An einem schönen Junimorgen wanderte er an der Seite seines Freundes Venedey jener entlegenen und einsamen Gegend zu, in der Béranger hauste. Ein unbeschreibliches Wohlbehagen erfüllt ihn, als er in der einfachen Stube dem Chansondichter gegenübersitzt, mit dem sich sofort ein lebhaftes Gespräch über deutsche Literatur und Volkslied, Politik und Börne entspinnt. Da war nun Hartmann ganz in seinem Fahrwasser, und froh, sich in seinen Gedankengängen oft mit ihm zu begegnen, den er zuerst von allen französischen Dichtern, ein halber Knabe noch, kennen und lieben gelernt. Wenige Wochen später wollte e. Stadt und Land verlassen, denn den Plan einer Reise nach Südfrankreich und Italien hatte er aufgegeben, — die Erinnerung an Béranger verschönte das Bild der Stadt der Freiheit und des Geistes, das er in der Seele mit heimwärts trug. Venedey, der wenig später als Hartmann seine Zelte in Brüssel abgebrochen hatte, und der durch einen so vieljährigen Aufenthalt mit der Stadt, der französischen Gesellschaft und den verschiedenen Gruppen der deutschen Landsmannschaft vertraut war, stand ihm überhaupt mit seinem erprobten Rat zur Seite. Wie ihm diese kleinen Streifzüge durch die große Stadt den Stoff zu seinen Korrespondenzen liefern mußten, haben wir bereits gesehen. Doch auch sonst war er nicht müßig, der Fleiß und die Arbeitskraft Venedeys, der beständig an einem oder mehreren großen Werken schrieb, war ihm ein gutes Vorbild. Seine zweite Gedichtsammlung, zu der er in Brüssel den Grundstock gelegt hatte, vollendete er in Paris. Einige politische Gedichte der Sammlung brachte er schon früher, der Aktualität halber, in befreundeten Blättern unter, so „Frau Kartoffel“ von Brüssel datiert, das sich in ganz witziger Form mit der durch mehrjährige Mißernten entstandenen Kartoffelnot beschäftigte, in den Grenzboten, ein anderes, das durch den Namen des Angegriffenen großes Aufsehen erregte, in der Kölnischen Zeitung. Es ist dies „Die zwei Federn des Freiherrn von Zedlitz“, das sich mit dem traurigen Renegatentum des einst vielgefeierten Dichters scharf und kräftig auseinandersetzt, der jetzt seine Feder in offiziösen Artikeln

verkaufte, die frühere Gesinnung verleugnete und nur noch in „Nebenstunden" mit süßlich-gedrechselten Verslein hervortrat. Der bittere Spott ist in heitere Form gegossen: eine Unterhaltung der Feder, die ihm früher bei seinen Dichtungen ihre Hilfe lieh, mit jener, die jetzt für die „Allgemeine" korrespondierte, des Idealisten mit dem Realisten:

Man lebt nicht von Ambrosia,
Man wird nicht dekoriert vom Lenze,
Ein Häuflein Desideria
Trägt mehr als alle Todtenkränze.
Er liebt einmal die Kamarilla,
Die Kammern sind ihm baß verhaßt
Weil mehr als Sterne von Sevilla
Ein Stern auf seinem Frack ihm paßt.

In Österreich ging das, natürlich verbotene, dafür aber in manchem Exemplar von Ungarn importierte Blatt von Hand zu Hand, und die Zahl der kursierenden Abschriften war auch nicht gering. Auch Landesmann erhielt eine von einem Preßburger Freund und ist von den „herrlichen, im Béranger'schen Geiste gedichteten" Versen entzückt. „Es ist wirklich sehr geistreich und mit staunenswerter Geschicklichkeit ist sein ganzes Leben und Dichten hineingewoben." Hartmann scheint darauf gerechnet zu haben, daß Zedlitz versuchen werde, den Angriff zu parieren. Landesmann jedoch nahm ihm diese Hoffnung. „Zedlitz sei," erklärte er pathetischen Zornes voll, „schon so tief gesunken, daß ihn kein Angriff mehr schmerze, von ihm sei kein Schritt zu erwarten" und in diesem Punkte behielt er allerdings Recht. Noch gegen einen andern Mann, den er früher hochgeschätzt, wendet er sich, wenig später, in spöttisch-spitzigen Versen, gegen Franz Dingelstedt, der damals, einige Monate, nachdem er in fröhlichem Wetteifer mit Herwegh das Gedicht „Hochwohlgeboren" geschrieben, einige Wochen, nachdem er seine berühmten Strophen vom deutschen Patrioten gesungen und sich weidlich über seine traurige Gier nach „Orden, Titelchen und Bändchen" lustig gemacht, mit Orden, Titelchen und Bändchen geschmückt als geheimer Hofrat am Stuttgarter Hofe lebte. Dieser Abfall mußte natürlich Hartmanns Spott

und Zorn erwecken. Doch scheinen die Stachelverse weniger seinen Beifall gehabt und verdient zu haben, als „Die beiden Federn". Denn während er diese in seine Gedichtsammlung aufnahm, führt das Gedicht „An den Stuttgarter Festkalender" in den „literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle" eine verborgene Existenz. . .

Eine Reihe der besten lyrischen Gedichte endlich, die er den „Neuen Gedichten" einverleibte, brachte das Harrys'sche Journal zum Abdruck, wie die drei „In der Fremde" (Brüssel Februar 1846), das „böhmische Lied" (Brüssel), „Dienstbotenschlaf" (Paris), „Der Schatzgräber" (Hannover, August 46, Stammbuchblatt an eine Dame), und als letztes „Gewisse Worte" (Leipzig, November). So fand er mit diesen Vorläufern seines neuen Buches mehr Beifall, als ihm die Sammlung selbst eintragen sollte.

Hartmann mochte selbst fühlen, daß er in ihr die Eigenart seines ersten Bandes nicht erreichte. Er sei um einen Titel in Sorgen, verraten uns die allzeit gut unterrichteten Grenzboten. „Kelch und Schwert" paßte auf die neue Sammlung nicht mehr, auch sollte dies „einzig bleiben". Die Aufschrift „Neuere Gedichte" mißfiel ihm „als zu geographisch". (!) Zuletzt blieb er doch bei diesem Titel, sei es, daß ihm doch kein besserer Gedanke kam, sei es, daß er sich mit der „Geographie" wieder ausgesöhnt hatte. Das Lokalkolorit, das der ersten Sammlung ihren Titel verlieh, ist durch die neuen Eindrücke des Dichters, der nun vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat, zurückgedrängt. Das spezifisch böhmische Element ist nur noch in geringem Maße vertreten: wenn man von der eigentlich doch nur als Lückenbüßer, zur Ausfüllung des bekannten einundzwanzigsten Bogens, angefügten Übersetzung aus der damals so aktuellen Königinhofer Handschrift absieht, ausschließlich durch die groß angelegte Ballade „König Wenzel der Faule" und durch vier kleinere, einen Teil des vierten Buchs „Ost und West" bildende Gedichte „Aus Böhmen". Das Doppelgedicht „Wenzel der Faule" ruft uns manchen seiner alten Pläne in Erinnerung. Hatte er doch in Wien beabsichtigt, einen Balladenzyklus aus der böhmischen Geschichte zu schreiben, geben uns doch die Sonntagsblätter Bericht von der Vollendung eines größeren epischen Gedichts „Prag". Nichts von all dem ward wirklich aus-

geführt. Dagegen mag das Erscheinen des Ziska-Epos Meißners, das gerade in diese Zeit fällt, nicht ohne Einfluß gewesen sein. „König Wenzel" erzählt zwei Sagen, die sich an die unselige Regierung des Böhmenkönigs Wenzel knüpfen, deren eine in dem uralten, Hartmann so vertrauten und auch später noch zu einer gewissen Bedeutung gelangenden Wenzelsbad lokalisiert ist. Wenzel, dessen Verdienste um Volk und Land ihm in der Geschichte den Beinamen des Faulen verschafften, wird vom Aufruhr im Bade überrascht. Nur die Energie der resoluten Magd rettet ihn vom Tode. Als er sie zum Danke dafür mit verführerischen Worten an seinen Hof locken will, regt sich in ihr das „Weib des Volks". Sie hält ihm heftig seine Sünden vor, und verläßt ihn:

Der König floh ins offne Land dahin
Gleich einem Bettler, kaum verhüllt die Glieder;
Sie aber schwamm, gleich einer Königin,
Auf wildem Strom zu den Rebellen nieder.[1])

Der zweite Teil, „Der blinde Jüngling", schildert nach „einem alten Büchlein mit vergilbten Lettern"[2]), wie Wenzel einst, überdrüssig des ihn umgebenden Glanzes, unerkannt in Bettlerkleidung einen blinden Jüngling in seiner einsamen Waldeshütte aufsuchte, von dem man sagte, daß er in die Zukunft sehen könnte. Dieser erkennt seinen Besucher sofort. In visionärer Verzückung sieht er den Krieg, der bald über das Land hereinbrechen wird. Dem König aber kündigt er den Verlust seiner Herrschaft an. Wenzel entfernt sich hohnlachend im Vollgefühl seiner Macht, erkennt aber am selben Abend noch, wie wahr der Blinde gesprochen. In Versen von reichem Melodienfluß, die selten nur eine Härte unter-

---

[1]) Es ist nicht unmöglich, daß dieser Teil des Gedichts zu der 1849 in Wien erschienenen Dramatisierung des Stoffes von Robert Zimmermann: „König Wenzel und Susanne, ein dramatisches Gedicht," den Anstoß gegeben hat.

[2]) Dieses merkwürdige, nur wenige Blätter enthaltende Büchlein war bis weit in das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts hinein in einem großen Teile Inner-Böhmens die einzige kursierende czechische Druckschrift!

bricht, hat Hartmann diesen farbigen Abglanz der Vergangenheit aufgefangen. Landesmann nahm das Gedicht, das zuerst in den Grenzboten erschien, mit Entzücken auf und erzählt von dem großen Eindruck, den es in den Wiener Literatenkreisen gemacht habe. In der Tat wird an ihm, wie an dem „Diarium" der Fortschritt besonders deutlich, den Hartmann in Bezug auf seine sprachliche Bildung gemacht. Da ist vieles, was schon in die Zeit seiner Reife, der „Zeitlosen", vorausdeutet.

Die Ballade „Andreas Baumkircher" zeigt in drei Teilen den Untergang dieses Volksmannes durch den Undank und Verrat seines Kaisers; die beiden letzten Teile bringen den Refrain äußerst wirksam zur Anwendung. Das gilt auch von drei anderen der folgenden vier „kleinen Balladen", deren erste in knappen Versen das Thema der „Jüdin von Toledo" anschlägt. Diese neuen Dichtungen tragen mehr das Gepräge der nordischen Ballade. Hartmann malt nicht wie früher den ganzen Verlauf einer Handlung, er beschränkt sich auf einen typischen Moment und regt so die Phantasie des Lesers zur ergänzenden Mitarbeit an.

An diese Ballade „Die Jüdin" und Hartmanns besonders in ihr zu Tage tretende Fähigkeit, klingende und gleich einem düsteren Grundakkord die Melodie begleitende Refrains zu erfinden, knüpft eine kleine literarische Satire an, die Ende 1847 erschien, gerade im richtigen Moment, bevor wenige Monate später die politischen Interessen die literarischen verschlangen. Als Verfasser wird Glasbrenner vermutet, jener geistreiche Satiriker und politische Kampfdichter, der unter dem Namen Brennglas die Berliner durch seinen Witz entzückte, und das Brennglas seines Spottes wirklich auf alles richtete, wo was faul im Staate „Dänemark" war. „X. Y. Z. Satyrisch-literarisches Taschenbuch für 1848. Unter Mitwirkung des jüngsten Deutschland herausgegeben von einen Unberühmten" wäre in der Tat kein unwürdiges Produkt seines Geistes. Schon der Titel zeigt, daß der „Unberühmte" das ganze junge Deutschland aufs Korn nimmt. Doch werden auch andere hervorragende zeitgenössische Schriftsteller mit getroffen, wie Gervinus, von dem ein in schwülstigem Deutsch geschriebenes literar-historisches Vorwort das Ganze einleitet, und Auerbach, der als „B. Urbach seel. Erben" auftritt und seine

Dorfgeschichten erbaulich parodiert sehen muß. Überhaupt leistet der Unberühmte in billigen Namensverdrehungen ein Erkleckliches: so erscheint Gutzkow als Trutzkopf, und aus unserem böhmischen Kreise, der ziemlich vollzählig vertreten ist, findet sich Beck als Pech, Meißner als Mäusner wieder. Das beste an dem Büchlein sind die fein persiflierenden Lebensläufe und die Parodien, durch die es zu einem in seiner Art keineswegs unbedeutenderen Vorläufer von Mauthners berühmten Mustern wird . . . Auch Hartmann muß sich eine solche Namensverdrehung gefallen lassen: als Moritz Bartmann nimmt er an der Seite seines Freundes Mäusner an dieser Walpurgisnacht Teil, und ein beigefügtes Bildchen erklärt diese skurrile Benamsung. Ich kann es mir nicht versagen, dem heiteren Blättlein hier eine Stelle zu gewähren. „Moritz Bartmann, der zweite dieser böhmischen Heroen, besitzt eine besondere Kunstfertigkeit darin, auf klingende Refrains Balladen zu bauen. Als ihm die Prager Behörden einen Paß ins Ausland verweigerten, wurde er sehr weich gestimmt und schrieb böhmische Elegien, in welchen er Böhmen den berühmten mysteriösen Orakelspruch zurief: ‚An Deutschlands Halse wein' dich aus', welcher Vers den deutsch-czechischen Nationalstreit für alle Zeiten entschied. ‚Kelch und Schwert' in der Hand durchreiste nun Moritz Bartmann Deutschland und predigte das neue Evangelium von seinem großen Dichterberufe und nie geahntem Ruhm. Nachdem aber der süße Kelch des Berühmtseins bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken war und das stumpfe Schwert der entzückten Kritik bereits zu rosten anfing, ermannte Bartmann sich noch einmal und schrieb einen neuen Band ‚Gedichte'. — Das Bruchstück ‚Krakau', welches er in neuester Zeit drucken ließ, wird wohl die österreichische Regierung verhindern, — wenn sie sichs je einfallen lassen sollte, — Krakau ein zweites Mal einverleiben zu wollen. Solche Gedichte müssen Freund und Feind bekehren . . ." Die Parodie heißt:

Ein nasses Grab.

Nordische Ballade.

Der König wandelt am Meeresstrand
Sein Auge das stieret unverwandt

Sein Blick, der stieret immerfort
Nach einem und demselben Ort —
Weil das Wasser ist so schön zu sehn.

In weiter Ferne da glänzet gar hell
Ein weißes Segel; bald ist es zur Stell',
Bald ist es gelangt an jenen Ort,
Dahin er blicket immerfort —
Weil das Wasser ist so schön zu sehn.

Das Fahrzeug trägt ein holdes Kind,
Viel schöner, denn alle Nixen sind.
Sie beugt sich über des Schiffes Rand,
Und schaut in die Tiefe unbekannt —
Weil das Wasser ist so schön zu sehn.

Lang schaut sie; da umwölkt sich ihr Blick:
Es zieht sie rasch mit grausamer Tück'
Die Nixe zur schrecklichen Tiefe hinab
Und begräbt sie im nassen finstern Grab' —
Weil das Wasser ist so schön zu sehn.

Kaum wird der König das Unheil gewahr,
Da rauft er sich aus das graue Haar
Und stürzt sich mitten in's Meer hinein
Und erspart seinen Erben den Totenschein —
Weil das Wasser war so schön zu sehn.

In der „Stadt" des dritten Buches: „Aus der Stadt" haben wir wohl Paris zu erblicken; manche Züge wenigstens sprechen dafür, wenn auch bei seiner Kürze — es sind im ganzen nur sechs Einzelgedichte — ein deutliches Bild nicht gewonnen werden kann, eines von ihnen — der Hofmeister — sogar klar genug auf Wien hinweist. Von den drei Stadtidyllen hat wohl keine diesen Titel so verdient, wie „Die wilde Ehe." In „einsame Lichter" erzählt ihm bei einem nächtlichen Gange durch die einsamen Straßen jedes noch glimmende Licht die Geschichte des bei ihm ruhelos Wachenden. Die übrigen geben Betrachtungen wieder, die ihm einzelne Erlebnisse in der Stadt

erwecken. In spielendem Plauderton, der ihn oft weit ausschweifen läßt, sind hier Bilder aus der Großstadt entworfen. Die Eindrücke sucht er zu fassen, die sie in dem leicht bewegten Gemüt des Poeten weckt. Ihre Straßen und Plätze, ihr Menschengedränge und Lichterglanz regen ihn zur Betrachtung an:

Helle Fenster, helle Straßen —
Ist die Sonne untergangen,
Hat die nimmermüde Freude
Ihre Lampen aufgehangen.

Von diesem fein getuschten Hintergrunde heben sich die einzelnen, freilich zu breit ausgeführten Erlebnisse und Stimmungen ab. Ob wir aber ein kosendes Paar beim Scheine des Kamins belauschen, oder die Mutter am Krankenbette ihres Kindes, oder dem Junggesellen auf sein einsames Zimmer folgen, immer bleibt uns das Großstadtleben im Gefühl zurück, das unter den Fenstern seine Wellen schlägt. Im „Junggesellen" zeichnet sich der Dichter selbst, der mürrisch und zerfallen seine Einsamkeit betrachtet. Die Erinnerung an die Mutter hebt ihn über alle Mißstimmung hinweg. Er ist glücklicher als Savage:

Denn segnend strahlt in meine Seele
Ihr Aug' wie milde Mondenlichter . . .

Als er dies schrieb, mußte er seinem Freunde Landesmann, dem er alles vertraute, sagen: „Des Lebens gemeine Not drückt mich" und diese Bedrängnis, in der ihm jener hilfreich beisprang, mag vielleicht auf das Bild der „Großstadt" einen Schatten geworfen haben . . . Von allen diesen „Idyllen" aber wird uns nur die letzte „Am Fenster" volle Befriedigung gewähren, die kürzeste. Da ist eine Straßenszene wiedergegeben, einfach, konkret, anschaulich, mit voller Ausschöpfung ihres Stimmungsgehalts. Ein letzter Vers mit seinem „dies bedeutet" erscheint uns eigentlich schon überflüssig. . . . Das Gedicht „Dienstbotenschlaf" schlägt den sozialen Gefühlston wieder an, der uns aus einigen Versen der ersten Sammlung entgegenklang.

Legt Sanftmut auf die ungerechte Wage!
O weckt sie nicht! ihr kommt vom Trinkgelage,
Geht leisen Schritts, reißt an der Glocke nicht —
Wer gab in eure Hand das Recht der Plage?

In einem wenige Monate nach Abschluß seiner zweiten Sammlung geschriebenen Gedicht, das dann Ende 1847 in Kühnes „Europa“ erschien, faßt Hartmann das Problem schärfer und sein „Trommellied“ entwickelt sich zu einer Apotheose der politisch-sozialen Lyrik schlechthin. Es ist an Karl Beck gerichtet, der kurz vorher ein Gedicht unter dem gleichen Titel voller Ausfälle gegen den Militarismus publiziert hatte. Es knüpft an eine Szene aus der französischen Revolution an: Ein Mädchen geht beim Sturm auf die Bastille den Männern Trommel schlagend voran. Sie rufen nach Brot und erobern sich die Freiheit. „Die Freiheit ist das Brot.“ So zieht auch die neue politische Poesie den Deutschen im Kampfe voran:

Die blauen Augen glühen, die Locken wehn im Winde,
Und lächelnd aus den Fenstern nickt man dem holden Kinde
Und Warnungsstimmen rufen mit Schmunzeln dort und hie:
Verdirb nicht deine Stimme, o deutsche Poesie!
Sie aber schreitet weiter, sie trommelt bis zum Tage;
Es tönt die Weltgeschichte in diesem Trommelschlage,
Sie ist ein Kind des Volkes, sie kennt des Volkes Not:
Sie trommelt bis zum Tage: gebt Brot, gebt Brot, gebt Brot!

In das vierte Buch seiner Sammlung, „Ost und West“ — eine wohl nicht beabsichtigte Prager Reminiszenz — hat Hartmann die in jener Zeit entstandene politische Lyrik niedergelegt; doch nicht in allen hat er die alte Kraft, die die besten Lieder dieser Art in „Kelch und Schwert“ auszeichnet, wiedergefunden, wie denn die Schlußstrophe von „Die Linde“, einem hübschen Gegenstück zu der preußischen Legende vom Müller von Sanssouci, entschieden als verfehlt zu betrachten ist. Es ist eigentlich mehr versifizierte Anekdote mit unterlegter politischer Tendenz, als politisches Gedicht. Bemerkenswert ist die antirussische Stimmung, die sich durch die meisten dieser Ge-

dichte zieht, ein beredtes Vorzeichen der schlotternden Russophobie, die, aus der Sympathie mit dem unterdrückten Polen ihren Ursprung nehmend, die liberalen Kreise ergriff, als sich später Rußland als mächtige Stütze der starrsten Reaktion bewährte und einen maßgebenden Einfluß auf das zerrissene Deutschland sich sicherte. Ganz in diesem Sinne ist der mit wenigen Strichen trefflich hingeworfene „böse Zukunftstraum“ „Drei Reiter“ gehalten. Im Grauen eines Nebelmorgens sieht er an deutscher Grenze drei Reiter, noch feucht vom vergossenen Polenblute, den Kosaken, den Baschkiren, den Tscherkessen. Gierige Augen schauen in das noch unberührte deutsche Land hinein.

Sein Rößlein streichelt der Kosak mit Lächeln:
Süß scheint die deutsche Luft dich anzufächeln,
Die deutsche Weide, dünkt mich, lockt dich an —
Sei still, der letzte Ritt ist nicht getan.

Den verborgenen Lauscher fröstelt bei dem Gedanken, diese wilden Scharen sein geliebtes Land überfluten zu sehen. Und dieselbe Empfindung kommt in dem Gedicht zum Ausdruck, das seine Gedanken bei der Verlobung der russischen Prinzessin Olga wiedergibt.

Denkt man an dein hochzeitlich Geleite,
Sieht nur das innre Aug, wie eine Schar
Spukhafter Traumgestalten nach dir schreite,
Die deiner Steppen ödes Graun gebar . .
Und unheimliche Rätsel ruhn im Hause,
Wo holde Anmut selbst wie Spuk erscheint,
Und wo der Trinker bei dem Hochzeitsschmause
Im roten Weine Blut zu trinken meint

Für Polen führt er wieder eine kräftige Sprache. Und — ein kühnes Wagnis — an Platen knüpft er an, der die besten seiner politischen Sturmlieder dem sinkenden Polen geweiht. So gefährlich dieser Vergleich ihm werden konnte, er braucht ihn nicht zu scheuen. Denn nirgend wohl ge-

winnt sein zürnendes Pathos so hinreißende Gewalt, wie in seinem „An den König." Platen hatte einst, „als es in Warschau's Schutt noch glutet", seine Bitte für das unglückliche Land an den Kronprinzen von Preußen gerichtet. An denselben Mann, der seitdem dem Vater im Purpur gefolgt ist, wendet sich Hartmanns Lied, doch ungleich schärfer wirkt seine Sprache, indem er, sich beständig auf das Platensche Gedicht beziehend, den Kontrast zwischen 1831 und 1846 hervorhebt. Wie wenig habe der König von dem gehalten was der Kronprinz versprochen:

„Wir schleudern dir die ganze Schande
Zu Füßen schamentbrannt,
Daß du aus unsrem deutschen Lande
Gemacht ein Schergenland..."

Der Anlaß des Gedichtes war die Verhaftung und Verurteilung der polnischen Führer, die 1846 einen neuen Aufstand vorbereitet hatten.

„Die böhmischen Rekruten" sind ein Gegenbild zu „Der Vater", einem der markantesten politischen Lieder der ersten Sammlung; doch steht es formell und inhaltlich höher als jenes. Es schildert uns den Kummer eines Böhmen, dessen drei Söhne gezwungen sind als Soldaten dem Absolutismus Schergendienste zu leisten. So wünscht ihnen der eigene Vater den Tod, der ihn und sie von allen Sorgen befreien wird. Selbst die Natur hat das trauervolle Schweigen angenommen, das die menschlichen Gemüter bedrückt:

„Dir wär zu Mut im Blanskywald
Als hätten selbst die Einsamkeiten
Die milde, heilsame Gewalt
Längst eingebüßt für alle Zeiten."

Ein wildes Kampflied, das in Farbe und Stimmung zu „Kelch und Schwert" gehört und auch „Hussitenlied" benannt ist, schließt den Kreis.

Wir sind nicht wie Schwalben, die glücklich ziehen,
Wo andere schöne Lenze blühen;
Wir ziehen wie Raben nach Leichen aus,
Die ganze Welt ist ein Totenhaus.
Das Beten ist worden ein alter Brauch,
Man betet mit Morden und Sterben auch
Zu Gott! zu Gott!

In ferner Fremde begegnen sich zwei Böhmen, lang schon verbannt der eine, der andere in trauriger Hoffnungslosigkeit seinem Lande entflohen. Er erwartet von der Zukunft nichts mehr:

Der Baum wird neu belaubet,
Den Quell weckt eine Nacht —
Ein Tor ist, wer da glaubet,
Daß auch ein Volk erwacht.

Da wendet sich der andere (Hartmann) von ihm, er

Den's ewig ruhlos treibt,
Der stets bei Unbekannten
Ein ewig Fremder bleibt

kann trotz allem die frohe Zuversicht nicht aufgeben. Er wird sich nicht in der Einsamkeit verbergen, sondern an der Grenze des Heimatlandes der Zukunft entgegenlauschen.

Und soll die große Stunde
Sich ob mein Grab hinschwingen,
So soll doch ihre Kunde
Mir noch zu Herzen dringen.

Seine Seele wird sich dann in eine Schwalbe verwandeln, die an der freien Hütte sich ihr freies Nest baut. Derselbe politische Optimismus kommt in dem einzigen wirklichen politischen Lied der Sammlung zum reinsten Ausdruck. „Hüter, ist die Nacht bald hin" ist nicht nur das schönste politische

Lied, das Hartmann gelungen ist, es ist eines der schönsten unserer ganzen Literatur. Hier ist wirklich alle Tendenz restlos in Poesie aufgegangen. Es wird keine „Forderung“ aufgestellt, keine Proklamation erlassen. Aber die Stimmung der Zeit vor der Erhebung ist mit fast unglaublicher Intensität in Worte gefaßt, als ob der Dichter seine ganze Seele mit ihr erfüllt und getränkt hätte. Es ist, sagt Brandes fein, ein einziger Seufzer der Ungeduld nach dem Erscheinen der neuen Zeit.

Ist's die Angst in meinem Herzen,
Die die Nacht so qualvoll dehnt?
Bin ich einer, der in Schmerzen
Vorschnell frühen Tag ersehnt?
Um mich liegen sie im Kreise,
Schläfer, todt an Geist und Sinn,
Keiner seufzt im Traume leise:
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Hüter! Gott! Dir selbst muß werden
Bang in dieser langen Nacht!
Gib ein Zeichen, daß der Erden
Ist ihr junger Tag erwacht;
Daß zur frohen Lerche werde,
Jungen Tags Verkünderin,
Meine Seele auf der Erde:
Hüter, ist die Nacht bald hin?

In dem Buche, das die neue Sammlung abschließt und „Tagebuch“ genannt ist, tritt das rein-lyrische, subjektive Element am stärksten hervor. Und hier finden wir auch zum ersten Male die Seite jenes Gefühls angeschlagen, das ihm nach so manches ergreifende Lied eingeben sollte: des Heimwehs. Drückte ihn doch jetzt erst das Leben in der Fremde mit seiner ganzen Schwere, da er nicht wußte, wann er die Heimat mit allem, was ihm lieb und teuer war, wiedersehen werde. Und selten waren die fröhlichen Stunden, in denen er sich sagte:

Wir sind nicht wie Schwalben, die glücklich ziehen,
Wo andere schöne Lenze blühen;
Wir ziehen wie Raben nach Leichen aus,
Die ganze Welt ist ein Totenhaus.
Das Beten ist worden ein alter Brauch,
Man betet mit Morden und Sterben auch
Zu Gott! zu Gott!

In ferner Fremde begegnen sich zwei Böhmen, lang schon verbannt der eine, der andere in trauriger Hoffnungslosigkeit seinem Lande entflohen. Er erwartet von der Zukunft nichts mehr:

Der Baum wird neu belaubet,
Den Quell weckt eine Nacht —
Ein Tor ist, wer da glaubet,
Daß auch ein Volk erwacht.

Da wendet sich der andere (Hartmann) von ihm, er

Den's ewig ruhlos treibt,
Der stets bei Unbekannten
Ein ewig Fremder bleibt

kann trotz allem die frohe Zuversicht nicht aufgeben. Er wird sich nicht in der Einsamkeit verbergen, sondern an der Grenze des Heimatlandes der Zukunft entgegenlauschen.

Und soll die große Stunde
Sich ob mein Grab hinschwingen,
So soll doch ihre Kunde
Mir noch zu Herzen dringen.

Seine Seele wird sich dann in eine Schwalbe verwandeln, die an der freien Hütte sich ihr freies Nest baut. Derselbe politische Optimismus kommt in dem einzigen wirklichen politischen Lied der Sammlung zum reinsten Ausdruck. „Hüter, ist die Nacht bald hin" ist nicht nur das schönste politische

Lied, das Hartmann gelungen ist, es ist eines der schönsten unserer ganzen Literatur. Hier ist wirklich alle Tendenz restlos in Poesie aufgegangen. Es wird keine „Forderung" aufgestellt, keine Proklamation erlassen. Aber die Stimmung der Zeit vor der Erhebung ist mit fast unglaublicher Intensität in Worte gefaßt, als ob der Dichter seine ganze Seele mit ihr erfüllt und getränkt hätte. Es ist, sagt Brandes fein, ein einziger Seufzer der Ungeduld nach dem Erscheinen der neuen Zeit.

Ist's die Angst in meinem Herzen,
Die die Nacht so qualvoll dehnt?
Bin ich einer, der in Schmerzen
Vorschnell frühen Tag ersehnt?
Um mich liegen sie im Kreise,
Schläfer, todt an Geist und Sinn,
Keiner seufzt im Traume leise:
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Hüter! Gott! Dir selbst muß werden
Bang in dieser langen Nacht!
Gib ein Zeichen, daß der Erden
Ist ihr junger Tag erwacht;
Daß zur frohen Lerche werde,
Jungen Tags Verkünderin,
Meine Seele auf der Erde:
Hüter, ist die Nacht bald hin?

In dem Buche, das die neue Sammlung abschließt und „Tagebuch" genannt ist, tritt das rein-lyrische, subjektive Element am stärksten hervor. Und hier finden wir auch zum ersten Male die Seite jenes Gefühls angeschlagen, das ihm nach so manches ergreifende Lied eingeben sollte: des Heimwehs. Drückte ihn doch jetzt erst das Leben in der Fremde mit seiner ganzen Schwere, da er nicht wußte, wann er die Heimat mit allem, was ihm lieb und teuer war, wiedersehen werde. Und selten waren die fröhlichen Stunden, in denen er sich sagte:

Wir sind nicht wie Schwalben, die glücklich ziehen,
Wo andere schöne Lenze blühen;
Wir ziehen wie Raben nach Leichen aus,
Die ganze Welt ist ein Totenhaus.
Das Beten ist worden ein alter Brauch,
Man betet mit Morden und Sterben auch
Zu Gott! zu Gott!

In ferner Fremde begegnen sich zwei Böhmen, lang sch verbannt der eine, der andere in trauriger Hoffnungslosigk seinem Lande entflohen. Er erwartet von der Zukunft nich mehr:

Der Baum wird neu belaubet,
Den Quell weckt eine Nacht —
Ein Tor ist, wer da glaubet,
Daß auch ein Volk erwacht.

Da wendet sich der andere (Hartmann) von ihm, er

Den's ewig ruhlos treibt,
Der stets bei Unbekannten
Ein ewig Fremder bleibt

kann trotz allem die frohe Zuversicht nicht aufgeben. (wird sich nicht in der Einsamkeit verbergen, sondern an d Grenze des Heimatlandes der Zukunft entgegenlauschen.

Und soll die große Stunde
Sich ob mein Grab hinschwingen,
So soll doch ihre Kunde
Mir noch zu Herzen dringen.

Seine Seele wird sich dann in eine Schwalbe verwa deln, die an der freien Hütte sich ihr freies Nest baut. De selbe politische Optimismus kommt in dem einzigen wirklich politischen Lied der Sammlung zum reinsten Ausdruck. „Hüt ist die Nacht bald hin“ ist nicht nur das schönste politisc

für „Kelch und Schwert“ entschied. Ein Rückschritt sei ganz unbestreitbar. Selbst das so einfach klare „Diarium eines Mönchs“ fand man bizarr, geklügelt. Es sei „obwohl es manches Schöne enthalte, nicht frisch genug, nicht aus der Tiefe des poetischen Gemütes entkeimt. . . Es mute an, als sei es ein mühsam Gemachtes. . .“ Das war, nach dem raschen Aufstieg von 1844 wahrlich eine herbe Ernüchterung. Hatten ihn schon damals, wo er doch seine kühnste Hoffnung übertroffen fand, die spärlichen Kritiken verstimmt, die in den allgemeinen Lobgesang nicht mit einfielen, so mag jetzt eine Reihe von bösen Tagen für ihn gefolgt sein. Nur schwer konnte ihn für dieses Mißgeschick die rückhaltlose Zustimmung der Freunde entschädigen, die seine Entwicklung verfolgten und deshalb auch für seine Produktion mehr Verständnis an den Tag legten. Besonders Betty Paoli ist von der neuen Schöpfung enthusiasmiert, und man merkt ihren Worten über sie die Erschütterung an, die sie beim Lesen derselben empfunden haben will. Freilich schießt sie in ihrer ehrlichen Begeisterung über das Ziel hinaus. „Wenn in dieser vollkommen abgerundeten Sammlung, wo nur Ebenbürtiges sich begegnet, noch von einem Vorzug des Einzelnen die Rede sein könnte, so würde ich ihn den Balladen zuerkennen; in diesen waltet ein geheimnisvolles Element, das wie die schöne Wasserfee in dunkle Todestiefen hinablockt. Dies gilt insbesondere von der ‚dänischen Ballade‘, die in so hohem Grade poetisch ist, daß sie selbst den stumpfsten Leser anregen muß, das mysteriös angedeutete Drama auszudichten. Ebenso ergreifend ist die Ballade von der schönen Jüdin mit ihrem alle Töne anklingenden und melancholisch wiederkehrenden Schlußvers. . . Ein meiner Ansicht nach ganz neues Feld haben Sie mit den Stadtidyllen eröffnet; sie sind meisterhaft, und ich hoffe, daß Sie auf diesem Felde noch reiche Ausbeute ernten werden. Für die ‚zwei Federn‘ drücke ich Ihnen beide Hände; wenn es nicht impertinent klänge (aber auch nur k l ä n g e) würde ich Ihnen sagen: ich war ganz erstaunt, Sie so witzig und spitzig zu finden. Daß Sie die tieferen Seiten des Schmerzes und der Leidenschaft zu rühren verstehen, wußte ich; neu hingegen war mir diese zweischneidige Ironie und nun freue ich mich, daß Ihr großes Talent zugleich ein so vielseitiges ist. . . Den ‚Mönch‘ haben Sie

gewiß aus bewegter Seele herausgeschrieben, man hört es jedem Verse an. Ihr Buch hat mich unsäglich erquickt; ich danke Ihnen dafür wie für eine empfangene Wohltat. Der Dichter ist ja doch eigentlich der wahrste Wohltäter des armen Menschengeschlechtes, während die offiziell sogenannten Philantropen sich nur abmühn, das Elend der Erde erträglich zu machen, vernichtet er dasselbe, indem er uns hoch darüber erhebt."

Es ist unbestreitbar, wenn es auch die Kritik damals nicht erkannte, daß sich in den „Neueren Gedichten" Hartmanns ein ganz bedeutender Fortschritt über seine ältere Sammlung hinaus kundgibt. Seine Anschauungsweise ist reifer geworden. Er schaut tiefer in den Zusammenhang der Dinge, klarer und ruhiger. Und wenn auch wirklich „Kelch und Schwert" charakteristischer war, origineller, so ist doch der Dichter hier selbständiger, er hat die Vorbilder, denen er in seiner Jugend nachstrebte, überwunden. Auch formal ist er selbst über das beste, was er in seiner „Kelch und Schwert"-Zeit bot, hinausgelangt. Das Rauhe und Ungleiche, das seinen Versen anhaftete, ist fast vollständig abgestreift, ja, in dieser Beziehung hat er beinahe schon den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht. Mit dieser zweiten Sammlung ist Hartmanns Werdegang, soweit er in den Vormärz fällt, abgeschlossen. Wir haben gesehen, wie er in Prag zuerst seine Begabung im Wetteifer mit einer Reihe von Gleichstrebenden maß, wie er bei Heller, bei Bach, bei Lenau in die Schule ging, seinen Geist und seine Form an ihnen bildete. Je weiter er aber fortschreitet, umsomehr nehmen die Zeitideen von ihm Besitz. Fast wie mit einem Schlage geht ihm in der Wiener Gebundenheit eine ganze Drachensaat politischer Poesie auf. Er ist fortan einer der energischsten, radikalsten und rücksichtslosesten Kämpfer für politische Freiheit und nationale Einheit. Aber er selber beherzigt auch das, was er in dem Gedichte „Deutsche Freiheitslieder" am Beginn seiner politischen Poesie ausgesprochen: er ist einer der wenigen politischen Lyriker seiner Zeit, die mit der Tat für das Wort einstehen.

Wenige Wochen später siedelten die beiden Stubengenossen nach Berlin über. Es war nur ein altes Versprechen, das Hartmann, der sich schon draußen der größeren Bewegungs-

freiheit behaglich freute, dem noch Gebundenen gegeben, und das nun zur Ausführung kam. Landesmann, den bei seiner nervösen Konstitution alle diese äußeren Hemmnisse doppelte Qualen verursachten, war damals der Verzweiflung nahe gewesen. Nun fand alles seine schönste Lösung. Sie bezogen wiederum gemeinsames Quartier, so konnte Landesmann die Leipziger Gastfreundschaft in Berlin vergelten. Bis tief in das nächste Jahr hinein blieben sie beisammen.

Das Berlin seines zweiten Aufenthalts war nicht mehr dasselbe, das Hartmann 1844 vorgefunden hatte. Hatte er sich damals nicht genug über die Kleinlichkeit, den an Kleinigkeiten haftenden Geist der Gesellschaft der „freien" Preußen wundern können — das hatte er ja auch in Wien haben können — so mußte er jetzt gestehen, daß wirklich ein größerer Zug zu verspüren sei. Freilich fühlte er sich auch jetzt bald erkältet und zurückgestoßen. Die politischen Interessen hatten alle anderen verdrängt. Jedem scharfsichtigeren Beobachter war klar, daß die herrschenden Zustände auf die Dauer unhaltbar seien. Die Widersprüche, die Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Regierungsantritt schon vorgefunden, hatten sich unter der Herrschaft dieses romantischen Phantasten noch verschärft. Keiner seiner Vorgänger war von seiner „göttlichen" Sendung so durchdrungen gewesen wie er; und kaum einer hat die wahren Bedürfnisse seiner Zeit und seines Volks so mißkannt. Ihm fehlte vollständig jener nüchterne Blick, der die hervorragenden Regenten seines Hauses auszeichnete und der sie oft instinktiv das für den Moment Richtige und Heilsame treffen ließ. Er wollte kraft seines göttlichen Amtes sein ganzes Volk mit fortreißen auf jenen mystischen Weg, den ihm sein eigenartig künstlerisches Naturell vorzeichnete. So ließ er sich niemals dazu bereit finden, den Forderungen der Zeit Konzessionen zu machen, und eigentlich nur durch die bewaffnete Gewalt gezwungen, machte er im März 1848 jene Zugeständnisse, die für Preußen den Anfang seines konstitutionellen Lebens bilden. . . . 1847 hatten aber die Kontraste zwischen der Aktion der Regierenden und dem politischen Bewußtsein der Regierten schon einen so hohen Spannungsgrad erreicht, daß alles des lösenden Gewitters sehnend harrte . . . Die Prunkliebe des Königs hatte den durch seinen sparsamen Vater in langen Jahren aufgesam-

melten Staatsschatz geleert. Die Notwendigkeit, Eisenbahnen zu bauen, zeigte sich immer dringender. Es mußten neue Mittel herangeschafft werden. So ließ sich Friedrich Wilhelm IV. zu der Scheinkonzession herbei, die bisher in den Provinzhauptstädten ein ziemlich stilles Leben führenden Provinziallandtage zu einem „Vereinigten Landtag" zusammenzuschließen, und in dieser veränderten Gestalt als eine Art Reichsstände nach Berlin zu berufen. Doch in seiner berühmten Eröffnungsrede am 11. April gab er ihnen so eng begrenzte Kompetenz, daß man sich bald sagte, dieser vereinigte Landtag werde, statt ein Verständigungsmittel zwischen Krone und Volk zu sein, nur dazu beitragen, den Konflikt auf die Spitze zu treiben. Im Juni bereits ward die Tagung der Ständeversammlung wieder geschlossen, ohne daß sich eine der auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllt hätte. Etwas Positives konnte die Versammlung nach der Rolle, die sie zu spielen gezwungen war, ja gar nicht leisten. So beschränkte sich das in seiner Mehrheit liberale Unterhaus, das sich aus den Vertretern der Städte und des flachen Landes zusammensetzte, neben unfruchtbaren, weil erfolglosen Forderungen nach Verfassungsrevision darauf, der Regierung Steuern und Anleihen zu verweigern. Zuletzt erklärte es sich einfach für nicht kompetent und ward mit allen Zeichen königlicher Ungnade entlassen. Der einzige wirkliche direkte Fortschritt, den das öffentliche Leben aus diesem Verfassungspielen gewann, war eine weitere Durchbrechung der Zensurschranken. Es durften, — und das war bis dahin unerhört — die in den Sitzungen gehaltenen Reden, ohne Kürzung, ohne jeden Zensorstrich und mit Nennung der Namen abgedruckt werden. Die Verhandlungen der einzelnen Landtage nämlich waren nur auszugsweise, die Namen höchstens durch Anfangsbuchstaben wiedergegeben, publiziert worden. Jetzt hatte dieses Rätselraten ein Ende. „In einer Zeit, wo die Zeitungen keine einzige Zeile veröffentlichen durften, welche nicht ein Regierungsbeamter durchgesehen und zum Drucke gestattet hatte, war schon der Gedanke, ein unzensuriertes Wort lesen zu dürfen, entzückend." Und man ließ sich gern entzücken und verschlang die Reden der liberalen Wortführer, der Vincke, Camphausen, Auerswald, mit unbeschreiblicher Wonne . . .

Auch Hartmann scheint mit nicht geringer Begeisterung an dem politischen Leben der Hauptstadt Teil genommen zu haben. Ihm fehlte die kühle, ironische Kritik seines Freundes und Gefährten, ebenso wenig aber hatte er die radikale Geringschätzung, mit der der ferner stehende Meißner be- und verurteilte. So konnte ihm dieser mit ungeheucheltem Erstaunen, freilich ein wenig von oben herab aus purer Verwunderung über solch antiquierte Vorurteile schreiben: „Was du von Berlin schreibst, hat mich überrascht! Schreibst du nur so dem ‚Germanen‘ Venedey, oder ist das dein Ernst? Die Komödie, die sie dort aufgeführt haben, mit den schönen Tiraden und der winzigen Handlung, hätte dir gefallen? Winkelzüge hab' ich gesehen, und Reden, wie von Advokaten. Von dem erbärmlichen Schluß hab ich' mir erzählen lassen, denn am Ende las ich die Debatten nicht mehr." Es ist allerdings der revolutionsschwangere Boden von Paris, von dem er solches schreibt ... Und gar noch despektierlicher äußert sich Landesmanns Witz ...

In den kurzen Tagen seines ersten Berliner Aufenthaltes war Hartmann fast allein gewesen. Jetzt, da er mit Landesmann teils in der Stadt, teils in dem benachbarten noch halb ländlichen Charlottenburg kampierte, fand er auch in der Gesellschaft mehr Anregung: Fanny Lewald, deren flüchtiger Begegnung mit Hartmann bereits gedacht wurde, und ihre Schwestern, Adolf Stahr, eine befreundete Familie Wolff, endlich der Verleger Alexander Duncker, der offenes Haus hielt und in dessen Salon alle liberalen Größen des vormärzlichen Berlin sich trafen, waren die hauptsächlichsten Glieder des angenehmen Kreises. Auch bei Varnhagen von Ense, dessen Autographensammlung er zu bereichern wußte, fand er freundliche Aufnahme. Hartmann brachte ihm seine Gedichte, die der alte Frondeur mit Entzücken las. Durch Fanny Lewald, die in Charlottenburg häufig Gäste bei sich sah, machte er die Bekanntschaft Johann Jacobys, die, in den Stürmen des „tollen Jahres" gefestigt, sich in eine Freundschaft fürs Leben wandelte. Die Beziehungen zu Duncker schienen sogar einmal noch einen anderen Charakter annehmen zu sollen: Hartmann trat mit ihm wegen der Herausgabe einer Zeitschrift in Unterhandlung. Den Sommer brachte Duncker dann in Franzensbad zu, wo weitere Be-

sprechungen stattgefunden haben dürften. Man kam jedoch zu keinem definitiven Resultat und die Märzrevolution ließ Hartmann vorläufig alle ähnlichen Pläne aufgeben.

Ende April trennten sich die Freunde. Landesmann ging zu flüchtigem Aufenthalt nach Leipzig, dann nach Berlin zurück, um während der Sommermonate für längere Zeit in Gräfenberg, dem Wörishofen der vierziger Jahre, Station zu machen. Hier schrieb er seine Gräfenberger Aquarelle, die die ganze Grazie seines reichen Geistes enthüllen. Ihr Erscheinen fiel gerade mitten in die Sturmtage des folgenden Jahres, ein Umstand, der sie um den wohlverdienten buchhändlerischen Erfolg brachte.

Wohin sich Hartmann von Berlin aus zunächst wandte, ist nicht recht ersichtlich. Er erhielt bald darauf die Nachricht, — angeblich durch eine Zeitungsnotiz — in dem gegen ihn schwebenden Verfahren sei eine entscheidende Wendung eingetreten: sein Prozeß sei niedergeschlagen. Welche Umstände hierzu Veranlassung gaben, ist unbekannt. Doch scheint Hartmann schon im Winter Schritte getan zu haben, die einen kurzen Aufenthalt in der Heimat ermöglichen sollten. Im Mai schon kehrte Hartmann, von den Seinigen mit Jubel empfangen, nach Duschnik zurück, das er drei Vierteljahre früher flüchtig und verfolgt auf Schleichwegen betreten und verlassen. Jetzt gönnte er sich Ruhe am elterlichen Herd. Einen seiner romantischen Reisepläne — Algier — gab er nun auf. Bald aber zog ihn das elegante Badeleben der nahen böhmischen Bäder in seine Kreise. Er hielt sich abwechselnd in Marienbad nnd Franzensbad auf, verbrachte dann auch wieder einmal einige Tage, wenn ihm seine gesellschaftlichen Kampagnen Zeit ließen, bei der Familie in Duschnik. Allzu zahlreich waren diese Tage aber nicht, denn die Abenteuerlust seiner jungen Jahre war noch unvermindert in ihm, und seine glänzende Erscheinung war nicht dazu angetan, ihn in einen blöden Schäfer zu verwandeln. Das verrät uns auch ein geheimnisvoller Passus aus dem Briefe einer höchst mysteriösen Anonyma, die sich mit einem rätselhaften Z. unterschreibt, und ihn nach Hamburg einlädt, wo sie „ihre Leibeigenschaft geltend machen wolle:“ „Hartmann hat vielfach das sonderbare Ding, das man Herz nennt, ge-

handhabt, fallen gelassen und wieder aufgenommen." Doch kam er nicht ohne schwerere Herzensblessur davon, ja, er scheint sich damals ernstlich mit Heiratsgedanken getragen zu haben und machte den Freunden gegenüber gar kein Hehl daraus. Er schmiedete große Pläne, wie er seine Absichten verwirklichen könnte. Auch Meißner kam, im Rausch der Entzückung seines ersten Pariser Aufenthaltes, dieses Vorhaben seines Freundes zu Ohren, und er mag sich für verpflichtet gehalten haben, den Unbesonnenen vor einer übereilten Handlung zu „warnen". „Du liebst und willst heiraten?", meint er, und macht die ganze Überlegenheit seiner Pariser Erfahrungen geltend. „Mein Teurer, ein wenig Überlegung, eh' du das so schnell abmachst! Du heiraten, — mit fünfundzwanzig Jahren, ein Poet — ah, du hast Paris nicht mit Nutzen studiert! Willst du's übrigens, so brauchst du darum nicht nach Amerika zu gehen, eine Ehe wie die Eure wird ja auch in Frankreich sanktioniert . . ." Viel mögen solche und ähnliche Vorstellungen nicht gefruchtet haben. Doch endete dieser Liebesroman ohne den üblichen Lustspielschluß: Aber da die zitierte Stelle aus dem Briefwechsel mit Meißner die einzige ist, die uns überhaupt von dem ganzen „Intermezzo" Nachricht bringt, — auch der Schönen Namen meldet kein Lied, kein „Heldenbuch", — so ist es unmöglich, über Verlauf und Ende der Episode genauere Angaben zu machen. Wenn er in einem Briefe an Liebens die Sache in Abrede stellt, so ist dem doch nicht so ohne weiters zu glauben. Auch von neuen weitausschweifenden Reiseplänen berichtet uns dieser Brief. „Was Sie, gnädige Frau, mir über mich selbst mitteilen, ist teils wahr, teils falsch." Durch einen sehr vorwitzigen lapsus calami steht aber, trotz ungeduldigen eiligen Ausstreichens deutlich auf dem vergilbten Papier leserlich da: größtenteils wahr! „Ich wollte wohl nach Algier gehen, da aber mein Prozeß niedergeschlagen wurde, benutzte ich die Zeit lieber, meine Eltern, als die Beduinen der Sahara zu besuchen. Aber heiraten wollte ich n i e! Das ist ein falsches Gerücht, das mir ärgerlich genug, schon von manchen Seiten entgegentönte. Ich bin ein Wandervogel, der kein Nest hat und auch noch gar nicht daran denkt, sich eines zu bauen. Ich werde ja in so vielen gastlich aufgenommen!"

Während der Zeit von seiner Rückkehr aus Paris bis zu seiner Heimreise in die böhmischen Wälder floß das Bächlein seiner poetischen Produktion ziemlich dünn. In Berlin soll er umfangreiche historische Studien gemacht haben als Grundlage zu dramatischen Arbeiten; er begann ein Trauerspiel „Johanna“ aus der Geschichte Neapels, das nach dem Urteil von Kennern starke Begabung auf dramatischem Gebiete zeigte. Doch ging es diesem Stoff aller Aufmunterung zum Trotz nicht besser als seinen zahlreichen Vorgängern: nach Vollendung weniger Szenen ward er aufgegeben und bei Seite gelegt. In diese Monate fällt auch die einzige wirklich zu Ende geführte dramatische Arbeit Hartmanns, wenn man von zwei kleinen humoristischen Blouetten im Musset'schen Proverbestil absieht: das bereits besprochene: „Sie sind arm“.

In den an Zerstreuung, Ablenkung und wie wir sahen, auch Aufregungen reicheren Sommer- und Herbstwochen von 1847 dagegen muß er trotz allem mit größerer innerer Konzentration gearbeitet haben. W. Neumann, der 1854 in der Kasseler Sammlung „Moderne Klassiker“ eine kleine biographische Studie über Hartmann veröffentlichte, erzählt wenigstens, daß er einen großen Roman „Die böhmischen Brüder“ geschrieben habe. Doch habe er ihn fast vollendet liegen lassen, da er in George Sands Consuelo denselben Stoff mit denselben Anschauungen behandelt gefunden habe. Dem Titel nach scheint dies ein historischer Roman gewesen zu sein, der erste jener Gattung, der sich Hartmann später mit Vorliebe und Glück zuwandte. Doch so interessant ein Vergleich dieses Vorläufers mit diesen Früchten seiner reiferen Zeit wäre, so reiche Ergebnisse sich daraus erwarten ließen, so bedauerlich ist es, diese Folgerungen aufgeben zu müssen: denn der Dichter scheint den „böhmischen Brüdern“ mit einer ein sichereres Resultat gebenden Absichtlichkeit das Schicksal seines „Diariums“ bereitet zu haben.

Den Winter dachte Hartmann noch in Prag zuzubringen, um in der „stillen, der Welt entfremdeten Stadt“ ein größeres Werk, jedenfalls den eben erwähnten Roman, zu vollenden. Das kommende Frühjahr sollte ihn dann nach England, Schottland und Irland führen: es führte ihn nach Frankfurt.

Doch ehe er, seiner Absicht gemäß, sich nach Prag zurückzog, verließ Hartmann im November Duschnik. Er wollte nach Leipzig gehen der Schillerfeier des dortigen Schillervereines beizuwohnen. Dieser Schillerverein, eine in Leipzig noch heute bestehende Institution, wurde durch Robert Blum 1840 ins Leben gerufen. Durch seinen Einfluß und seine Tätigkeit war sie rasch zu einem Feste der liberalen Opposition, deren Mittelpunkt er ja bildete, geworden. Hartmann hatte bis dahin an dieser Feier noch nie Teil genommen — war er doch gerade im November der Jahre 1844—46 von Leipzig abwesend — auch war er dem Blumschen Kreise ferne gestanden. Als er jetzt jedoch nach Leipzig kam, gelang es ihm unschwer, sich in seinem Hause Zutritt zu verschaffen. Blum forderte ihn, der ihm durch seine politischen Lieder längst bekannt war, auf, diesmal zum Schillerfeste den Prolog zu schreiben, und Hartmann ging auf diesen Vorschlag bereitwillig ein. Sein Gedicht ist eine bilderreiche, packende Schilderung der alle Gesellschaftskreise, Stände und Nationen ergreifenden Wirkung der Schillerschen Dichtung, deren innerster Kern ihm der Freiheitsgedanke ist. Joseph Wagner, damals noch am Beginn seiner glänzenden Laufbahn, trug ihn mit kräftiger Rhetorik vor. „Wenn die Wirkung des Gedichtes nicht so groß war, als die Zartheit und Innigkeit desselben, so ist der Grund dafür in der Darstellungsweise Hartmanns zu suchen, die eben nie deklamatorisch und daher auch nicht geeignet ist, gesprochen eine Masse von Zuhörern zu ergreifen. Blieb ihm so die innerliche Genugtuung versagt mit zündenden Worten die Menge zu packen, so erreichte dies in um so höherem Maße Blum selbst in einer glänzenden Festrede, in der er das Leben Schillers breit und kräftig darlegte.“ In einem Bankett fand das Fest seinen Abschluß. Hartmann, der mit seinem Freunde Siegmund Kolisch seinen Platz bei der Familie Laube hatte, hörte mit großem Erstaunen die kühnen, ja fast revolutionären Reden an, die, wie üblich, in großer Zahl während dieses Zweckessens gehalten wurden. „Uns“, meint Kolisch, „die wir in dem damaligen Österreich nie etwas dergleichen gesehen und keinen anderen Trinkspruch haben ausbringen hören, als auf die hohe und geheiligte Obrigkeit, dünkte es etwas Herrliches, eine unschätzbare Errungenschaft, daß die Menschen, ohne

dafür auf den Spielberg geschickt zu werden, sich so frei auslassen durften.“ Das waren die Vorboten des nahenden Sturmes . . .

Ein paar Tage später reisten die beiden Freunde selbander wieder der Heimat zu; sie fuhren Elbaufwärts eine ganze, lange, kalte Novembernacht hindurch. Hartmann aber verkürzte die Zeit, indem er von seinen Weltfahrten und Abenteuern erzählte; besonders von seinen Pariser Erinnerungen konnte er dem dankbaren Lauscher nicht genug zum besten geben. Am andern Tag kamen sie in Prag an, wo Hartmann wieder nach langer Trennung mit Meißner zusammentraf. Kolisch mußte am nächsten Morgen weiter. Die Zwischenzeit ward benützt, alte Prager Erlebnisse aufzufrischen und Kolisch mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen.

Wenige Tage später, früh am Morgen, wurde Hartmann durch einen wenig angenehmen Besuch aus dem Schlummer aufgeschreckt: die Polizei drang in seine Wohnung, bemächtigte sich sofort seiner Person und seiner Papiere. Seine Teilnahme am Schillerfest war anscheinend als hochverräterisches Unterfangen denunziert worden, und besonders seine tätige Mitwirkung ward übel vermerkt. Das alles trübte ihm den Humor wenig. „Kurz nach Ihrer Abreise“, schreibt er in diesen Tagen an die Schriftstellerin Amely Bölte, die er während der Schillertage im Harkortschen Hause kennen gelernt hatte, „kehrte ich mit meinem Freunde Alfred Meißner nach Prag, der alten, schwarzen Wiege meiner Jugend und ihres Glücks, zurück, voll Sehnsucht, nach einem jahrelangen Leben voll Bewegung ruhig und friedlich die Straßen zu durchwandern, die ich einst als Student lustig und brausend ‚durchströmt‘ hatte. Aber so gut sollte es mir nicht werden. Kaum angekommen, erfuhr ich, daß jeder meiner Schritte von der Polizei bewacht sei. Das beirrte mich indessen wenig, denn ich könnte in einer Laterne wohnen, wenn nur nicht mein politischer Prozeß wieder aufgenommen worden wäre. Das sind Plagen, von denen sich eine englische Philosophie nichts träumen läßt. Früh aus dem Bette geholt von als Gentlemen verkleideten Schergen, wie von vertrauten Freunden von ihnen durch die Straßen geleitet und endlich zwischen vier hohen kalten, gefühllosen Mauern allein, vor einer bestaubten,

wurmstichigen Richterseele stundenlanges Verhör voll tückischer Querfragen — das sind Dinge ärger als Folter und Daumenschrauben.“ Indessen war man diesmal weniger rigoros. Er wurde bald auf freien Fuß gesetzt — „ich verteidigte mich gut“ — und mußte nur durch das ehrenwörtliche Versprechen, Prag nicht zu verlassen und sich beständig zur Verfügung der Gerichte zu halten, Sicherstellung gewähren. So lernte er noch einmal, ehe ein Wirbel die alten Institutionen mit ihren Vertretern und Verteidigern herabriß, die Rechtsungleichheit, die hier streng ahndete, was sie dort zuließ, mit all ihren die Freiheit der Persönlichkeit verletzenden Folgen, die Härten eines verknöcherten, dem Absterben nahen Systems kennen. Er indessen blieb guten Mutes und gab sich mit vollen Zügen den zerstreuenden Vergnügungen des Prager Faschings hin, die nach der jahrelangen Abwesenheit doppelten Reiz für ihn hatten; er benützte die freie Zeit, um viel zu tanzen, „was die Zeitungen und meine Freunde unbegreiflich fanden.“ Doch fand er auch Zeit zu größeren Arbeiten und schrieb während dem, wie der Brief an Amely Bölte berichtet, an einem Trauerspiel, wohl weiteren Szenen der erwähnten „Johanna“, und ein großes Gedicht, vielleicht den später zu besprechenden mehrteiligen Zyklus „Krakau.“ Über den endlichen Ausgang seiner Sache war er ohne Sorgen. Ihm sollte diesmal das umständliche, zeitraubende Verfahren einer verzopften Bureaukratie zum Vorteil gereichen. Der Prozeß, der auch in sein Elternhaus genug Unruhe und Sorge trug — denn auch ihnen blieben polizeiliche Verhöre und Zitationen nicht erspart — schleppte sich bis in den März des folgenden Jahres hinein. Und der März gab den Gewalthabern größere Nüsse zu knacken und ließ ihnen keine Ruhe mehr zur Austragung an sich so unbedeutender Dinge. „Man berücksichtigte meine Popularität und den Skandal, den meine Verurteilung hervorgerufen haben würde, und schlug die Sache nieder.“ Die Aufhebung der Zensur endlich entzog weiteren Verfolgungen jede rechtliche Basis.

V.

Die Revolution in Böhmen.

Da kam, die fallen wird und muß
Ja, die Lawine kam in Schuß . .

So hatte Freiligrath die Erhebung und den endlichen Sieg der liberalen Schweizer Kantone über den verpfafften Sonderbund im November 1847 begrüßt. Die Schweiz hatte den Weg zu einer kraftvollen Selbstbefreiung gefunden. Die reaktionären Regierungen konnten, obwohl sie es an diplomatischem Intriguenspiel nicht fehlen ließen, den Sieg der demokratischen Partei nicht verhindern. „Der brodelnde Ideenkessel Paris" hatte auch wieder neuen Revolutionsstoff abgesetzt. In den letzten Jahren der Regierung Louis Philippes hatten die wüsteste Börsenspekulation, Beamtenkorruption und Bestechlichkeit, eine allen noch so berechtigten Forderungen des Volkes unzugängliche Reformfeindlichkeit die schon an sich beständig wachsende Unpopularität des herrschenden Regimes verschärft. Sie zeigten, was es mit dem einst von Heine besungenen Bürgerkönig mit dem Regenschirm für eine Bewandtnis habe. Der Becher war am Überlaufen, es fehlte eigentlich nur noch der äußere Anlaß. Dieser war in dem Verbot des Reformbanketts gegeben. So wenig Bedeutung dieses gehabt hätte, wäre es abgehalten worden — über die gewohnten Reden und Toaste wäre man doch nicht hinausgekommen — so folgenreich war seine Absage. Straßenaufläufe, Tumulte, die das aufgebotene Militär mit Waffengewalt zu zerstreuen sucht; im Nu war ganz Paris mit

Barrikaden bedeckt, Louis Philippe, der „Schild der europäischen Monarchien,“ wie ihn kurz vorher Friedrich Wilhelm IV. genannt, mußte fliehen. . .

Die Erregung, die bei der Nachricht von diesen Ereignissen ganz Deutschland ergriff, brachte die fortschrittlichen Elemente, die das Volk hinter sich fühlten, vom Reden endlich zum Handeln. Überall, von den kleineren Staaten Süddeutschlands nach Norden fortschreitend, war die Bewegung siegreich, überall wurden die nur wenig von einander abweichenden Forderungen des Volkes durchgesetzt: Abschaffung der Zensur, eine allen deutschen Staaten gemeinsame aus direkten Wahlen hervorgehende Volksvertretung, Einführung von Geschworenengerichten, dies waren die allen Adressen gemeinsamen Hauptpunkte des Programmes, auf dem natürlich noch den Lokalverhältnissen entsprechende Bedingungen standen, die Beseitigung von Mißständen in Verwaltung und Gesetzgebung sowie derjenigen Persönlichkeiten, in denen das bisher herrschende System gleichsam verkörpert war.

Wie alles andere so geriet natürlich auch Prag „die stille, der Welt entfremdete Stadt“ in Bewegung, ja Prag ging eigentlich Wien voran. Schon am 11. März wurde durch einen Gastwirt, namens Faster, eine Versammlung einberufen, die im „Wenzelsbad“ tagte. Ein Bürgerkomitee wurde eingesetzt, nachdem durch Akklamation ein Programm von elf Artikeln angenommen worden war, welches die überall gestellten Forderungen enthielt. Doch schon bei diesen ersten unsicheren Schritten trat jener unselige Gegensatz zu Tage, der den weiteren Fortschritt hemmen, die Bewegung zersplittern und so endlich zum Scheitern bringen sollte. . .

Nachdem man sich so zu dieser entscheidenden „Tat“ aufgerafft hatte, ging — unterdessen waren die Wiener in Aktion getreten und der 13. — 15. März mit seinen aufregungsvollen Kämpfen hatte Gewährung und Durchführung der verlangten Reformen gebracht — der Rest des Monats in Exerzieren, Waffenübungen und Reden hin. Man freute sich der so mühelos erworbenen Freiheiten, paradierte in den neuen Uniformen und meinte, die Freiheit zu verteidigen, wenn man nur sich in ihnen zeigte. Der Chef der Provinzialverwaltung, der Oberstburggraf Stadion, suchte die Zeit

besser zu verwenden. Er bemühte sich, die Tätigkeit des Wenzelsbadkomitees dadurch zu unterbinden, daß er aus eigener Machtvollkommenheit einen hundertgliedrigen Bürgerausschuß schuf, gewissermaßen ein Gegenkomitee. Die Wahlen sollten unter seiner Ägide stattfinden, das Wenzelsbadkomitee nach ihrer Vollziehung seinen Rücktritt erklären. Doch die Bewegung zeigte sich stärker als all die kleinen Rechenexempel des Oberstburggrafen. In einer großen, stürmisch erregten Volksversammlung wurde beschlossen, den Ausschuß von St. Wenzel in Permanenz zu erklären, und Graf Stadion selbst zur Zustimmung und Unterschrift gezwungen. (31. März.)

Anfang April ward ein weiterer Schritt getan. Auf den zehnten wurde eine neue Volksversammlung wiederum nach dem Wenzelsbad einberufen. Hier traten die Czechen schon offener hervor, und sie hatten auch eine überwiegende Majorität. Im Einverständnis mit den Einberufern beantragte Hawlitschek die Wahl eines Komitees von Vertrauensmännern, die über die Durchführung der erlangten freiheitlichen Zugeständnisse zu wachen hätten. Als dies mit lautem Zuruf angenommen wurde, ging man gleich daran, eine Liste derjenigen zu verlesen, die in den neuen Nationalausschuß zu wählen seien. Es waren größtenteils die Mitglieder des erwähnten Bürgerkomitees, lauter entschiedene czechische Parteigänger. Damit die Zusammensetzung der Körperschaft aber nicht allzu parteiisch erschien, setzte man auch einige Deutsche auf die Kandidatenliste: unter ihnen die Freunde Hartmann und Meißner, sowie Karl Egon Ebert, den Dichter und Hofrat, „von dem man nicht wußte, ob er zu Deutschen oder Czechen hielt.“ Diese Vorschläge wurden durch Zuruf angenommen, der Ausschuß konstituierte sich sofort. Der Ausschuß von Stadions Gnaden war durch diese Vorgänge natürlich von vornherein zur Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit verurteilt. Als dann später das Nationalkomitee daran ging, sich durch Kooptation weiterer Mitglieder zu ergänzen, beschloß es, die Herren des Bürgerausschusses in corpore zum Beitritt aufzufordern. So ward die Stadionsche Schöpfung einfach absorbiert. Das Nationalkomitee brachte es hierdurch auf 126 Mitglieder.

Die Stellung Hartmanns in diesen Wirrnissen war anfangs unsicher. Seine Vergangenheit, in der er die ersten selbstän-

digen Regungen der Czechen auf geistigem Gebiete mit Gunst betrachtet hatte, seine politischen Anschauungen, in denen der Glaube an einen ausgeprägten Nationalismus keinen Raum hatte, ließen ihm die „Aussöhnung in der Freiheit" der beiden Böhmen bewohnenden Nationen als möglich erscheinen. In dieser Richtung also ist er zuerst wirksam. Am 19. März feiert er in einem Jubellied die Verbrüderung der Deutschen und der Czechen:

Von Freiheit wagen wir zu sprechen
Vom heilgen ewgen Bruderbund!
Ob's deutsche Brüder oder Czechen,
Gleich freudig tönts aus jedem Mund.
Wir zeigen, ob die Heimat wieder
Des alten Ruhmes würdig sei.
Ob wir, wie unsre Väter, bieder?
Wir finds, — das Vaterland ist frei!

Als dann Karl Egon Ebert eine Versammlung der Prager Schriftsteller einberief, legte Palacky eine Resolution vor, deren Zweck die Erhaltung des nationalen Friedens war. Sie proklamierte die Gleichberechtigung, die Vereinigung der Länder der czechischen Krone unter sich, usw. Dieses Programm soll neben anderen Deutschen auch Hartmann angenommen haben. Das ist leicht zu erklären: damals konnte ihm eben auf der Basis der Zugehörigkeit zu dem sich neu bildenden Deutschland ein Ausgleich der verschiedenen Interessen wahrscheinlich sein. Die nächsten Wochen schon zeigten ihm, daß er sich da einer Illusion hingab, und mit dieser Erkenntnis hat er dann auch den festen Standpunkt gefunden, auf dem er zeitlebens beharrte. Das wurde ihm dann freilich von den Czechen als „nationaler Verrat" angekreidet.

Schon die vorhin angeführten Tatsachen zeigen deutlich den Unterschied, der in der Aktionskraft der beiden Parteien lag. Hätten sich die Deutschen von den Ereignissen nicht überrumpeln lassen, wären sie nicht ganz ohne Ordnung und Zusammenhang gewesen, wie hätte man es wagen können, sie in einem wenigstens in den ersten Monaten der neuen Ordnung so wichtigen Vertretungskörper mit einer solchen Spottminorität abzufinden? . . .

Wir haben bereits gesehen, wie sich seit 1817 resp. 1819, dem Jahre der Auffindung oder Konstruktion der Königinhofer Handschrift, eine allmähliche Auferstehung des nationalczechischen Geistes vollzog, eine Auferstehung, die sich allerdings zunächst auf literarisches Gebiet notwendiger Weise beschränken mußte. Doch hatten diese Bestrebungen genügt, ein gemeinsames Band zu bilden zwischen denen, die sich für diese Idee begeisterten. So hatte sich noch unter der Eisdecke des Metternichschen Systems eine starke, wohlgegliederte Partei gebildet, der auch reiche Mittel zur Verfügung standen, da der böhmische Landadel, der einsah, daß er hier eine ausschlaggebende Rolle spielen könnte, sich der Bewegung anschloß. Den Deutschen dagegen, die, wie wir bemerkten, dieser Entwicklung durchaus sympathisch gegenüberstanden, ja sie sogar aus eigener Kraft förderten, konnte bis dahin noch gar nicht zur Erkenntnis kommen, daß sie und was für eine Gegnerschaft sie an ihr finden würden. Erst die Vorgänge des März und April brachten ihnen das deutlich ins Bewußtsein. Sie hätten also, selbst wenn es ihnen möglich gewesen wäre, gar nicht auf den Gedanken eines parteimäßigen Zusammenschlusses kommen können. So waren sie es, die zunächst bei diesem Ausbruch nationalen Antagonismus politisch den kürzeren zogen. Die Czechen dagegen zeigten eine schier unglaubliche Rührigkeit, Schnelligkeit und Zielbewußtheit. Die Anregung zu der Wenzelsbadversammlung von 11. März, die Aufrufe, die dort vorgeschlagenen Programme, alles ging von ihnen aus. Die Deutschen ließen sich die Führung der Bewegung entgehen, sie hatten das Nachsehen. Die Folge davon war, daß die Czechen alle Stellen des Bürgerkomitees wie auch später des Nationalkomitees mit sicheren Anhängern ihrer Partei besetzen konnten. Sie arbeiteten mit fieberhaftem Eifer und schienen sich zu verzehnfachen. „Schon wenige Tage nach der Flucht Louis Philipps sah es in Prag aus, als ob es nur und ausschließlich von Czechen bewohnt wäre.“ Es bildete sich durch diese raschen und mühelos errungenen Erfolge ein gewisses Machtbewußtsein bei ihnen aus, das sich oft in der kleinlichsten Intoleranz gegen die Anhänger der gegnerischen Partei manifestierte.

Die Deutschen waren in jeder Beziehung schlechter daran. Sie hatten keinerlei Organisation; diese wurde erst nach

Wiener Vorbild im Laufe der Zeit geschaffen; sie hatten keine oder so gut wie keine Presse; denn eine solche in größerem Maßstabe zu unterhalten, wie die Czechen, fehlten ihnen die Mittel; und der Hauptgegner, mit dem sie zu kämpfen hatten, war die Indolenz im eigenen Lager ...

So war denn auch die Stellung der in das National-komitee entsandten Freunde keine beneidenswerte. So lange es sich um die Sicherung der neuen Errungenschaften han-delte, ging alles noch glatt, hatten doch hier beide Parteien die gleichen Interessen. „Der National-Ausschuß“, erzählt Hartmann, „zeigte sich, trotz dem starken aristokratischen Ele-mente, in Bezug auf die freiheitlichen Konzessionen viel libe-raler als selbst ein großer Teil der sogenannten Intelligenz. Diese aus Gelehrten, Schriftstellern, Advokaten etc. bestehend, hatte sich eines Tages versammelt, um über die neue Preß-freiheit zu beraten. Vorherrschend bei dieser Beratung war die Angst vor dem Mißbrauche der Presse und es wurde ein Antrag gestellt, der darauf hinauslief, die eben abgeschaffte Zensur in etwas anderer Gestalt wieder einzuführen. Man wollte ein Komitee niedersetzen, dem alles, was gedruckt werden sollte, vorgelegt werden und das über Zweckmäßig-keit und Unzweckmäßigkeit der Veröffentlichung entscheiden sollte. Die Majorität in ihrer Ängstlichkeit schien diesen An-trag sehr praktisch zu finden und war bereit, sich freiwillig die Sklaverei aufzulegen, die man eben erst abgeschüttelt hatte. Ich trat gegen diesen Antrag auf und wurde sofort von Hawlitschek auf's Kräftigste unterstützt. Da wir beide er-klärten, daß eine solche freiwillige Sklaverei eine doppelte Schande sei, daß wir uns nie fügen würden, und da man uns gesetzlich nicht mehr unter die beabsichtigte Zensur zwin-gen konnte, ließ man den Antrag fallen. Im National-Aus-schuß dagegen machte man nicht den geringsten Versuch, die neuen Freiheiten zu beschneiden. Erst als die Nationalitäts-frage an die Tagesordnung kam, wurde er usurpatorisch und gewalttätig.“ Und das kam nur zu bald.

Das Endziel der Bewegung Deutschlands war die Wahl eines Zentralparlaments, das allen Staaten des bisherigen deutschen Bundes eine neue Gesamtverfassung geben sollte. Natürlich wollten die Deutschen Böhmens hiervon nicht ausgeschlossen sein. Hatten sie doch allen Grund, sich an das

große Mutterland anzulehnen, mit dem sie durch eine vielhundertjährige Kultur verbunden waren, von dem sie beständig neue geistige Anregungen empfingen. Sie mußten also sehnender Erwartung voll ihren Blick nach Frankfurt richten, wo die Fundamente für die staatliche Entwicklung gelegt werden sollten, die den Forderungen einer neuen Zeit entsprachen.

Dieser Absicht, die sie selbstverständlich mit allen Mitteln zu erreichen streben mußten, war das Interesse der Czechen gerade entgegen. Sie hatten von Frankfurt nichts zu hoffen, wo sie sich einer enormen Majorität gegenübergesehen hätten. Außerordentliche Erwartungen dagegen durften sie mit Recht auf ein österreichisches Parlament setzen, das von Frankfurt ganz unabhängig wäre und sich der dortigen Versammlung nicht unterzuordnen brauchte. Denn hier konnten sie, die erträumte Einheit der „slavischen Nation" als Faktum vorausgesetzt, auf eine überwiegende Majorität rechnen. Diesen Leitsätzen entsprach auch die Politik dieser Partei. Sie wurde schon von Palacky in einem offenen Briefe inauguriert, in dem er der Einladung, an den Beratungen des Vorparlaments Teil zu nehmen, eine schneidende Absage entgegensetzte. Sie taten alles, was in ihren Kräften stand, die Wahlen in das Zentralparlament zu hintertreiben, und arbeiteten mit allen Mitteln, geraden und ungeraden, mit Gewalt und List, auf dieses Ziel los, das sie dort, wo sie die Stärkeren waren, auch erreichten. In Prag selbst konnten sie sich am meisten als Herren fühlen. Es zeigte sich kaum ein Mensch auf den Straßen, der nicht czechische Farben und Nationaltracht getragen hätte. Die Deutschen wollten sich natürlich mit schwarz-rot-goldnen Bändern schmücken, doch waren sie vor Angriffen und Insulten des czechischen Pöbels nicht sicher, der sogar Läden stürmte, die in ihren Auslagen die deutschen Farben aufwiesen.

Diese Farbenfrage war es auch, die die deutsche Minorität des Nationalausschusses zum entscheidenden Entschlusse drängte. Sie führte eine Aussprache hierüber herbei, um den Ausschuß zu einer Stellungnahme zu veranlassen, ihn so zu zwingen, „Farbe zu bekennen". Eine Deputation der Deutschen erschien hierzu als das geeignete Mittel. Die Deutschen waren nämlich, durch den Ausfall der „Wahlen" über-

rascht, aus ihrer Untätigkeit erwacht, auch sie begannen, Versammlungen abzuhalten, sich zusammenzuschließen. Bei der ersten ordentlichen Sitzung des Komitees, schon am 13. April, gerade, als man dabei war, die Geschäftsordnung zu beschließen und im § 2 die hohe Verpflichtung der Körperschaft feststellte, „Ruhe, Ordnung und Eintracht zwischen beiden Nationen Böhmens zu befördern,“ wurde von der Abordnung einer solchen Versammlung eine Adresse überreicht. Die Deutschen stellten die beiden Forderungen, das Nationalkomitee solle seinen Einfluß aufbieten, daß das Tragen der deutschen Landesfarben ungehindert geschehen dürfe. Der auf der Erklärung unterzeichnete Ausschuß möge dem Nationalkomitee beigezogen werden. Diese „unglaublichen Zumutungen“ riefen bei den glücklichen Besitzern der politischen Macht eine große Aufregung hervor, die sich in einer endlosen Debatte Luft machte. Die meisten Redner bezeichneten das Tragen der deutschen Trikolore als eine unselige Demonstration, eine Provokation, die geeignet sei, Zwietracht zwischen den beiden Nationen zu säen, eine „Markierung der Rassentrennung“. Nur die böhmischen Farben sollten auf einmal als Symbol der Einheit gelten. Hartmann erhob sich, um zu widersprechen. Er tritt für die deutsche Adresse ein und sein Bestreben geht dahin, den Gegner zur Demaskierung zu zwingen. So ruft er eine Entrüstung hervor, die sich bei der hochgradigen Aufregung auf der czechischen Seite fast bis zu Tätlichkeiten steigerte. Die Deutschböhmen, meint er, sähen jetzt nach Frankfurt, wo ein neues Deutschland gebaut werde. Das erfülle sie mit dem Verlangen, dieses Landes Farben tragen zu dürfen. Den Deutschen tue es weh, daß es eine Partei in ihrem Vaterlande gebe, die nicht nur Lostrennung von Deutschland fordere, sondern nach Osten und Norden blicke und von dort ihr Heil erwarte. Nach diesen Worten erhebt sich ein ungeheurer Lärm. Man schreit, man protestiert, läßt ihn nicht weiter sprechen . . . Endlich trat wieder Ruhe ein, die die Fortsetzung der Beratung über die Adresse ermöglichte. So war die Farbenfrage in den Vordergrund gedrängt, die ungleich bedeutendere einer gleichmäßigen Vertretung beider Nationen erregte Kopf und Zunge der Herren weit weniger. Hierin sich zu keiner Konzession herbeizulassen, war man von Anfang an entschlossen.

Graf Franz Thun motivierte die Ablehnung damit, daß ein Nachgeben in dieser Angelegenheit ganz unmöglich sei, „weil dies eine Demonstration gegen die Slaven scheinen dürfte.“ Der Beschluß des Komitees weist, dem Geiste dieser Debatte entsprechend, die Zumutung einer Erweiterung durch Kooptation der deutschen Liste weit von sich; er verpönt die Trikolore als politisches Abzeichen, und fordert das Ablegen der deutschen Kokarde. Eine dreigliedrige Deputation, in die Hartmann, Uffo Horn, und ein Dr. Kliebert gewählt wurden, ward abgeordnet, der deutschen Versammlung die Antwort des Komitees auf ihre Adresse zu überbringen.

In der folgenden Sitzung, der wieder Gesandte der deutschen Versammlungen beiwohnten, die sich mit der Erklärung des Komitees nicht einverstanden bezeigt hatten, erneuerte sich die Debatte. Und diesmal fanden die deutschen Vertreter kräftigere Worte. Auch war es ihnen bekannt geworden, daß sich auf der gegnerischen Seite selbst einige, allerdings vereinzelte Stimmen zu Gunsten ihrer Forderungen erhoben hatten. Professor Wessely war für eine Vermehrung des Ausschusses durch Deputierte deutscher Kreise eingetreten. Man hielt das für überflüssig, da man ja dann auch den Czechen unter der Landbevölkerung Sitze einräumen mußte; man wolle sich aber nicht mit zeitraubenden Neuwahlen aufhalten. Auch Thuns vorsichtig-leiser Kompromiß-Vorschlag, den Deutschen wenigstens eine „Einladung“ zu Teil werden zu lassen, fand keine Freunde. Hieran knüpften die deutschen Vertreter an, und, nachdem sie zunächst gegen die Äußerung des Komitees, die den deutschen Farben den Sinn einer politischen Demonstration und Provokation untergelegt, protestiert hatten, gab der Delegierte Zimmer die Erklärung ab: „Das Prinzip völliger Gleichberechtigung sei in beiden Prager Petitionen ausgesprochen, an ihre Spitze gestellt. Dies Prinzip sei gleich bei der Wahl des Komitees verletzt worden. Es wäre eine Unterdrückung der auch ihnen zugesicherten Freiheit, wollte man ihnen ihre Bitte verweigern, die Deutschen fühlten auch die Pflicht in sich, ‚eine achtunggebietende Stellung in der Nation einzunehmen.‘“

So lebte der Sturm des vorhergehenden Tages, kaum unterdrückt, wieder auf. Eine heftige Debatte folgte, es zeigte sich immer deutlicher, daß das Komitee aus freien

Stücken nicht nachgeben, daß es sich nur durch Pression von außen zu den geforderten Konzessionen würde bereit finden lassen. Ein rücksichtsloses Beharren auf der Erfüllung der Hauptpunkte der deutschen Adresse hieß also, die Erregung aus dem Hause auf die Gasse hinabtragen. Die kühleren, ruhiger überlegenden Köpfe auf beiden Seiten kamen denn auch bald zur Besinnung. Hartmann, der ja längst der Überzeugung war, daß der Angelpunkt der Entwicklung für die Deutschen Österreichs nur im engen Anschluß an „das neue Deutschland, das in Frankfurt gebaut wurde“, liegen könne, fand, daß im Verhältnis zu diesem großen, erstrebenswerten Ziele die Fragen, die jetzt im Komitee zur Debatte standen und die Gemüter erhitzten, kaum der Rede wert seien. Er wandte darum, als er sich jetzt als einziger deutscher Redner im narodny vybor zum Wort meldete, alles auf, die hochgehenden Wellen der Erregung zu glätten, einer ruhigeren Erwägung freie Bahn zu schaffen, seine Volksgenossen zur Resignation von ihren stürmischen Forderungen zu bewegen.

Zu den Delegierten gewendet, sprach er: „Ich habe gestern ihr Recht, deutsche Kokarden zu tragen, mit Eifer verteidigt, habe mich sogar von der Hitze der Rede zu Worten hinreißen lassen, welche die Majorität dieser Versammlung mit Entrüstung, ja mit Zorn aufgenommen. Ich bin eben im Begriffe, wieder Worte zu sprechen, die wahrscheinlich Ihr Mißfallen erringen und mir das Vertrauen, mit dem Sie mich beehrten, entziehen werden. Aber sei es, wie es sei, ich hasche nicht nach Popularität, ich strebe nicht nach Beifall und halte es unter meiner Würde, dem Volke oder einer Partei zu schmeicheln, wie ich es von jeher verachtete, der bestehenden Gewalt zu schmeicheln. — Meine Herren, wir alle wissen, daß gewisse Bureaukraten den teilweise schon bestehenden und den möglichen Zwiespalt zwischen Czechen und Deutschen — wie man sich auszudrücken pflegt, ich kenne nur Böhmen und Böhmen — schlau zu benützen und zu erweitern streben, um das alte, perfide divide et impera neu in Szene zu setzen. Die Feinde der neuen Zeit werden solche traurigen Verhältnisse fortan benützen, um im Trüben zu fischen und den alten Zustand der Dinge wieder herbeizuführen. Es handelt sich hier also um etwas Höheres, als

um die Nationalität, es handelt sich um die Freiheit. Die Nationalität ist am Ende doch nur die Sache des Gemüts, des beschränkten Gemüts, die Freiheit ist die Sache des Geistes, des allumfassenden Geistes. Die Freiheit ist die Sonne, die allen, der ganzen Welt leuchtet, die Nationalität die gemütliche, liebgewonnene Hauslampe, die milde strahlt. Unterordnen Sie nicht alle das Höhere dem Niedrigern. Die weltgeschichtliche Vorsehung hat uns, indem sie uns zusammenband, eine hohe, heilige Bestimmung zugedacht. Böhmen ist die Brücke zwischen West und Ost, ist der Punkt, wo sich zwei große Nationen die Hände reichen. Wir sind bestimmt, die gegenseitigen Errungenschaften herüber und hinüberzutragen. Jetzt tragen wir nach Osten die goldenen Früchte der Freiheit, der Bildung, der Zivilisation; in künftigen, schöneren Zeiten werden wir schön belastet wieder nach Westen schreiten. Aber diese hohe Bestimmung können wir nur in Freiheit erfüllen, und die Freiheit ist durch die Einheit bedingt. Wenn also dies schwarz-rot-goldene Band diese doppelt teure Eintracht stören sollte (und der größte Teil dieser ehrenwerten Versammlung behauptet das), so bitte, beschwöre ich Sie, legen Sie es ab, bewahren Sie es für ruhigere Zeiten."

Sein Beispiel fand auf der anderen Seite rasche Nachahmung. Graf Thun begann seinen Parteigenossen ins Gewissen zu reden, auch ihrerseits den Deutschen, wenn sie die Ansichten Hartmanns zu den ihren machten, einen Schritt entgegenzukommen. So schlägt er wieder ein Kompromiß vor. Der Nationalausschuß erkennt das Recht, die deutsche Kokarde zu tragen, an, ersucht das deutsche Komitee aber, auf seine Mandanten einzuwirken, daß sie freiwillig von der Ausübung dieses Rechts Abstand nehmen. Der eindrucksvollen Rede Thuns konnten sich auch die deutschen Deputierten nicht entziehen, sie gaben nach. Die Freude war auf beiden Seiten groß. Strobach, der neu gewählte Bürgermeister und Vorsitzende, umarmte voll Rührung den Sprecher der Abordnung, alles klatschte Beifall, kurz — „es war eine schöne Szene". Draußen aber war man von diesem „Erfolge" der deutschen Adresse weniger erbaut, und Hartmann und einige andere Redner, die in den Versammlungen Bericht erstatteten, hatten Mühe, die Spannung zu lindern. . .

Hartmanns Rede im Nationalkomitee gewährt uns einen deutlichen Einblick in den Stand der deutschen Sache in Böhmen. Mit welchem Schwunge ist hier die Aufgabe und das Programm der Deutschens Böhmens entwickelt. Mit einer seltenen Schärfe des Blicks erkennt er die Gefahr, die der errungenen Freiheit droht und woher sie droht. Es ist, als ob er in die Zukunft sehen könnte. Der praktische Teil der Rede dagegen scheint etwas unklar und er war es wohl nicht ohne Absicht. Denn es war ihm ja nicht verborgen, daß die Farbenfrage und der Streit, der sich um sie entwickelte, nur ein Vorspiel zu größeren Kämpfen war, und daß, wenn es ihm auch gelang, hier zu vermitteln, sich doch dadurch die Gegensätze nicht aus der Welt schaffen ließen, denen sie erst ihre Entstehung verdankte. Das waren die Früchte des Metternichschen Systemes, das man vernichtet zu haben glaubte, und das in seinem Sturze doch noch über die siegte, die es stürzten. Jene politische „Dreifelderwirtschaft", die dadurch ihr Leben gefristet hatte, daß sie zwischen den Hauptnationen, die den „Gesamtstaat" Österreich bildeten, künstlich Reibungsflächen erzeugte, sollte in ihren Folgen den unglücklichen Ausgang der revolutionären Erhebung bewirken.

Die Czechen hatten allerdings mit jener Politik der Trennung den Anfang gemacht. Sie waren mit lärmenden Loyalitätserklärungen in die Revolution eingetreten, das Odium der „Reichsfeindlichkeit" auf die Deutschen abwälzend, die „über die Grenze schielten." Sie meinten dabei ihre Rechnung zu finden, denn dafür, daß sie sich so bereitwillig als Stütze einer wankenden Regierung darboten, mußte sich diese doch erkenntlich zeigen ...[1]) Indessen hatte die Haltung der czechischen Majorität in der Adreßangelegenheit Hartmann und Meißner bewiesen, daß an ein Entgegenkommen dieser Partei in ernsten Dingen nicht zu denken sei, oder, wie Hartmann sich ausdrückt, von ihr „für die deutsche Sache keine Gerechtigkeit zu hoffen war." Immer klarer zeigte es sich, daß sie auf Trennung Österreichs vom deutschen Bunde

[1]) Der beste Beweis hierfür ist der erwähnte offene Brief Palackys an das deutsche Vorparlament und seine wenig später erfolgende Berufung in das Ministerium Pillersdorf, die er allerdings ablehnte.

hinarbeitete. Das bisher erreichte genügte den Czechen schon lange nicht mehr. L'appetit vient en mangeant. Die Errichtung eines besonderen Ministeriums in Prag hatte schon in den Märztagen zum eisernen Bestand ihres Programmes gehört. Nun machten sie aus ihren separatistischen Bestrebungen und Tendenzen gar kein Hehl mehr. Und die Erfahrungen des April konnten die Deutschen lehren, was sie von der czechischen Toleranz erwarten durften, wenn diese Partei erst am Ziele ihrer Wünsche angelangt, ihr Programm durchgeführt war, falls sie sich bis dahin einer besseren Hoffnung hingegeben und den schönen Worten czechischer Proklamationen getraut hatten. Alles, was diese von einer Gleichstellung der beiden Nationen gesagt, war eitel Spiegelfechterei, wenn man die Taten damit verglich. Und nun am 25. April faßten sie endlich den Beschluß, der sich direkt gegen die Deutschen und ihre Pläne richtete und dessen Sinn darauf hinauslief, Böhmen könne am deutschen Parlamente nicht Teil nehmen. Beide Parteien rüsteten nun zum Kampfe.

Meißner und Hartmann zogen daraus die einzig richtige Konsequenz, indem sie ihren Rücktritt erklärten. War es doch Hartmann nur auf diese Weise möglich, allerlei ungerechten Verdächtigungen, die die Neunmalweisen des eigenen Lagers gegen ihn ausstreuten, wirksam entgegenzutreten, indem er ihnen den einzigen Anhaltspunkt entzog. War denn nicht sein Sitz in einer slavischen Körperschaft — daß er eine mutvolle Opposition, als einzelner! bildete, sprach bei diesen Schlaumeiern absolut nicht gegen ihre „Gewißheit" — ein hinreichender Grund für den Vorwurf des Verrats, des Apostatentums? Sein Austritt aber stopfte die lästerbereiten Mäuler. Nun konnte er auch, wieder Herr seiner Zeit, mehr im Dienste der Sache organisatorisch tätig sein. Die ersten, die durch engen Zusammenschluß mit stärkerem Nachdruck für die deutsche Sache eintraten, waren wie in Wien die Studenten, und sie wählten Hartmann zu ihrem Leutenant. Allmählich gelang es, auch andere Kreise zur tätigen Mitarbeit zu gewinnen. Durch Hartmanns Bemühungen wurde der „konstitutionelle Verein" gegründet, in dem sich die tätigen Elemente unter den Deutschen sammelten. Dann konnte man endlich, spät, aber doch nicht zu spät, daran denken, „ins Volk zu gehen", wo

sich rasch ein täglich anwachsender Anhang sammelte. Die erste öffentliche Versammlung wählte Hartmann auch in das Komitee der Deutschen, aus dem er bisher durch das Verratgebrüll der Übereifrigen fern gehalten worden. Und auch hier trat er für energische Aktion ein, warnte vor dem seichten Sich-zufrieden-geben, der trägen Vertrauensduselei, die sich nur zu leicht einschlich und willige Ohren fand . . .

Das offene Land schloß sich den Bestrebungen der Prager Deutschen begeistert an und lieh ihnen warme Unterstützung. Einen entschiedenen Schritt zu tun, die Regierung zur Stellungnahme zu den deutschen Forderungen zu veranlassen, beschloß man, eine Abordnung mit einer Denkschrift an den Minister des Innern zu senden. Diese Abordnung ging vom konstitutionellem Verein aus. Die unmittelbare Veranlassung war die offensichtliche Parteilichkeit der höchsten Behörde in Prag, des Oberstburggrafen Stadion, die aus den Verhandlungen des Grafen mit einer Deputation aus Leitmeritz und Ausschußmitgliedern des Vereines hervorging. Der Hauptzweck war, vom Ministerium die Ausschreibung der Wahlen für das Zentralparlament zu verlangen. Hartmann war der Sprecher der Deputation, die anderen Mitglieder Dr. Groß, ein Jurist, später Abgeordneter nach Frankfurt, und ein reicher Prager Bürger, namens Bachheibl, „der beweisen sollte, daß der große Besitz mit uns sei." Wie anders war die Stimmung, in der Hartmann jetzt die Stadt antraf, die er vor vier Jahren unterdrückt, geknebelt verlassen! Der Anblick Wiens „erfüllt ihn mit Freude und Wehmut zugleich . . ."

Die Audienzszene geben wir am besten mit seinen eigenen Worten, die mit der frischen Unmittelbarkeit, der feinen Beobachtung, dem überlegenen Humor einer Allersschen Zeichnung auf uns wirken. „Wir sollten uns mit unseren gerechten Forderungen und Beschwerden geradenwegs an den Kaiser und an den Minister Pillersdorf wenden. Der Kaiser Ferdinand war krank, und sein Bruder, Erzherzog Franz Karl, sollte uns als sein alter ego empfangen. Kaum waren wir in den Vorsaal getreten, als uns ein Kammerherr desselben, ein Graf Isolan, mit ausgebreiteten Armen entgegenstürzte, und uns als Brüder mit brüderlicher Begeisterung empfing. Graf Isolan ist, wie männiglich aus Schillers Wallenstein weiß ein Kroat, also ein Slave. Er hatte von

einer böhmischen Deputation gehört, er erwartete slavische Brüder. Ich werde das Gesicht nie vergessen, mit dem er unsere Bitte, „eine deutsche Deputation“ zu melden, anhörte. Diese Enttäuschung! Diese Verlegenheit! Doch faßte er sich als guter Hofmann sehr rasch und eilte mit anerkennenswerter Gefälligkeit, uns anzumelden . . . Man führte uns in ein Zimmer, das zum Teil mit Bildern aus den Kriegen von 1809 und 1813 geschmückt war. Der Erzherzog trat aus einer innern Stube und blieb kaum zwei Schritte von der Türe stehen, aus der er getreten war, und bat uns, herbeizukommen. Er war sehr aufgeregt und schüchtern. Es begann nun eine höchst sonderbare Audienz. So lange wir die verwickelten Verhältnisse Böhmens auseinandersetzten, schwieg der Erzherzog und hörte mit großer Spannung zu, als ob er etwas ganz Neues hörte. Erst, da wir auf einzelnes kamen, jeder von uns das Seinige hinzufügte, und der Erzherzog sich etwas orientiert hatte, antwortete er hie und da, aber beinahe immer mit den Worten des Vorredners. Der Prager Bürger z. B. versicherte, daß die Deutschen in Böhmen ganz gute Untertanen seien. — ‚Ach, ja,‘ fiel ihm der Erzherzog, immer gut Wienerisch sprechend, ins Wort, — ‚ach ja, — das sein so gute Untertanen. Schaun's, ich bin in Reichenberg gewesen, und da hab' ich's g'sehn, das sein so gute Untertanen, aber so gut, so treu.‘ — Und wieder, als ich eben vom deutschen Prinzip gesprochen hatte, rief er: ‚Ja, freilich, da um Reichenberg herum, da ist überall das deutsche Prinzip, ich hab's selber g'sehn, wie ich bin in Reichenberg g'wesen; da ist überall das deutsche Prinzip.‘ — Als dann Einer von uns versicherte, daß sich die Deutschen in Böhmen nicht werden von den Czechen terrorisieren und slavisieren lassen, daß sie sich im Notfalle lieber losreißen und, wenigstens die Grenzbezirke, lieber an Sachsen und Bayern anschließen werden, rief der Erzherzog voll Schrecken die Hände in einander schlagend: ‚Daß Gott behüte! Das wär' ja schrecklich!‘ — Als ich den Erzherzog in meiner Schlußrede daran erinnerte, daß doch auch die Habsburger Deutsche seien, fiel er mir mit einer Bewegung, als ob er sich plötzlich an etwas längst Vergessenes erinnerte, ins Wort und sagte lächelnd: ‚Freilich, wir sein ja Deutsche, freilich, wir sein Deutsche! . . .‘ Gegen Ende fragte er uns nach

unseren Namen, und siehe da, er kannte sie alle drei als höchst ehrenwerte Namen. Zum Schlusse, ohne uns irgend welche entscheidende Antwort zu geben, oder eine eigene Ansicht auszusprechen, bat er noch auf's Gemütlichste: ‚Jetzt sein Sie so gut und gehen Sie zum Pillersdorf und sagen Sie ihm alles so schön, wie Sie mir's g'sagt haben; werden wir schaun, wie wir Hand in Hand gehen.'“ ... So endete diese historisch denkwürdige Audienz.

Die Abordnung besuchte natürlich auch im Auftrage ihrer Mandanten den „Märzminister“ Pillersdorf. Diese Visite brachte den guten Mann in Verlegenheit. Auf welche Seite er sich neigte, immer konnte er sicher sein, es mit einer der Parteien zu verderben. Denn die Czechen hatten durch eine Deputation, die eben zur Türe hinaus war, das strikte Gegenteil fordern lassen. Und so fiel seine Antwort so gewunden aus, als unter sotanen Umständen nur möglich war ... „Wir erkannten,“ sagt Hartmann, „daß wir von der offiziellen Welt nichts zu hoffen hatten, und beschlossen, uns auf die öffentliche Meinung allein zu stützen und auf eigene Faust zu handeln.“ Diese feierliche Deputation war dabei natürlich überflüssig. So blieb nur Hartmann, der Wien ja genau kannte, hier zurück, die andern reisten heim. Hartmann versäumte keinen Moment, sich mit den führenden Elementen der Revolution in Verbindung zu setzen. Hier traf er unter anderen auch den Dr. Schütte wieder, den er wenige Monate vorher, als er noch in Prag, krank darnieder liegend, das Schwert des politischen Prozesses über seinem Haupte schweben fühlte, an die Familie Lieben als Hofmeister empfohlen. Schütte war zu ganz andern Zwecken als Hofmeisterns halber nach Wien gegangen. Er war einer der Hauptarrangeure der Sturmpetition des 13. März, und in den folgenden Wochen im Dienste der demokratischen Bewegung dermaßen agitatorisch tätig, daß ihn Pillersdorf durch einen offenbaren Rechtsbruch, den er höchst ungeschickt zu bemänteln suchte — er war nämlich der erste in seiner Art und der Märzminister daher noch ungeübt in solchen Dingen, — aus Wien fortschaffen ließ.

Hartmann hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Wiener an ihre Verpflichtungen gegen die Provinz zu mahnen, ihnen zu sagen, daß sie, indem sie die Provinz in ihrem Kampfe

gegen die Reaktion unterstützten, für die eigene Sache fochten. Unterliegt das Land, so kann sich die isolierte Hauptstadt allein nicht halten. Das und ähnliches entwickelte er in einer Rede, die er in der Aula, dem Versammlungsort der Studenten, den Kerntruppen der Revolution, hielt. Denn er hatte schon bemerkt, daß in Wien über die Zustände in Böhmen eine große Unklarheit herrschte. Es war eben alles mit sich selbst beschäftigt, und man war über die Lokalverhältnisse viel zu wenig unterrichtet, um auch nur auf den Gedanken zu kommen, daß es sich bei einer Bewegung in Prag — denn davon hatte man doch gehört — um eine andere als eine der Wiener parallel laufende handeln könnte. Nach verschiedenen Kontroversen, — die Czechen hatten auch auf der Aula ihre Parteigänger, — erreichte Hartmann seinen Zweck vollständig. Nun wollte er noch auf die Presse einwirken, damit „unsere Bedrängnis bekannt und das Augenmerk Deutschlands auf uns gerichtet werde." Hier hatte er weniger Erfolg. Zusagen und manche Versicherung steter Bereitwilligkeit erhielt er allerdings, das war aber auch alles. Um die Ausführung ihrer Versprechungen sorgten sich die Herren nicht. Nur die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte, so durch Hartmann veranlaßt, hin und wieder Korrespondenzen, welche die Prager Vorgänge beleuchteten.

Wenig Gutes konnte Hartmann melden, als er nach drei Tagen von Wien wieder in Prag eintraf. Die Deutschen in Böhmen waren fortan in ihrem Kampfe ganz auf sich selbst angewiesen. Die schönen Worte vom „Zusammengehen gegen den gemeinsamen Feind" blieben eitel Theorie. Die Vernachlässigung der Beziehungen zwischen Provinz und Hauptstadt sollten unheilvoll wirken.

Hartmann war sich klar, daß den Deutschen nichts übrig blieb, als die Frankfurter Wahlen aus eigenem Recht auszuschreiben und ausführen zu lassen. Dem entsprechend waren auch seine Anträge, die er am Ende seines Referates über die Resultate der Wiener Deputation in einer vom Deutschen Komitee einberufenen Volksversammlung stellte. Eine Kampfstimmung lag über dem in zwei sich heftig befehdende Lager gespaltenen Prag. Und schon bei seiner Ankunft konnte Hartmann merken, daß die Stadt aus dem Stadium, da die Geister aufeinander platzten, in ein neues getreten war, indem die Gegensätze auf massivere Art ausgefochten wurden. Eine

Anzahl Studenten erwarteten ihn, und bereiteten ihn auf den stürmischen Empfang vor, den ihm die über seine Haltung und seine Reden erbitterten Czechen veranstalten wollten.[1]) Er sah bald, daß er in ihnen eine Art Leibwache bekommen hatte, die die treue Aula ihrem Leutnant stellte. Am selben Abend noch sollte die Versammlung stattfinden. Doch bekam er noch vorher die Nachricht, daß die Czechen die Gelegenheit zu einer großen deutschfeindlichen Demonstration benutzen wollten. Es fehlte auf deutscher Seite nicht an Schwächlingen, die das Gruseln bekamen, als sich der von ihnen bisher „mannhaft" vertretenen Sache solche Hindernisse in den Weg stellten. Es hieß, daß bewaffnete Swornoster — Mitglieder des czechischen Kampfvereins, der eine Hauptforce in der Einschüchterung des schwächeren Gegners sah und im Prager Pöbel einen wirksamen Rückhalt fand, der auch oft genug in Aktion trat — die Umgebung des Lokals unsicher machten. Bald wußten sie sich auch Eingang in den Saal zu verschaffen, den man ihnen, da die Versammlung ja öffentlich war, nicht weigern konnte. Hartmann sah ein, daß er unter solchen Umständen wenig Worte machen dürfe. Das Wesentliche war ja auch durch seine beiden Kollegen schon bekannt geworden. Er ging deshalb gleich auf die aktuelle Frage, die Frankfurter Wahlen, ein, und faßte das, was geschehen müsse, dahin zusammen, daß man, ohne die Schritte der Regierung abzuwarten, die Wahlen proklamiere. Das trotzige: „Wir werden wählen", mit dem er seinen Speech schloß, war das Stichwort für die czechische Menge, die mit brüllendem Getobe in den Saal stürmte. Ihre Säbel und Flinten waren Argumente, deren schlagender Kraft die unbewaffneten Deutschen nicht widerstehen konnten: sie überließen dem Gegner den Kampfplatz.

Indessen ward das von Hartmann ausgegebene Programm schleunigst befolgt. Man setzte sich mit den übrigen Wahlkreisen Deutschböhmens in Verbindung, nach allen Richtungen

[1]) Wie weit dieser Haß ging, und welch lächerliche Formen er oft annahm, zeigt am besten die Tatsache, daß der czechische Pöbel einer alten Tante Hartmanns, die in irgend einem weltverlorenen böhmischen Neste lebte und wohl die Worte „Nation" und „Politik" all ihre Tage nicht gehört hatte, à conto des ungeratenen Neffen eine schallende Katzenmusik brachte!

die gleiche Parole ausgebend. Und der Erfolg, die gute Aufnahme und Befolgung dieser Aufforderungen zeigten, daß es auf dem Lande doch besser stand, als man vermutet hatte. Doch auch die Czechen blieben nicht müssig; überall hatten sie ihre Emissäre, die mit allen Mitteln gegen die Wahlen agitierten, die auf den 10. Mai festgesetzt wurden. Wer vom Deutschen Komitee Prag verlassen konnte, ging aufs Land, um in den einzelnen Bezirken bei der Wahlarbeit mitzuhelfen. Von Hartmann berichtet eine Zeitungsnotiz schon Ende April, daß er „als Kandidat für das deutsche Volksparlament auftreten wolle, falls Böhmen Abgeordnete schicke." In der Tat hatte ihn das Wahlkomitee der Stadt Leitmeritz, der ersten Stadt, die mit den Deutschen Prags in Verbindung getreten war, aufgestellt. Bevor er sich dahin begab, sich seinen Wählern vorzustellen, erlebte er noch in Prag das widerwärtige Schauspiel einer vom czechischen Pöbel in Szene gesetzten Judenverfolgung. Er tat, was in seinen Kräften stand, den Unglücklichen, denen er mit wenigen Gefährten bewaffnet zu Hilfe geeilt war, gegen die Roheit der Angreifer Beistand zu leisten. Einen ganzen Tag lang stand die kleine Schar unter Waffen. Mit diesem düsteren Eindruck verließ Hartmann Prag. Seine Wahl in Leitmeritz ging ohne weitere Schwierigkeiten vor sich. Wie vier Jahre vorher trug ihn der Dampfer die Elbe hinab. Ein an sich unbedeutendes Geschehnis, welches er erzählt, illustriert die damals unter den Czechen herrschende Stimmung: „Als einige Passagiere des Elbschiffes erfuhren, daß sie einen Abgeordneten zur deutschen Reichsversammlung an Bord hatten, verlangten sie vom Kapitän, daß er die schwarz-rot-goldene Flagge ausstecke. Dieser aber weigerte sich. Er wolle das Leben seiner Passagiere nicht in Gefahr bringen; er habe die dreifarbige Flagge einmal aufgehißt, da sei vom Ufer aus auf das Schiff geschossen worden. Es sei sein Polytechniker gewesen. Seit damals wisse er sich beobachtet. Erst als wir Raudnitz hinter uns hatten, wurde die deutsche Einheitsflagge aus einem versteckten Winkel hervorgeholt."

Nach Ablauf der Wahlen ward wieder Ruhe im Lande. Die Czechen hatten eingesehen, daß sie sie doch nicht in allen Orten verhindern konnten, und hatten sich begnügt, sie dort zu hintertreiben, wo sie dominierten.

VI.

Deputierter zur Nationalversammlung.

Am 16. Mai traf Hartmann in Frankfurt, dem Sitz der konstituierenden Versammlung ein. Schon am 17. und 18. nahm er an den im Kaisersaale des Römers stattfindenden Vorberatungen Teil. Einige Tage dauerte es immerhin, bis die der parlamentarischen Arbeit ungewohnte Versammlung auch nur daran gehen konnte, sich zu konstituieren. Bis dahin bot sie noch ein Bild wüsten Durcheinanders, aus dem sich nur selten eine markantere Erscheinung heraus hob.

Das Vorparlament, das vom 31. März bis zum 3. April gleichfalls in Frankfurt getagt hatte, hatte nur halbe Arbeit verrichtet. Es hatte nicht verstanden, sich zur vollen Höhe der Situation zu erheben, nicht begriffen, daß jeder Moment, der ungenützt verstrich, unwiederbringlich für die Sache des Volkes verloren war, daß eines vor allem Not tat, wenn man sich die Früchte der blutigen Revolution sichern wollte: die Revolution zu organisieren. Mit sorgsamer Ängstlichkeit erinnerten sich die Herren gegenseitig, daß sie eigentlich gar kein legales Mandat hätten. So hatten sie eine fast krankhafte Scheu vor dem Fassen von Beschlüssen, deren Konsequenz über den nächsten Tag hinausging. Sie verstanden ihre wahre Aufgabe weit weniger als z. B. das Prager National-komitee, das, was man auch sonst immer dagegen einwenden mag, doch einen Mittelpunkt organisatorischer Tätigkeit bildete, und das die Arbeit der zugesicherten Landesvertretung kraftvoll vorbereitete. Man kann zur Entschuldigung anführen, daß das Vorparlament weit schwierigere Probleme

zu lösen hatte, als dieses, das doch nur die Vertretung einer wenn auch großen, Provinz war, daß die Unsicherheit, das Schwankende seines Auftretens sich durch die ungleichmäßige Zusammensetzung dieser Körperschaft erklären lasse, in der z. B. Preußen durch 145, Österreich durch 2 Voten, andere deutsche Staaten überhaupt nicht „vertreten" waren. So scheute man sich vor jedem entschiedeneren Schritt, und wenn die radikaleren Elemente auf eine energische Aktion drangen, begnügte sich die Majorität darauf hinzuwirken, daß die Körperschaft sich für inkompetent erkläre. Man dürfe doch die Aktionsfreiheit des vom Volke zu wählenden Parlamentes nicht hemmen. So kam es, daß das mit Jubel und Hoffnungen begrüßte Vorparlament praktisch nichts leistete außer der Anordnung der zu den allgemeinen Wahlen nötigen Formalitäten. Von den vier Tagen, die es beisammen war, konnte man auch billiger Weise etwas größeres nicht erwarten. Der nicht wieder gut zu machende Fehler lag eben darin, daß es nach diesen vier Tagen auseinandergieng, daß es, statt die Bewegung zu leiten, sich damit begnügte, der Revolution gewissermaßen die parlamentarische Nottaufe zu erteilen, daß es, statt dem neuen Parlamente aus eigener Kraft den Weg zu ebnen, genug getan zu haben glaubte, wenn es ihm in feierlicher Anrede seine Reverenz erwies. Die Linke, die schon hier zeigte, daß sie ihre Zeit und deren Erfordernisse besser kannte, hatte allerdings die Forderung gestellt, die Versammlung möge sich in Permanenz erklären und so lange tagen, bis die Nationalversammlung die Geschäfte übernehmen könne. Doch war dieser Antrag mit großer Majorität von den „Inkompetenten" abgelehnt worden. Schließlich einigte man sich auf ein Kompromiß, das die Eigenschaft aller Kompromisse, die Halbheit, in hervorragendem Maße teilte. Man wählte einen Ausschuß von fünfzig Mitgliedern, der die Tätigkeit seiner Mandanten, nichts zu tun, auf ersprießlichste Weise fortsetzte. Man konnte ja von diesem Ausschuß auch gar nicht erwarten, daß er da handeln werde, wo das Plenum sich beharrlich gesträubt hatte, den engen Zirkel, den es sich gesteckt, auch nur einen Schritt weit zu verlassen. Er war ja wirklich nicht „kompetent". Als wenn es sich in einer solchen Zeit darum handelte, Worte zu klauben. Die Partei, die dynastisch-reaktionäre Interessen

verfocht, zeigte sich, als ihre Früchte reiften, weit weniger skrupulös und scherte sich den Teufel um „Legalität“ und „Illegalität.“

So wurde die Zeit von sechs kostbaren Wochen in unverantwortlicher Weise verschleudert, in denen die bestürzten Regierungen Muße genug fanden, sich einigermaßen zu rangieren und von dem erlebten „Choc“ zu erholen. Das neue Parlament aber fand bei seiner Eröffnung ein wahres Chaos vor, das zu ordnen seine Vorläufer nicht den leisesten Versuch gemacht hatten. Durfte man hoffen, daß es seiner Aufgabe besser gewachsen sein werde als sie? Waren nicht die Leisetreter des Vorparlaments und ihre Gesinnungsgenossen auch hier in der überwiegenden Mehrheit? Die nächste Zukunft schon brachte die Lösung dieser bangen Fragen. Den ersten Beschluß von weiter tragender Bedeutung faßte das Haus in der Angelegenheit der Unruhen, die, durch Zwistigkeiten zwischen Garnison und Bürgerschaft entstanden, fast zu einem Bombardement der Stadt Mainz geführt hätten.[1]) Zitz, der radikale Abgeordnete von Mainz, war es, der dies in der Paulskirche zur Sprache brachte und einen Antrag stellte, der das Haus veranlassen sollte, die nötigen Maßregeln selbst zu ergreifen. Seine beweglichen Vorstellungen hatten denn auch den Erfolg, daß eine Kommission eingesetzt ward, die die Sache an Ort und Stelle untersuchen sollte. Doch als wenige Tage später dieselbe Angelegenheit wieder zur Diskussion stand, hatte sich schon eine merkwürdige Erschlaffung der Versammlung bemächtigt. Verflogen war der Spiritus, das Phlegma war geblieben. Die treffliche Rede Heckschers, aus der dann Nauwerk, der Berliner Abgeordnete, mit scharfer Logik die Konsequenzen zog, indem er forderte, die Versammlung möge für eine zeitgemäße Umgestaltung des Heerwesens Sorge tragen, ging eindruckslos vorüber. Hatten sie noch so schlagend die Berechtigung des Parlaments, seine „Kompetenz“, sich in derartig wichtige innere Angelegenheiten einzumischen, bewiesen — die Versammlung meinte plötzlich

[1]) Mainz stand, als Bundesfestung, unter einem preußischen Kommandanten. Dieser hatte sich durch die Ereignisse veranlaßt gesehen, über Mainz eine Art von Belagerungszustand zu verhängen und die eben organisierte Bürgerwehr aufzulösen.

mit Welcker, es sei zu nichts als zum Konstituieren berufen, und seine Klage, sich ja nicht auf den Boden der Revolution zu stellen — die das ganze Parlament ja erst hervorgebracht hatte, — traf nur zu bereitwillige Hörer. Dieses Wort genügte, die Versammlung von allen weiteren Schritten abzuhalten. So bot sie das unerquickliche Bild der Echternacher Prozession, nur daß sie, nachdem sie sich tapfer einen Schritt vor gewagt, schleunigst zwei zurücktat. Nicht einmal zur Höhe des kompromisselnden Kommissionsantrags schwang sie sich auf. Sie meinte, mit einer fünfstündigen Debatte schon genug für das Wohl des Landes getan zu haben, und nahm mit großer Mehrheit einen Vorschlag an, über die Mainzer Affaire einfach zur Tagesordnung überzugehen. Die Tragweite eines solchen Vorgehens darf nicht unterschätzt werden. Das Parlament schnitt sich hierdurch ein- für allemal die Möglichkeit ab, zu einer Frage Stellung zu nehmen, die in die Machtsphäre eines Einzelstaates fiel; denn mit denselben fadenscheinigen Argumenten konnte man jede derartige Motion von sich weisen. So hatte die Versammlung, ohne jede äußere Nötigung oder Veranlassung, sich freiwillig eines ihrer bedeutendsten und für das Interesse der Gesamtheit wie auch das Gedeihen des Verfassungswerks, dem man alles andere unterzuordnen vorgab, wichtigsten Rechtes begeben.

In dem Parlamente, das schon in den ersten Wochen seiner Existenz ein so geringes Maß von jener Energie zeigte, die zur Durchführung seiner großen Aufgabe notwendig gewesen wäre, spielte Hartmann keine bedeutende Rolle. Trat er doch als Politiker außerhalb seines engen Kreises nur wenig hervor. Er wußte, daß es da berufenere Köpfe gab und bessere Sprecher, obwohl wir sahen, daß er auch als Redner seinen Mann stellte. Eine tagebuchartige Aufzeichnung — er scheint anfangs die Absicht gehabt zu haben, seine Reflexionen regelmäßig niederzuschreiben, doch führte er das nur wenige Tage lang durch — verrät uns seine inneren Bedenken: „30. Juli: Oft wünsche ich mir ein gewaltiger Redner zu sein, um die Versammlung zu meinen Überzeugungen hinzureißen; dann aber erschrecke ich wieder vor dem Gedanken und der Verantwortlichkeit. Würde ich diese erfahreneren, reiferen, gelehrteren und vielleicht besseren Männer nicht zu etwas Unpraktischem, Verderblichem hin-

reißen? — Es ist ein Unglück jung und nicht eingebildet zu sein." Mit einer größeren Rede trat er nur ein einziges Mal hervor. Es war am 2. August, als die konstituierende Versammlung über den Paragraphen der Grundrechte, der die „Gleichheit aller Deutschen vor dem Gesetze" feststellt, beriet. Hartmann stellte den Zusatzantrag: „Der Adel mit allen seinen Vorrechten, Titeln ꝛc., ist für ewige Zeiten abgeschafft." Ihn zu begründen, ließ er sich das Wort erteilen: „Meine Herren! Es gibt Wahrheiten, die, wiewohl klar und sonnenhell wie der Tag, doch schon so oft besprochen worden sind, daß man sich eigentlich schämt, sie nochmals auszusprechen. Seit sechzig Jahren wurde über den Adel und über die Abschaffung desselben speziell sehr viel gesprochen; der Adel ist eigentlich in der öffentlichen Meinung getötet, und gegen etwas Lebloses zu Felde zu ziehen, gibt das Ansehen eines Don Quijote. Wenn aber der Tod als ein Gespenst umher geht, und es nur eines Wortes bedarf, um dieses Gespenst verschwinden zu machen, so ist es Pflicht, dieses Wort auszusprechen. Nur derjenige ist ein Staatsmann und imstande, Gesetze zu geben, nur derjenige ist ein wirklicher Politiker, welcher das Tote von dem Lebenden, und der zu unterscheiden weiß, welche Zeit neu zu leben beginnt und welche zu Grabe gegangen. Fürchten Sie nicht meine Herren, ich werde mich nicht auf lange logische Beweisgründe einlassen, ich würde in jeder gebildeten Gesellschaft fürchten, sie zu beleidigen, wenn ich Dinge, wie die Notwendigkeit der Abschaffung des Adels, beweisen wollte, ich würde fürchten, die deutsche Nation zu beleidigen, denn davon, glaube ich, ist jeder Bauer überzeugt, daß der Adel tot ist. Die einzige Garantie für die Zukunft der Freiheit ist die Gleichheit; wer sich für bevorzugt hält, hält sich auch immer für höher und besser, und glaubt, er sei berufen, den andern zu regieren, er kommt zur Logik des Caligula, der da sagt: der Mensch ist ein ganz vortreffliches Geschöpf, ich muß aber viel besser sein, als die übrigen, denn ich stehe weit höher, bin ein Gott. Der Adelige ist halb und halb auch so weit gegangen, er sagt, ich bin aus viel edlerem und besserem Stoff, mein Fleisch und Blut ist edler und besser. Meine Herren! Jeder Physiologe könnte ihnen vielleicht das Gegenteil beweisen. Die Akten über diesen Ge-

genstand sind, wie gesagt, geschlossen, und die ganze Geschichte, was man dafür und dagegen sagen kann, liegt in dem einzigen bekannten Satze: la force a fait le premier esclave, mais la méchanceté l'a continué. Wir sind aber keine niederträchtigen Sklaven, wir werden also den Adel nicht aufrecht erhalten. Was will denn eigentlich der Adel in der heutigen Welt? So lange er ein Stand war, hatte er Pflichten, und er war nur ein Stand, weil er Pflichten hatte. In jetziger Zeit hat jeder dieselben Pflichten, und der Adel, der keine besonderen Pflichten hat, ist zu einer bloßen Kaste herabgesunken und wir werden in dieser Beziehung nicht mit Indien oder China gleichstehen wollen. Ich will nicht auf das alte banale Wesen zurückkommen, nicht von dem Bauernschweiß, nicht von dem Unwürdigen sprechen, welches darin lag, daß ein Stand dem andern untergeordnet war, daß einer vor dem andern Vorrechte hatte. Das sind abgemachte Sachen. Ich könnte wohl die ganze Kette von Schlechtigkeiten von dem Mittelalter bis auf die neueste Zeit vor Ihnen aufwickeln. Ich will es aber nicht. Es könnte dies für einzelne beleidigend sein, und die Sache gilt ja dem Stande. Ich könnte Ihnen sagen, wie der Adel, nachdem er im Mittelalter seine Bestimmung eingebüßt hat, herabgesunken ist zu den Lakaien und Intriguenmachern der Höfe, und wie er heutzutage so ganz und gar überflüssig wurde. Das sieht aber jetzt jeder ein, und ich will daher nur auf zwei Dokumente zurückkommen, die uns vorliegen, das eine die standesherrliche, das andere die Petition des Adels, die in letzter Zeit uns eingereicht wurden. Sehr bezeichnend für den Adel war es, daß er während dieser ganzen ungeheueren Bewegung sich niemals als Korporation, niemals überwiegend, sondern immer nur in wenigen einzelnen dabei beteiligt hat. Jetzt, wo es gilt, ihm ein erbärmliches „von" zu nehmen, kommt er vor und rührt sich, und bezeichnend für den Charakter desselben ist es, daß diese Herren sich einen Sachwalter wählten, der seine Feder schon den Feinden des Vaterlandes geliehen hat. Die Adeligen, die sich um die Aufrechterhaltung des Adels verwenden, vertreten das Stabilitätswesen. Ob es nun aber ein großes Verdienst ist, das Stabilitätswesen zu vertreten, überlasse ich Ihrem eigenen Urteile. Wir gehen noch immer bergauf und brauchen keinen

Hemmschuh, und wird es einmal bergab gehen, so haben wir genug Stabilität in unserem deutschen Wesen und unserer deutschen Gründlichkeit. Den Adel brauchen wir hierzu nicht. Bei Abschaffung des Adels ist aber im Grunde nur der edlere Teil desselben zu berücksichtigen, der heutzutage eine falsche Stellung hat. Es ist ein Anachronismus und wie hier schon gesagt worden, daß kein rechter Mann heutzutage in seinem öffentlichen Wirken unverantwortlich sein kann, so muß man auch sagen, kein rechter Mann kann heutzutage ein Vorrecht haben wollen. Durch Abschaffung des Adels helfen wir dem besseren Teil desselben über eine zweideutige und schiefe Stellung, worin er sich befindet, hinüber. Ich stimme für gänzliche Abschaffung des Adels mit allen seinen Vorrechten und Titeln. Ich rate dem Adel, nicht den Titel beibehalten zu wollen, und jedem freizugeben, sich irgend einen Titel beizulegen. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an Frankreich, wo jeder sich irgend einen Titel geben kann, welchen er will. Ich erinnere daran, daß nicht der bessere Teil der Nation sich adelige Titel beilegt. Gewöhnlich sind es die falschen Spieler, die sich Vicomtes und Marquis nennen, und wer die Vicomtesses und Duchesses sind, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Zum Schluß erlaube ich mir, Ihnen nur noch eine kleine Fabel mitzuteilen: ein verrostetes Schild flehte zur Sonne: ‚o Sonne, beleuchte mich!' Diese sprach: ‚o Schild, reinige dich!' Unser Adel in seiner Ausnahmstellung und mit all den ungeheuren Vorwürfen, die auf ihm lasten, kann sich nur dadurch reinigen, daß er aus seiner Ausnahmstellung heraus zurückgeht, in den heiligen Schoß des Volks. (Vielstimmiges Bravo.)" . . . Den Antrag selbst zog er, da Moritz Mohl einen ähnlich lautenden gestellt, zu dessen Gunsten zurück. Daß die Argumente, auf die er sich stützt, sonderlich tiefgründig sind, kann man nicht behaupten; allein es wurde damals mit den wunderlichsten rhetorischen Mitteln gearbeitet, wie sich denn beispielsweise Rösler unter stürmischem Bravo der Linken das Paradoxon leistete: er verlange, wenn der Adelige zum Bürgerlichen gemacht wird, wenn er ein Verbrechen begeht, daß auch der Bürgerliche, wenn er in das Zuchthaus kommt, zum Adeligen gemacht werde, damit Gleichheit herauskomme! . . . Sämtliche Zusätze, die auf Abschaffung des Adels antrugen, fielen, sogar mit einer recht bedeutenden *Majorität* . . .

Hartmann hatte sich sofort dem äußersten linken Flügel angeschlossen, auf dem er noch eine ganze Reihe von Abgesandten seiner engeren Heimat traf. Auch Rank hatte ein Mandat erhalten und traf kurze Zeit nach Hartmann ein. Der Freund, der ihm bei seinem ersten Gange zur Paulskirche den Cicerone machte, sagte zu ihm: „So, lieber Freund, du bist nun seßhaft in dem heiligen Raume; ich habe noch einige Schroffen höher zu steigen bis in die Region der Ultraseligen, wo die Luft reiner und durchsichtiger ist; ich horste dort auf dem Berge.“ Gemeint ist der Klub der äußersten Linken, der Donnersberg, dem nach anderen, gleichzeitigen Notizen Rank selbst auch angehört haben soll; im Verzeichnis der demokratischen Fraktion findet er sich allerdings nicht. Da saßen ferner der gemütliche und doch feurige Giskra, der kaustische Berger, mit dem er schon in Wien manch Wort gewechselt, und der, wie Landesmann erzählt, doch mit einer gewissen hochmütigen Verachtung auf den lyrischen Eintagsruhm der jungen Poeten Hartmann und Meißner herabsah. Und nicht weit davon war auch der wohlbekannte Kuranda, der sich von seinen geliebten Grenzboten emanzipiert hatte. Den Platz in seiner unmittelbaren Nachbarschaft aber hatte Venedey inne, der jetzt, als Volksvertreter, am Ziele seiner innigsten Wünsche zu sein glaubte, eine Meinung, in der ihn auch die Verhandlungen über Mainz nur bestärken konnten. [1]) Alle Not seiner vieljährigen Verbannung war vergessen, seine heiligsten Ideale schienen ihm erfüllt, eine Änderung, ein Umschlag der Verhältnisse undenkbar. Er sah alles rosenfarb und himmelblau. Er hatte eben den Kampf der Gegensätze nicht so in der Nähe beobachtet. Darum konnte ihm nichts seinen Glauben an eine ideale Harmonie, die sich in der Paulskirche verkörpern und aus ihr hervorgehen sollte, rauben. Seine Nachbarn teilten seine idealen Phantasien nicht und machten vielmehr von dem demokratischen Vorrecht des Mißtrauens reichlichen Gebrauch; wie sich denn die Linke überhaupt von dem Begeisterungsweihrauch, der auf allen „Altären des Vaterlandes“ im Übermaß geopfert wurde,

---

[1]) Man sieht, daß die Sonderung der einzelnen Parteien nach den Plätzen nicht so streng war, wie wir das heute gewohnt sind; denn Venedey gehörte eigentlich dem linken Zentrum an.

nicht benebeln ließ, sondern sich überall einen klaren Blick zu wahren suchte.

Die Anzahl von Parteien und Parteichen, in die im Laufe des Sommers noch das Haus zersplitterte, unterschied sich mehr durch ihre Namen als durch die oft minimalen Differenzen ihrer Programme. Sie nannten sich alle — und das ist für die Frankfurter Politik kein unbedeutendes Charakteristikum — nach den Gasthäusern, in denen sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. So kam die äußerste Linke, die aus etwa vierzig Mitgliedern bestand, zu dem Namen Donnersberg. Von einer schroffen Trennung der Angehörigen dieser verschiedenen Richtungen war jedoch — von den extremsten Parteien natürlich abgesehen — keine Rede. Außerhalb der Paulskirche fand man sich oft gemütlich zusammen, und solch verlockender Gelegenheiten bot das schöne Frankfurt mit seiner lieblichen Umgebung mehr, als mit den Pflichten eines Deputierten vereinbar erscheinen mag. Besonders auf der Linken gab man sich teilweise einem heiter-unbefangenen Lebensgenusse hin, der mit dem Ernst der Sache, die zu vertreten sie nach Frankfurt gekommen waren, in einem bedenklichen Gegensatze stand. Oft zog sie die schöne „Mainlust" an und vereinigte sie gar manches Mal zu einem kleinen Festmahl, bei dem es dann wohl auch etwas zu hoch herging. „Sie sind größtenteils besoffen", verrät eine indiskrete Tagebuchnotiz Ferdinand Hillers mit Vernachlässigung alles den würdigen Mitgliedern des Hauses schuldigen Respekts. Und dies zu einer Zeit, wo die Schleswig-Holsteinische Frage schon ihre Schatten in der Paulskirche warf. Öfter noch erholte man sich von oder während einer schweren Sitzung, indem man das rote Haus am Paulsplatz verließ, und in dem alten niedrigen Lokal mit der rauchgeschwärzten Decke in der nahen Kirchgasse Unterschlupf suchte, wo man natürlich auch nicht trocken saß.

Die Bekanntschaft Hartmanns mit Hiller fällt in diese Zeit, den Vermittler gab anscheinend Alfred Meißner ab, der Hiller schon von Dresden her kannte, das er auf einer Ferienreise besucht. Hillers noch ungedruckte Tagebücher geben uns darüber Aufschluß, daß der Verkehr schon sehr bald vertraute Formen annahm. Auch in den Klub der

Radikalen, gemeint ist wohl der Donnersberg, ließ Hiller sich einführen, wo sich Hartmann gerade bei einer Diskussion über die österreichische Frage hervortat. Dann trifft man sich in Gesellschaften, in kleinen Soireen, bei denen Hiller seine Kunst hören läßt. Gemeinsame Spaziergänge folgen. Hartmann liest dem neuen Freunde Gedichte, sein Trauerspiel „Sie sind arm" vor, und endlich zeigt das Tagebuch die lakonische, doch vielsagende Notiz: „Zu Gedichten von Hartmann phantasiert." Die ersten Spuren eines künstlerischen Bündnisses, das im Laufe der Jahre noch manche schöne Frucht zeitigen sollte.

Meißner war Mitte Juni in Frankfurt eingetroffen, über Leipzig und Eisenach, wo er ein Wartburgfest mitgefeiert. Er gehörte der Nationalversammlung nicht an, nur mit seiner Feder stand er an der Seite der Linken im Kampfe. Bis zum Ende des Jahres blieb er in Frankfurt und wie in alter Zeit lebten die Freunde mit- und beieinander. Sie wohnten unter einem Dache, Hartmann bei Hillers Stiefbruder in der neuen Kräm, Venedey, Rank und Meißner. Alle Brüder im Glauben, vereinte sie auch mit den andern Gliedern der Linken die Wirtsstube vom „Grünen Baum." „Um fünf Uhr an Parlamenstagen, um ein Uhr an Sonntagen pflegten sich die Abgeordneten des Donnersbergs zum Mittagstisch im ‚Grünen Baum', einem Wirtshaus in einem Gäßchen unfern des Maines, zu versammeln. . . Hatte die Linke einen guten Tag gehabt, so war dies gesellige Mahl, bei dem man von Arbeit und bösem Wortkampfe ausruhte, ein Fest. Da wurde auch das „Parlamentslied" gedichtet, zu welchem jeder eine Strophe oder mindestens einen Vers beitrug." Später, als das längere Beisammensein und die vertrautere Bekanntschaft schon ein engeres Band um sie geschlungen, nahm auch der gemütliche Witz einen intimeren Charakter an. Es soll sogar, unter der Leitung Vogts, zu der Herausgabe eines humoristisch-satirischen Parlamentsanzeigers, der die Vorgänge in der Paulskirche und ihre Akteure persiflierte, gekommen sein, der dann bei der munteren Tafelrunde von Hand zu Hand ging. Und als das Zentrum mit seinem Plane des erblichen Kaisertums für Preußen hervortrat, bei dem sich Spaltung und Ohnmacht der Nationalversammlung deutlich offenbarte, da war Spott

und Hohn im „Grünen Baum" nicht gering. Vogt, übermütiger als je, bestieg sogar selber den Pegasus, indem er das Uhlandsche Lied von den drei Burschen travestierend auf die drei „Urprofessoren" umdichtete. Im letzten Teile aber ging ihm der poetische Spiritus aus und Hartmann mußte nachhelfen.

Das junge Kaiserlein.

Es zogen drei Hofrät wohl über den Main
Bei einer Frau Wirtin, da kehrten sie ein.
Frau Wirtin, hat sie gut Bier und Wein,
Wo hat sie das junge Kaiserlein?
Mein Wein und Bier sind gar nicht klar
Das Kaiserlein liegt auf der Totenbahr.
Und als sie traten zur Paulskirch herein
Da lag es in einem ledernen Schrein.
Da trat zu der Bahre der steife Waitz,
Schlug nieder die Augen und machte ein Kreuz.
Ach, lebtest du doch, mein Kaiserlein,
Ich wollte dein treuster Professor sein.
Der Beseler deckte den Schleier zu
Und drehte sich ab und weinte dazu.
Weh, daß du liegst auf der Totenbahr,
Ich hab' dich gelehrt so manches Jahr.
Der Dahlmann hub auf den Schleier sogleich
Und küßte es auf den Mund so bleich.
Ach, daß du gestorben an Sterblichkeit
Ich werde dich lieben mit Erblichkeit . . .

Selber Altmeister Uhland, der ja auch auf der Linken saß und der von Anfang eingenommenen Stellung bis ans Ende treu blieb, soll über die Farce herzlich gelacht haben. Nicht weniger scharf aber, als hier mit den Parteien und ihren Schwächen, sprang man mit den einzelnen Personen um. Wesendonck, der Abgeordnete für Düsseldorf, der auch zu den lustigen Vögeln des grünen Baumes gehörte und mit Hartmann rasch intim wurde, hat nach einem halben Jahrhundert fern vom Vaterlande verbrachten Lebens einige Erinnerungen an seine größte Zeit in einem dünnen Memoiren-

heftchen niedergelegt, übrigens einem traurigen Beispiel greisenhafter Gedächtnisschwäche. Da teilt er auch ein Verslein mit, das Hartmann auf Wilhelm Jordan gemünzt, als er während der Polendebatte seine Schwenkung von der Linken zur Rechten, d. h. zur Partei Gagerns, vollzog. Es ist offenbar auf die Melodie des Heckerliedes gereimt:

Wo ist denn der Jordan?
Wißt Ihr denn nicht das?
Ei, für ihn ist fortan
Seine Zukunft Spaß
Ihn hat Herr von Schmerling
Trefflich konserviert
Und als deutschen Hering
Reichs-einmariniert.

Jordan wurde nämlich bald nach seiner Apastasie zum Marinerat ernannt; die Marine aber — sollte erst noch gebaut werden . . . Obgleich Wesendonck kein Wort weiter hinzufügt, glaube ich doch, daß die Annahme nicht unberechtigt ist, daß dieser Vers noch manchen gleichartigen Nachfolger fand. Wenn uns auch von diesen „Splittern" zur Reimchronik leider nichts erhalten ist, so ist mir doch eine Stelle aus den 1848, also vor der Chronik, geschriebenen Novae epistolae obscurorum virorum, die uns später noch des Weiteren beschäftigen werden, Beweis, daß sie existierten. Denn es ist da, offensichtlich mit Anspielung auf diese politischen Liedchen, im fünften Briefe von jenem »Apollo barbatus« die Rede, der auf den Übertritt Piepmeyers von der Linken zur Rechten die Elegie dichtet:

Decessit quondam Rugius,[1])
Nunc sequitur Piepmeyerus,
Hodie mihi, tibi cras
O vanitatum vanitas.

Daß mit dem Apollo barbatus aber Hartmann gemeint ist, bedarf keines Beweises . . . So sehen wir, wie Hart-

---

[1]) Ruge war bereits im Laufe des Sommers ausgetreten.

mann seine nicht von Sitzungen, die kaum einer so pünktlich und gewissenhaft besuchte, als er, eingenommene Zeit hinbrachte. Keinem der zahlreichen Ausschüsse gehörte er an; und wenn er später an den Verleger Schmerber, der ihn um eine kurze biographische Skizze über seinen Freund Venedey für seine Sammlung gebeten, schreibt, er habe keine Zeit, so erraten wir, daß es andere Verpflichtungen waren, die ihn dermaßen okkupierten.

Denn auch in gesellschaftlicher Beziehung waren die Abgeordneten sehr in Anspruch genommen, und sie ließen sich gern in Anspruch nehmen. Die Deputierten bildeten in den Salons der Frankfurter Finanzwelt eine neue Attraktion und waren deshalb sehr gesucht. „Es ist wahr,“ schreibt Hartmann, bei dem noch sein Dichterruhm diese Anziehungskraft verstärkte, in einer seiner Memoiren-Novellen, „daß man zur Zeit der Nationalversammlung sehr liebenswürdig gegen uns gewesen. Das Zusammenstürzen, wenigstens das zeitweilige, der Schranken, die sonst Stände von Ständen geschieden, das Chaos, die Anarchie in den Ideen — alles erleichterte die Zuvorkommenheit. Man lebte wie in einem Gedränge, in welchem man die unerwartetsten Zusammenkünfte feiert, und die Aufregung machte, daß man mehr als sonst die Formen vernachlässigte, und daß aus einer flüchtigen Berührung leicht eine dauernde, oder, wenn auch nicht dauernde, so doch intime Verbindung wurde. Wir Deputierte hatten es insoferne besser als andere, als wir einen sichtbaren Standpunkt einnahmen, neue Erscheinungen waren und darum die Frauen ohne weiteres hervorragendes Verdienst interessierten. Es ist gewiß, daß manchem Volksvertreter manches Glück zu Teil wurde, daß er als gewöhnlicher Sterblicher in gewöhnlichen Zeiten nicht gekostet haben würde; indessen, so arg, wie man es oft darzustellen suchte, war es doch nicht, und was an Argem übrig bleibt, wenn man die Erfindung von der Wahrheit abzieht, verteilt sich auf fremde und einheimische Herzen zu gleichen Teilen. Die Zeit war ja auch zu kurz, — und die Stadt zu klein“, schließt er fast mit einer Nuance des Bedauerns . . . So setzte er das Spiel des Flirt, dem er im vorigen Sommer in den „böhmischen Wäldern“ sich mit soviel Ausdauer als Erfolg hingegeben, in seiner neuen Würde als Volksvertreter in der schönen Mainstadt fort.

[illegible] die Zeit verl[illegible] [illegible] Härte zugewandt [illegible] aus welcher Sphäre [illegible] seine ersten [illegible]

[illegible] Jahre 1848 lockte ihn [illegible] zu Bonn hielt er [illegible] protestierte und [illegible] der Schütz[e] brachte [illegible] geschriebene[n] [illegible] Bergmann [illegible] Begegnung [illegible] Parteikampf [illegible] erschüttert und er [illegible] Abend.

[illegible] Erscheinung [illegible] Überzeugung [illegible] Konversation ausgestattet [illegible] zu sprechen. [illegible] gab ihm Schienen [illegible] dem Volk und mit dem [illegible] Deutscher [illegible] aussprach. [illegible] auf der Brust [illegible] ich mich, wie [illegible]

Keine Helden — aber zweite Liebhaber.



1. Schaffrath, Ceremonienmeister.
2. Ruge, Minister des Äußern.
3. M. Hartmann, Minister des Innern.
4. Zitz, Kriegsminister.
5. Schlöffel, Minister der Gerechtigkeit.
6. v. Itzstein, wirkl. geh. Rath.

Hartmann mit „Kelch und Schwert".

Gruppe aus der Karikatur „Das Ministerium der Zukunft".

Und wir wundern uns nicht mehr über die Position, in der wir ihn auf einem der unzähligen zeitgemäßen Spottblätter finden: es ist „Theater in Frankfurt“ betitelt und weist jedem der Abgeordneten, den es aufs Korn nimmt, ein bestimmtes Rollenfach zu. Hartmann kommt gleich am Anfang hinter dem preußischen Major Boddien, der mit ellenlangem Schnurrbart als erster Held und Liebhaber figuriert. In leichtem Tändelschritt spaziert er daher, kokett gepflegten Barts und Haupthaars, die Laute, mit der er wohl eben ein verliebtes Ständchen gebracht, noch, gedankenlos klimpernd, in der Linken. Aus der Rocktasche guckt noch der Lorbeerkranz hervor, der uns von der Vignette von „Kelch und Schwert“ her bekannt ist . . . Und die Unterschrift lautet: Keine Helden, aber zweite Liebhaber! . . . Auf einem andern „Ätzbild“ ist er dagegen bereits zum Minister avanciert . . .

So wurde mit diesen und ähnlichen wenig dem Ernste der Situation angemessenen Spielereien die Zeit verschleudert, die würdigeren Aufgaben besser hätte zugewandt bleiben sollen. Immerhin erkennt man, aus welcher Sphäre Pfaff Mauritius, der spätere Reimchronist, seine ersten Anregungen zog.

Der herrliche Sommer des Jahres 1848 lockte ihn wieder ein wenig rheinabwärts. Auch in Bonn hielt er sich auf, wo er Kinkel aufsuchte, der dort professorierte und sich der Lorbeeren, die ihm sein „Otto der Schütz“ brachte, freute. In seiner trefflichen im Winter 1872 geschriebenen Skizze über Hartmann erzählt Kinkel diese erste Begegnung. „Wir standen damals auch schon mitten im Parteikampf, aber noch war unser glückliches Haus unerschüttert und er verbrachte bei uns einen heitern und lebensreichen Abend. Damals 27 Jahre alt, war er eine hinreißende Erscheinung; schön, freundlich, und dabei fest in seiner Überzeugung, mit jenen zwei höchsten Gaben der Konversation ausgestattet: erstens ruhig zu hören und zweitens vortrefflich zu sprechen. Die südliche Phantasie des Österreichers gab ihm Schwung, seine norddeutsche Bildung gab ihm Halt und mit dem Weltbürgertum des Juden verband sich ein fester deutscher Patriotismus, der fast in Nationalstolz sich aussprach. Er stand im Frühling der schönsten Hoffnungen; auf der Brust trug er ein rotes Uhrband, und noch erinnere ich mich, wie er mit



[illegible] Dr. [illegible]
[illegible] vermögen [illegible]
[illegible] und wohl [illegible]
[illegible] den [illegible]
[illegible]
[illegible] entlaugen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] der [illegible]
[illegible] und Schw[illegible]
[illegible] Rome [illegible]
[illegible] andern [illegible]
[illegible]
[illegible] wenig [illegible]
[illegible] Zeit verfehlen [illegible]
[illegible] zuwandte [illegible]
[illegible] welcher Sphäre [illegible]
[illegible] ersten [illegible]

[illegible] lockte ihn wieder [illegible]
[illegible] er sich [illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] Schutz brachte [illegible]
[illegible] erlebenen [illegible]
[illegible] erne Begegnung [illegible]
[illegible] Parteikampf [illegible]
[illegible] und er [illegible]
[illegible] Abend [illegible]
[illegible] Erfahrung; schon [illegible]
[illegible] Begegnung mit [illegible]
[illegible] ausgewandert [illegible]
[illegible]
[illegible] gar [illegible]
[illegible] mit dem [illegible]
[illegible] deutscher [illegible]
[illegible]
[illegible] Brust [illegible]
[illegible] und noch [illegible] mich, wie [illegible]

Zu S. 222.

Keine Helden — aber zweite Liebhaber.



1. Schaffrath, Ceremonienmeister.
2. Ruge, Minister des Äußern.
3. M. Hartmann, Minister des Innern.
4. Zitz, Kriegsminister.
5. Schlöffel, Minister der Gerechtigkeit.
6. v. Itzstein, wirkl. geh. Rath.

Gruppe aus der Karikatur „Das Ministerium der Zukunft".

Hartmann mit „Kelch und Schwert".

festem Glauben die Worte sprach: ‚Die Republik liegt in der Luft!‘ Wir schieden als herzliche Freunde. ...“ Ihr nächstes Wiedersehen hatte nichts mehr von dem freundlichen Behagen dieses ersten Zusammentreffens: der eine landflüchtig und verfolgt, der andere eben glücklich den Mauern des preußischen Zuchthauses entronnen, gedachten sie beide auf fremder Erde jenes schönen Sommerabends im Landhaus am Rhein ...

Das Parlament hatte indessen für die weitere Gestaltung Deutschlands eine „provisorische“ Entscheidung getroffen. Es hatte, nach Welckers Wunsch von der Basis der Revolution sich mehr und mehr entfernend, in der provisorischen Zentralgewalt sich ein neues Gewicht geschaffen, das die Beschlüsse der so wie so schon ritardando arbeitenden Körperschaft noch weiter hinzögerte. Und, des heftigen Widerspruchs der Linken ungeachtet, hatte es den Erzherzog Johann als — nomen et omen — Reichsverweser an die Spitze dieser „Gewalt“ berufen, der damals wegen einiger liberalen Phrasen, mit denen er seine Ansprachen bei Zweckessen und dergleichen Gastereien auszustatten pflegte, besonders aber wegen seiner Ehe mit einer schönen Posthalterstochter die Gunst der größten Popularität — und dies namentlich von seiten des schönen Geschlechts — genoß. Alle Wortklaubereien mit „weil“ und „obgleich“, die man der Linken zur Beschwichtigung servierte — man bestelle ihn zum Reichsverweser nicht w e i l, sondern o b g l e i c h er ein Fürst sei, — konnten ihr berechtigtes Mißtrauen nicht unterdrücken. Konnte man an der faktischen Machtlosigkeit einer Versammlung zweifeln, die es nicht wagte, einen der Ihrigen an die Spitze zu stellen, weil dadurch vielleicht ein Konflikt entstanden wäre, den man vermeiden müsse? Als ob sich ein Konflikt vermeiden ließe bei zuwiderlaufenden Interessen! So war der Ausbruch des Konflikts nur hinausgeschoben, auf einen Zeitpunkt hinausgeschoben, an dem die Spannkraft der hinter der Nationalversammlung stehenden Volksmassen so weit nachgelassen hatte, daß die Fürsten schon mit offenen Karten spielen konnten, ohne in der Paulskirche einen Spielverderber fürchten zu müssen, und ihren Vertreter, den Reichsverweser, nicht mehr als Strohmann nötig hatten. Niemand kann sich dem Einflusse seiner Umgebung, der ihm von Jugend auf eingeprägten Ideen entziehen: so war es nicht mehr als

natürlich, daß Erzherzog Johann in Frankfurt den reaktionärsten, der revolutionären Entstehung des Parlaments am meisten entgegengesetzten Standpunkt vertrat, der dort überhaupt möglich war. Von dieser revolutionären Entstehung wollte das Haus in seiner Mehrheit allerdings selber nichts mehr hören. Äußerlich schien alles wohl im schönsten Einklang zu stehen; innerlich aber arbeiteten diese Gegensätze zweier unvereinbarer Weltanschauungen rastlos weiter und vergifteten den Körper der noch ungeborenen Reichsverfassung. Und dabei verharrte die ihrer Gesetzmässigkeit frohe Majorität in blindem Vertrauen, das sich jeder besseren Erkenntnis verschloß, auf dem einmal angenommenen Standpunkte, daß sich das Parlament nur mit der Schaffung der Verfassung, nicht mit den Mitteln, ihre Durchführung auch wirklich durchzusetzen, zu befassen habe. Würde sich das von selber machen? Als ob denen, denen sie ihr Mandat verdankten, mit theoretischen Diskussionen gedient war; als ob ihnen damit die anvertraute Aufgabe erfüllt scheinen konnte! Diese Einsicht mußte sich mehr und mehr in den weiten Volksschichten verbreiten und eine Erkaltung des einst so warmen Empfindens für das Parlament als Symbol der deutschen Einheit die notwendige Folge sein. Die Aufmerksamkeit der achtunddreißig „Nationen", die Vincke schon im Sommer anzurufen sich unterstand — ein Wort, das besser als alles andere Anschauungen und Absichten dieser Seite des Hauses zeichnet, — mußte sich in demselben Maße den in ihrer Mitte tagenden Landesversammlungen zuwenden, auf die sie naturgemäß eine größere Ingerenz hatten: Der Partikularismus erstarkte auf Kosten des Einheitsideals.

So erwies sich die Großtat Gagerns, der „kühne" Griff, immer mehr als ein Mißgriff in pessima forma. Und wenn dieser Beschluß und diese Wahl auch einer der wenigen Momente war, in dem die Versammlung die behauptete Souvernität praktisch bewies, so konnte dieser Umstand allein die Sache in den Augen der von trunkenem Festesenthusiasmus nicht Geblendeten nicht besser machen. Die Linke hatte sich konsequent der Abstimmung enthalten, ein Teil auch auf den Namen Adams von Itzstein, des alten Demokraten, sich vereinigt. Einige gaben auch, und unter ihnen ist Hartmann, ihr Votum ab mit den festen Worten: „Wir wählen

keinen Unverantwortlichen," denn die Unverantwortlichkeit hatte die Majorität dem neuen Reichsgewaltigen gleichsam als Morgengabe entgegengebracht. Doch da halfen alle Deklamationen und Minoritätskundgebungen nichts, obwohl diese an der Tagesordnung waren und so überhand nahmen, daß die Verhandlungen sich ins Unendliche hinauszuspinnen drohten. Für die Beratung der Grundrechte allein mußte man sich, wenn es in demselben Tempo weiterging, nach der Berechnung Schoders, die er auch dem Parlamente selbst nicht vorenthielt, Ende Juli noch auf eine Tagung von sechs Monaten gefaßt machen. Und dazu hatte sich bei vielen Abgeordneten noch die unselige Manier herausgebildet, zu jeder ihrer Abstimmungen der Versammlung noch lange Erklärungen zum besten zu geben, durch die sie der richtenden Mit- und Nachwelt die Gründe ihres Votums darlegen zu müssen glaubten. Diese verzweifelte Manier charakterisiert am besten wohl die „Erklärung", die Hartmann abgab, als sich gelegentlich der Abstimmung über die polnische Frage derartige Motivierungen bis zum Exzeß anhäuften, kurz, grob und deutlich: „Ich erkläre, daß ich es für meinen Teil für unwürdig halte, mir durch Erklärungen Hintertüren offen zu lassen." Das verringerte natürlich diese Mißbräuche nicht. Und die Beratung der Grundrechte dauerte dann auch richtig bis in den Oktober hinein.

Die Grundrechte! Einer der vielen Nägel am Sarge der deutschen Freiheitsbewegung! Die Erklärungen der Menschenrechte, welche der amerikanischen und der französischen revolutionären Verfassung vorangehen, waren Früchte der staatsrechtlichen Theorien der Aufklärung. Ihre Bedeutung für den amerikanischen Freistaat liegt auf der Hand. Hier war eine neue Staatsbildung im Werden, eine Staatsbildung noch dazu, die im Nord und Süd die größten Gegensätze in sich vereinigte. Und auch hier blieben diese „Menschenrechte" zu einem guten Teile Menschenalter hindurch nur auf dem Papier. In Frankreich lag die Sache schon anders. Die Menschenrechte, die der eigentlichen Verfassung vorangeschickt wurden, sind alle in dieser Verfassung mitbegründet, also, da selbstverständlich, eine ziemlich überflüssige Zugabe. Und doch waren sie in diesen beiden Fällen nach einer Beratung von wenig Wochen oder gar Tagen in

Kraft getreten. In Frankfurt dagegen ging man mit altbewährter deutscher Gründlichkeit zu Werke. Es wäre alles ja ganz schön und gut gewesen, wenn sich das Vorparlament über einen Entwurf — man konnte da sehr wohl nach fremden Mustern arbeiten — geeinigt hätte, den dann die Versammlung nach kurzer Beratung annehmen konnte. Vernachlässigte aber das Vorparlament diese Aufgaben, so war der Schaden auch in der „kompetenten" Versammlung noch schnell genug wieder gut zu machen, indem man, ohne das Plenum in seinen unendlich wichtigeren Arbeiten zu stören, die Ausarbeitung einem Ausschuß überließ, dessen Elaborat man ja immer noch in der Debatte annehmen konnte oder verwerfen, falls er nicht geeignet scheinen sollte. Statt dessen diese uferlose, von Paragraph zu Paragraph immer mehr anschwellende Diskussion. Bei einer derartigen Verschwendung des in so prekären Zuständen kostbarsten Stoffs, der Zeit, mußten sich die Chancen des Verfassungswerks beständig zu Ungunsten verschieben! Doch die Redner sahen nichts, und hörten nichts — außer sich selbst. Die Rechte natürlich und die hinter ihr stehenden Regierungen zogen hieraus ihren Vorteil. Das entsprach tatsächlich ganz einem Plane, der kurz vor Verabschiedung des alten Bundestags ihnen empfohlen worden war. Diese List war noch rechtzeitig enthüllt und vereitelt worden. Aber der Zustand des Parlaments führte von selbst zum gleichen Resultat. Das Volk aber wandte sich von dem Frankfurter Schwatzklub, wie man das „hohe" Haus in demokratischen Kreisen bald verächtlich achselzuckend nannte, ab, und die Redesiege der Linken fingen an, es genau so kalt zu lassen, wie die der Rechten.

Und dieses Parlament, das mit seinen innersten Angelegenheiten so gar nicht fertig werden konnte, das sich inkompetent erklärte, als es sich im Prinzip darum handelte, die Mittel zu beschaffen, durch die man die Resultate seiner endlosen Beratungen allein ins praktische Leben einführen konnte, hielt sich für kompetent, die auswärtige Politik vor sein Forum zu ziehen. Drei Punkte waren es, in denen es mit dem Ausland oder Halb-Ausland in unsanfte Berührung kommen mußte: Polen, Schleswig-Holstein und das außerdeutsche Österreich. Bei jedem folgenden dieser Punkte soll-

ten sich die Konflikte verschärfen, heftige Stürme erschütterten das Haus, an der letzten Entscheidung siegte es sich zu Tode . . .

Die Stellung der Linken in der polnischen Frage stand ganz mit ihren übrigen Anschauungen in Übereinstimmung. Die Restauration des Königreichs Polen in irgend einer Form war eine ihrer Forderungen auf dem Gebiete der äußeren Politik, die von jeher zum eisernen Bestand liberaler Parteikundgebungen gehört hatte. Sie hatten alle die vollste Sympathie mit den polnischen Revolutionären von 1830 und 48, und als eine der vornehmsten Pflichten eines freien Deutschland erschien ihnen allein die völlige Wiederherstellung des Landes in seiner alten Freiheit, dies als das einzige Mittel, das Unrecht vergangener Generationen wieder auszulöschen. Eine Pflicht der Gerechtigkeit, die einem freien Volke selbstverständlich ist, aber auch eine Pflicht der Selbsterhaltung, ein Gebot der politischen Klugheit. Denn die einzige Macht, von der das demokratische Deutschland im Falle seines Sieges tatsächlich etwas zu fürchten hatte, war der russische Koloß, der allein den Stürmen des Völkerfrühlings trotzig widerstanden hatte und unberührt von allen Erregungen des europäischen Westens geblieben war. Das freie Polen hob nun die unmittelbare Berührung Deutschlands mit dem Czarenreiche auf, es wirkte da gewissermaßen als Isolator. Indem dieser Staat, der dann seine Freiheit, ja, seine ganze politische Existenz Deutschland zu verdanken hatte, den natürlichsten und entschiedensten Bundesgenossen gegen russische Übermacht und russische Übergriffe abgab, leistete er die sicherste Gewähr für den Schutz der deutschen Ostgrenze. Dieses Glied, das freie Polen, fügte sich demnach so lückenlos der Kette des politischen Systems der Demokratie ein, daß man wohl sagen kann, wenn nie ein freies Polen existiert hatte, die Demokratie hätte es für ihre Zwecke erfinden müssen. Doch wie in allen Hauptfragen, die in der Paulskirche zur Sprache kamen, unterlag die Linke auch hier. Die Mehrheit benützte den ersten Teil ihres Antrags: „die Nationalversammlung erklärt die Teilungen Polens: für ein schmachvolles Unrecht" um sich dahin zu äußern, die Nationalversammlung habe nicht das Amt, historische Werturteile abzugeben — was zu bestreiten wohl nie-

mandem eingefallen wäre — und mit dem Vordersatz auch den unbequemen Nachsatz zu Falle zu bringen: „Sie erkennt die heilige Pflicht des deutschen Volkes, zur Wiederherstellung eines selbständigen Polens mitzuwirken.“ Damit trieben dieselben Leute, die in den dreißiger Jahren an Polensympathie nicht genug in Worten aufbringen konnten, diese Nation den slavischen Politikern in die Arme. Der bedeutendste polnische Abgeordnete, Janiszewski, trat wenige Tage später aus der Versammlung aus . . .

Welche Stellung Hartmann zur Polenfrage einnahm, dafür haben wir schon in seinen Liedern mannigfache Belege gefunden. Aber auch sonst strebte er, dazu beizutragen, — ein Dichter kann ja andere Wege gehen, als die Miniatur-„Real“-Politiker in der Paulskirche — das „schmachvolle Unrecht“ wieder auszugleichen. Und so sehen wir, daß der der erste Aufsatz, den er aus seiner Feder fließen läßt, ohne daß er sich dabei vom k. k. Zensor mißgünstig über die Schulter sehen zu lassen brauchte, ein warmherziger Aufruf zur Befreiung des zerstückten Polens ist. „Gebt Polen frei!“ So seine Parole. Österreichs Aufgabe im Kreise der europäischen Staaten sei, dem noch barbarischen Rußland das Gleichgewicht zu halten, seine Kulturmission, europäische Bildung und Gesittung im Osten zu verbreiten. Doch nur mit reinem Herzen und reinem Gewissen sei es im Stande, diese Pflichten zu erfüllen. So muß es seine Hände von dem polnischen Raube reinigen, bei dem es eine solch unselige Rolle gespielt. Ein Aufsatz, der von dem ganzen idealen Feuer der Märztage erfüllt ist und den berühmten Gagernschen Gedanken des „Kultur-nach-Osten-Tragens“ in glücklicherer Weise und Form vorwegnimmt.

Kurz vor Ausbruch der Märzrevolution hatte er seiner so extrem polenfreundlichen Gesinnung noch in einer Reihe von Gedichten Ausdruck gegeben. Im zweiten Jahrgange der „Poetischen Bilder aus der Zeit“, die Arnold Ruge als Pendant zu seinen „Politischen Bildern“ herausgab, erschienen sie unter dem Gesamttitel „Krakau. Aus einem Zyklus“. Von diesem Zyklus ist schwerlich mehr als das hier Abgedruckte geschrieben worden: Neun Gedichte, die sich teils episch mit dem Geschick der gefallenen Stadt beschäftigen, teils lyrische Reflexionen darüber anstellen. Übrigens sind

sie fast ausnahmslos zu den schwächeren Kindern von Hartmanns politischer Muse zu zählen. Farbe und Ton sind weit weniger kräftig, als in den Polenliedern seiner Frühzeit, unter denen sich ja so manche Perle findet.

„Hängt Eure Harfen an die Weiden,
Ihr alle sitzt an Babels Flüssen,
Ihr, die Ihr fühlet Eure Leiden,
Wie jene, die die Fessel küssen!"

Nur manchmal findet er rührendere Töne, wenn er die alte Pracht des gesunkenen Polen und seinen jetzigen tiefen Fall kontrastiert, einen Sonnenuntergang am Koszïusko-Hügel schildert und an seine Entstehung erinnert. Einige Verse des achten Liedes (Weh den Eidbrüchigen. . . Wehe den Mördern . .) wurden später in den ersten Gesang der Reimchronik hinübergenommen. Im ganzen darf man sich nicht darüber wundern, daß dieser Zyklus keine größere Ausdehnung erhielt. Die ohnehin nicht besonders tiefe Stimmung, die ihn hervorgebracht, mag im Rausch der Zeit bald verflogen sein.

Diejenige Frage aber, die im Sommer des Jahres 1848 Federn und Gemüter am meisten in Bewegung setzte, war die der vereinigten Herzogtümer Schleswig und Holstein. Noch nie hatte sich, seit den Freiheitskriegen, das deutsche Nationalgefühl und Nationalbewußtsein so lebhaft und so laut ausgesprochen. Seit dem offenen Briefe Christians VIII. (1846) war die öffentliche Meinung nicht zur Ruhe gekommen. Und als endlich nach dem Bekanntwerden der Pläne seines Nachfolgers die Empörung offen ausbrach, strömte die waffenfähige Jugend zu Tausenden unter die Fahnen. Stellte doch sogar das ferne Prag, das doch wahrhaftig weit von jenem idyllischen Ruhezustand war, der seine Epheben gezwungen hätte, anderwärts die ihrem Mute und ihren Gesinnungen entsprechende Betätigung zu suchen, ein starkes Kontingent, das unter Führung Uffo Horns nach den Herzogtümern abging. Den Regierungen konnte das Abströmen dieser meist radikalen Elemente — besonders die Turner, die noch die Traditionen aus den Freiheitsjahren am Eifrigsten pflegten, waren energische Vorkämpfer der „ungedeelten" Länder — nur zu Paß kommen. Der preußische Oberkommandant, der

General Wrangel, übernahm die Leitung aller Truppen. Leider aber bekam dadurch auch die preußische Diplomatie das Heft ganz in die Hand, die durch ihre feige, mehr als zweideutige Haltung alles wieder verdarb, was im Felde gewonnen ward. Den gegenwärtig am Hofe zu Potsdam maßgebenden Faktoren konnte nun an der Führung gerade dieses Krieges nichts gelegen sein, der und vielleicht gerade weil er den Neigungen und Sympathien des Volkes entsprach. Die „kleine, aber mächtige Partei“ wußte sich eine bessere Verwendung für die Truppen, wenn auch der Zeitpunkt, den „inneren Feind“ niederzuwerfen, noch nicht gekommen schien. Immerhin konnte sich aber eine erwünschte Gelegenheit bieten, der verhaßten Paulskirchen-Versammlung ein Bein zu stellen und sie beim Volke noch mehr zu diskreditieren, als sie um diese Zeit schon zu sein anfing. Obwohl also zwingende Momente keineswegs vorlagen, in militärischer Beziehung die Dinge sogar für Dänemark gar nicht günstig standen, wenn es auch von Schweden durch Zufuhr tatkräftig unterstützt wurde und Rußland die Macht seines Wortes zu seinen Gunsten in die Wagschale warf, begann man im August, nachdem frühere Versuche an der Halsstarrigkeit Dänemarks gescheitert waren, von neuem zu unterhandeln. Am 26. August kam zu Malmoe jener schmachvolle Waffenstillstand zustande, der die Patrioten bis ins innerste Mark traf. Alle eroberten Gebiete wurden aufgegeben, nur ein kleiner Teil Holsteins blieb von Bundestruppen besetzt, die Gefangenen wurden zurückgesandt. Die Waffenruhe war auf sieben Monate abgeschlossen. So fand Dänemark, auf dessen Seite alle Vorteile dieses unwürdigen Traktats lagen, vollauf Zeit, seine Wunden auszuheilen, frische Kräfte zu sammeln und sich zum Angriff vorzubereiten.

Was aber die eigentliche Spitze dieses diplomatischen Intriguenspiels bildete, das war die vollständige Nichtbeachtung der Frankfurter Versammlung und der von ihr eingesetzten provisorischen obersten Bundesgewalt. Es war der stärkste Affront, den man ihr antun konnte, eine Beleidigung, offen ins Angesicht des Volks geschleudert, das sie erwählt. Dahlmann hatte ganz Recht und hatte nie noch so das Gefühl der Nation getroffen und ausgesprochen, wie an dem Tage, da er die Versammlung beschwor, den unseligen

Waffenstillstand nicht zu ratifizieren, und sie tränenden Auges daran erinnerte, daß hier die Ehre Deutschlands verpfändet sei.

Die Zentralgewalt hatte erst von der vollendeten Tatsache Kenntnis erhalten. Bei einer Abmachung hatte man sie nicht einmal zu Rate gezogen, die einen Krieg vorläufig beilegen sollte, in dem Bundestruppen beteiligt waren, die doch nach der neuen Ordnung ihr wenigstens indirekt unterstellt waren. Erst in der Sitzung vom 31. August konnte der inzwischen zum Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten avancierte Heckscher der Versammlung Mitteilung machen, „daß ein Waffenstillstand zwischen Deutschland und Dänemark abgeschlossen worden ist." Dahlmann interpellierte sofort, ob dies im Namen der Zentralgewalt geschehen sei? Doch hierauf konnte der Minister der Zentralgewalt zunächst noch keine Auskunft geben! Erst am 4. September wurden die genaueren Details bekannt gegeben, und bis zum 17. dauerten die Verhandlungen im Parlament. Es ging alles in demselben bedächtig-langsamen Tempo, das man von der Versammlung schon gewohnt war. Und das, wo doch wirklich für sie Gefahr in jedem Momente des Verzugs lag. So setzte man auch hier wieder einen Ausschuß zur Überprüfung der Angelegenheit ein, der am fünften durch seinen Berichterstatter Dahlmann, der als ehemaliger Kieler Professor und Holsteinischer Abgeordneter den nationalen Standpunkt vertrat, den Antrag auf schleunige Sistierung aller zur Ausführung des Waffenstillstands ergriffenen Maßregeln stellte. Besonders die Rückwärtsbewegung der Bundestruppen sollte sofort auf telegraphischem Wege rückgängig gemacht werden. Er appellierte in wirklich ergreifenden Worten an den Stolz der Versammlung. Man dürfe nicht beim ersten Schritte, bei dem man auf Widerstand stoße, tatlos zurückweichen. Er setzte denn auch die Annahme des Ausschußantrags durch. Mit siebzehn Stimmen! Eine so stattliche Majorität fand sich also, wenn es galt, die Ehre Deutschlands zu verteidigen! — und daß diese in der schleswig-holsteinschen Frage gewahrt werden müsse, hatte das Parlament mit großer Mehrheit beschlossen! Die sogenannte Reichsregierung nahm in dieser ganzen Sache eine eigentümliche Haltung ein. Im Anfang August hatte das preußische Ministerpräsidium den Reichsverweser um Autorisation zum Abschluß eines Waffenstillstands

ersucht. Dieser hatte sie nicht ohne weiteres erteilt, sondern der vorgelegten Stipulation noch einige sehr wesentliche Punkte hinzugefügt, in denen der Vorteil der Verbündeten mit größerem Nachdruck gewahrt war. Dieser Vollmacht fehlte aber die verfassungsmäßige reichsministerielle Gegenzeichnung: Mit anderen Worten: sie war ungesetzlich, und infolge dessen natürlich auch ungültig. Doch über diesen unbedeutenden Nebenumstand setzte man sich im Ausschuß wie im Plenum mit rühmenswerter Leichtigkeit hinweg.

Das Ministerium hatte sich nachträglich mit dieser Maßregel des Reichsverwesers identifiziert, womit diese immerhin einen bedenklichen Präzedenzfall bildende Verfassungswidrigkeit wenigstens hinterdrein legalisiert war. Aber Preußen kehrte sich ganz einfach nicht an diese Punkte. Es schloß ab, ohne im Geringsten auf die mit der Zentralgewalt gepflogene Korrespondenz Rücksicht zu nemen. Ja, es ließ das Reichsministerium noch bis Ende August in dem Glauben, daß es sich um einen Stillstand von drei Monaten handle, nachdem es schon einen auf sieben eingegangen war. Dahlmann hatte wohl mehr Recht, und bittrer, als er selber glaubte, wenn er sagte, das arme Deutschland sei von Preußen in den April geschickt worden.[1])

Das Ministerium indessen schien mit diesem Fußtritt, den ihm Preußen erteilte, ganz einverstanden zu sein. Auch war es anderer Ansicht über die Ehre Deutschlands und in diesem Punkte nicht so empfindlich, wie die Versammlung. Es sprach sich gegen die Verwerfung des Malmöer Vertrags aus und begnügte sich mit der Forderung, man möge mit den deutschen Regierungen Verhandlungen anknüpfen, damit sie die Rechte der Zentralgewalt ein andermal besser respektierten. Als nun das Parlament so deutlich, — mit siebzehn ganzen Stimmen! — seine Willensmeinung kundgab und sich so zeigte, daß sie doch etwas von der Ansicht des so tapfer auf die Ehre des Reiches bedachten Ministeriums abwich, da zog dieses die richtige Konsequenz, indem es noch am selben Abend dem Erzherzog-Reichsverweser seine Demission überreichte, um die Beschlüsse des Parlaments nicht zur

[1]) Der Waffenstillstand sollte bis zum April des folgenden Jahres gelten.

ısführung bringen zu müssen. Einer der wenigen Briefe, : Hartmann im Jahre der Bewegung schrieb, strahlt die :friedigung über diesen „großen Erfolg" der Linken wieder. Ich kann nicht umhin, ... die große und freudige Nach- ht hinzuzufügen, daß wir unser feiges, niederträchtiges inisterium gestürzt und den Waffenstillstandstraktat null- ıd nichtig gemacht. Die feige Art und Weise, wie sich s Ministerium von Preußen ins Schlepptau nehmen ließ :d Deutschland an diese Macht verriet, ohne Rücksicht auf :cht und Gesetz, ohne Rücksicht auf Deutschlands Ehre, ben es nicht besser verdient. Es war ein großer Parlaments- g — in Inhalt und Form. Die Linke war groß, würdig, haben." Diese Genugtuung war nicht von langer Dauer. ahlmann nahm die Bildung eines neuen Kabinetts auf sich. r hatte aber wenig Anhang in der Versammlung und nnte so nichts zustande bringen. Alle Vermittlungsanträge len, darunter auch der weniger gute als gut gemeinte isenmanns, der an opferwillige Mitglieder appellierte, die linisterwürde auf einige Stunden zu übernehmen, auch wenn : nur als „Schreibmaschinen," wie er, seiner Zeit voraus- .end, bemerkte, gebraucht würden, um die Beschlüsse des arlaments durchzuführen; dann sollte dieses „provisorische" linisterium wieder abtreten und einer Neubildung den Platz verlassen. Die bisherige Regierung, unter der interimistischen eitung Schmerlings, blieb einstweilen im Amte.

So verstrich die Zeit bis zum elften. Die Entscheidung ängte. Es war der in den Märztagen, als die Wogen der geisterung noch hoch gingen, nicht vorausgesehene Fall, ß das nationale Parlament einen Beschluß faßte und nie- nden dafür fand, der ihn aus leerer Rede zur Tat machte. gab aber niemand mehr, der sich darüber aufgeregt tte. Und es geschah nichts. Man wartete weiter. Auf der en Seite fand sich noch ein Kühner, der das verzweifelte periment wagte, ob sich nicht auf der Plattform der Ver- rfung des Malmöer Vertrags doch noch ein Reichsmini- rium bilden lasse: Es war der bisherige zweite Vizeprä- ent der Versammlung, Fr. von Hermann.[1] Doch glückte ı sein Vorhaben eben so wenig als Dahlmann. Mittler-

[1] Mitglied des linken Zentrums.

weile erstatteten am zwölften die zur Vorberatung über den Waffenstillstand von Malmöe vereinigten Ausschüsse für die völkerrechtlichen Fragen und für die „Zentralgewalt" ihren Bericht. Drei Tage lang dauerte die Redeschlacht, vom vierzehnten bis zum sechzehnten September, und am 16. tagte man von neun Uhr früh bis acht Uhr abends. Die längste Sitzung, die in der Paulskirche gehalten wurde. Die aus zwölf Stimmen bestehende Majorität des zweiundzwanziggliedrigen Ausschusses sprach sich in ihrem Gutachten für die Verwerfung der abgeschlossenen Waffenruhe aus, da das unterhandelnde Preußen die von der Zentralgewalt nachgesuchte und erteilte Vollmacht weit überschritten hatte und in allen wesentlichen Punkten von der früheren Stipulation von Bellevue und den von der Reichsregierung für unumgänglich erklärten Ergänzungen erheblich abgewichen war. Sie vergleicht mit Recht die in dem Vertrag beliebte und aus ihm entspringende Behandlung der Bevölkerung des strittigen Gebiets mit den Maßnahmen, die das Schicksal einer eroberten Provinz bestimmen, da alle durch die Märzbewegung errungenen gesetzlichen Freiheiten für ungültig erklärt werden und Verwaltung wie Gesetzgebung in die Hände einiger von den fremden Regierungen eingesetzter Männer gelegt wird. Deutschland dürfe, schließt sie mit würdigem Pathos, auch dem Schein sich nicht aussetzen, als ob es je von seinen Söhnen die Hand abziehen könnte. Anders argumentierte die aus zehn Gliedern bestehende Opposition im Ausschusse, die ein Minoritätserachten abgab. Hier ist mit viel helleren Farben gemalt. Der Vertrag werde beiden Teilen gerecht, besonders auch der beteiligten Bevölkerung. Wenn sie auch die Nichtbeachtung der von der Zentralgewalt vorgeschriebenen Zusatzpunkte nicht ganz hinwegeskamotieren kann, so erklärt sie dies mit dem Drang der Ereignisse. Es liege aber kein Grund vor, die Nationalehre als verletzt anzusehen. Sie spricht die Hoffnung aus: Sollte irgend etwas bei dem Waffenstillstande von deutscher Seite versehen sein, so wird doch die Nation durch die vom Reichsverweser der preußischen Regierung erteilte Vollmacht sich wenigstens moralisch gebunden erachten. Und dies, obwohl man zugeben muß, daß diese selbe Vollmacht von dem Beauftragten verletzt worden ist, also logischer Weise in concreto eigentlich gar keine Gel-

tung mehr haben kann! Auf einen Gedankensprung mehr oder weniger kam es den Realpolitikern von der Rechten nicht an, wenn er ihnen sonst in den Kram paßte. Bedenklicher war die in dem Bericht leise aufgeworfene Frage der Weiterführung des Krieges im Falle der Verwerfung des Waffenstillstands durch die Versammlung, eine Frage, die natürlich in den folgenden Debatten den breitesten Raum einnehmen mußte und die Stellungnahme des Parlaments wesentlich zu beeinflußen, ja zu modifizieren im Stande war. Dies die Basis, auf der sich der Antrag der Ausschußminorität, den Beschluß der Sistierung umzustoßen und den Waffenstillstand nunmehr ohne jeden Vorbehalt anzuerkennen, aufbaute.

Zu diesen beiden entgegengesetzten Ausschußanträgen waren noch nicht weniger als neun Verbesserungs- und Zusatzanträge von Mitgliedern des Hauses eingebracht worden, die alle gleichzeitig mit zur Diskussion standen. Es waren zwar alles im Grunde genommen nur Modifikationen des Minoritätserachtens, mehr oder weniger einschneidend — meist weniger —, doch erforderten sie alle Begründungen von größerer oder geringerer — meist größerer — Ausführlichkeit. So betraten bei der Beratung dieses einen Gegenstandes, dessen Bedeutung für die Geschichte und die Geschicke des ersten Deutschen Parlamentes allerdings nicht unterschätzt werden darf, achtundzwanzig Redner die Tribüne der Paulskirche. Die beiden ersten Tage verliefen noch in ziemlicher Ruhe, ohne daß die sich endlos erneuernde Debatte eine größere Erregung ausgelöst hätte, als in diesem Hause und seinen Gallerien schon zur Gewohnheit geworden war. Am dritten Tage erst, als die Argumente für und wider schon erschöpft schienen, steigerte sich die Stimmung zu überhitzter Leidenschaftlichkeit. Diesen Umschlag hervorgebracht zu haben, war das zweideutige Verdienst Heckschers, des interimistischen Ministers, der in der Sache eigentlich mehr beflissen war, seiner werten Person den Rücken zu decken, als die von ihm und der Zentralgewalt eingeschlagene Politik zu verteidigen, wofür er den einmütigen Tadel aller Parteien des Hauses, von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten erntete. Er erging sich in ebenso heftigen als unmotivierten Angriffen und Verdächtigungen gegen die Linke, die

mehr als einmal mit tumultuarischen Unterbrechungen quittierte. Im ganzen war diese Malmöer-Debatte gerade nicht besonders ideenreich. Die einzelnen Redner mochten und mußten sich wohl darüber klar sein, daß es vergebliche Mühe sei, die Andersdenkenden zu überzeugen. In Wirklichkeit handelte es sich um Dinge, die an Bedeutung weit über dem einzelnen Falle standen, der gerade der Gegenstand dieser heftigen Erörterungen war. Es war der erste Moment, an dem das neu errichtete oder noch zu errichtende Deutschland dem Ausland gegenüber in einer wahren Aktion — diplomatische Zeremonien wird man als solche wohl nicht gelten lassen — in mannhafter Tat seine neugewonnene Kraft und Stärke nach dem langen Bundestagselend erweisen sollte. Und dann mußte sich zeigen, ob der Wille des Ganzen mächtiger war und Energie genug vorhanden war, um die Abneigung eines großen wie die Gleichgültigkeit einiger kleinen Einzelglieder endgültig zu überwinden. Doch in welchem Sinne sich das Haus auch aussprach, Verwerfung, Modifikation oder unbedingte Annahme, dies alles war wiederum von viel geringerer Bedeutung, als der eine einzige Umstand, ob das Haus noch die Lebenskraft besäße, seinen Willen mit unumstößlicher Entschiedenheit, für jeden klar und deutlich erkennbar, mit einer imposanten Majorität auszusprechen, die über die Einmütigkeit der politisch führenden Kreise Deutschlands keinen berechtigten Zweifel mehr obwalten ließ. Aber in der Paulskirche war die Zeit der imposanten Majoritäten längst und unwiderruflich vorüber. Es war eine Zersplitterung und Zerrissenheit durch schwächliches Stehenbleiben und Verkennen der Zeit und ihrer bewegenden Kräfte bei den Einen, parteiliches Prinzipienreiten bei den Andern, die in ihren Folgen der politischen Entwicklung Deutschlands ebenso hemmend sich entgegenstellen sollte, wie nur je eines dieser viel beklagten und in hunderten politischer Lieder verdammten Übel unter der mit so schönen Phrasen begrabenen „Bundesnacht.“ Diese Umstände mußten, wie gesagt, den Rednern, die in den drei Malmöer Tagen aktiv in die Debatte eingriffen, vollständig gegenwärtig sein. Und da sie so begriffen, daß es ihnen mit all ihrer Kunst nicht gelingen konnte, jene „imposante Majorität“ auf ihre Seite zu zwingen, so richtete sich ihr strebendes Bemühen einzig

und allein darauf, jene „Wilden" bei der Abstimmung auf ihre Voten zu vereinigen, die man damals mit dem schönen Beinamen „Strandläufer" ehrte, die zwischen den geschlossenen Parteiphalangen pendelten und bald hier, bald dort auftauchten. Und deren war eine große Zahl: all jene, die keiner der so zahlreichen Parteien und Gruppen sich zuzählten, oft aus Unsicherheit, weil sie sich in dem verwirrenden Gewühle der Paulskirche nicht zurecht fanden; wohl auch aus Besorgnis, die eigene so bedeutende Persönlichkeit in dem Gedränge der Parteien zu wahren; nicht selten aus purem Eigennutz, — ein Typus, den uns so köstlich Detmold und Schröders Griffel in seinem Piepmeyer festgehalten hat; — manchmal auch in jener reinen Vornehmheit der Gesinnung, die sich überall die volle Freiheit der Meinungsäußerung und Entscheidung selbst im stürmischsten Getriebe erhalten will. Wenn diese Klasse nun auch nicht gering war, so mußten sie sich naturgemäß mit ziemlicher Gleichförmigkeit auf beide Seiten des Hauses verteilen. Denn alle Parteien stellten ihre besten Redner ins Feld, und hatte die Linke mit den sogenannten Majoritätserachten das Recht in formeller wie sachlicher Beziehung auf ihrer Seite, so verfehlte der Appell an die „Staatsklugheit", der von den „Realpolitikern" der Rechten in allen Tonarten sich nuancierend ausging, niemals seinen schlagenden Eindruck auf jene, die durch die Wahl ihrer Mitbürger in ihrem Innern wahrhaftig zu Staatsmännern geworden zu sein meinten. So blieb denn die Wage stets ziemlich im Gleichgewicht, und die Abstimmung zeigte merkwürdige Resultate, die beweisen, daß der Versammlung, deren Beschlüsse für ganz Deutschland maß- und richtunggebend sein sollten, eigentlich jede Entschiedenheit nach rechts oder links fehlte. Ein Amendement der Linken, die aus dem Wurmschen Gutachten erfließenden Anträge zu teilen und über sie getrennt abzustimmen, scheiterte an einer Majorität von zwei Stimmen. Die Rechte hatte ihre Gegner vernichten wollen, indem sie ihnen in den Augen der Außenstehenden das Odium eines neuaufflammenden Krieges anheftete.

Schließlich fiel auch der Majoritätsantrag gegen die stattliche Mehrheit von einundzwanzig Stimmen. Über den Hauptteil des Minoritätsgutachtens ward gar nicht erst ab-

gestimmt. Dagegen vereinigte der Antrag von Francke, einem schleswig-holsteinischen Abgeordneten, eine gleich „starke“ Majorität auf sich; ein Antrag, der befürwortete, bei Dänemark wegen der „notwendigen Modifikationen des Vertrags vom 16. August“ vorstellig zu werden. Und dies bei demselben Dänemark, das sich schon über den für Deutschland bedeutend günstigeren Waffenstillstandsvorschlag vom 13. Juli (der auf drei Monate abgeschlossen werden sollte, während jetzt alle Redner der Rechten die Unmöglichkeit für Dänemark nicht scharf genug betonen konnten, einen kürzeren, als einen siebenmonatlichen anzunehmen) vor Freude und Schadenfreude, dem mächtigeren Gegner solche Bedingungen abgezwungen zu haben, nicht zu fassen wußte; das sich jetzt, dank der wohlwollenden „Neutralität“ Englands und der offenen Beihilfe Schwedens noch übermütiger auf seine diplomatischen Erfolge sich stützend, auf einmal zu Konzessionen bereit finden sollte! Allerdings, diese Majorität, die dem Antrag Franckes Gesetzeskraft verschaffte, faßte ja auch die „Resignation“ des Grafen Moltke als eine Konzession Dänemarks auf, dieses Mannes, der zu den bestgehaßten des Landes gehörte, den Dänemark trotz alledem den vereinigten Herzogtümern als quasi-Regenten aufzudrängen die Kühnheit gehabt, und der einem neuen Entrüstungssturm des durch diesen Übermut gereizten schleswig-holsteinischen Volkes endlich und endgültig hatte weichen müssen. Das kennzeichnet am besten die Sinnesart der Kirchturmpolitiker aus der Paulskirche, die — von der andere Ziele mit andern Mitteln verfolgenden äußersten Rechten ist hier natürlich abzusehen — beständig liberale und deutsche Phrasen von Freiheit und Einheit und Nationalehre im Munde führend, in kläglicher Angstmeierei die Faust im Sacke ballen und Gespenster an die Wand malten, so viel in dem roten Hause am Paulsplatz Raum hatten: Da war eine „europäische Verwicklung“, vor dem sie durch ihren Beschluß das Parlament und Deutschland gerettet haben wollten. Da war jener von der häufigen Verwendung schon ganz abgegriffene „Konflikt mit der preußischen Nation“, den das verwerfende Votum mit unfehlbarer Notwendigkeit heraufbeschwören mußte — welche „preußische Nation“ Ludwig Simon sehr schlagfertig auf jene „kleine, aber mächtige Partei“ zu reduzieren wußte, die schon

damals mit „Voll-Kontredampf“ trieb und ihren Intriguen und Machenschaften nicht einmal mehr das kleinste Mäntelchen konstitutioneller Scham umzuhängen für nötig fand. Da war — genug! Dies waren die Leute, denen die vereinigte Linke sich gegenüber fand, denen sie in diesem entscheidenden Momente unterlegen war, und die sie jedesmal wieder in denselben Stellungen treffen sollte, wenn es galt, einen großen Entschluß zu fassen. Wie lächerlich wirken, wenn man sie vor Augen hat, die von der Linken stets zu Vergleichen herangezogenen Momente aus der französischen Revolution. Das machte sich allerdings sehr pompös und verfehlte den Effekt auf die Parteigenossen nie. Aber Sinn hatte es trotz allem nicht; und es ist schwer, anzunehmen, daß sich Vogt etwas besonderes dabei dachte, als er jene kühne und allerdings rhetorisch prächtige Parallele zwischen Nationalversammlung und Konvent zog. Kastraten und Männer!

Die Hauptredner der Linken bewährten sich im ganzen in diesen Tagen weniger, als man erwarten konnte; bedeutend mehr traten die dii minorum gentium hervor, wie Venedey, Eisenmann und Schoder, der geradezu die kommenden Ereignisse voraussah, wenn er den um jeden Preis Frieden Suchenden auf der andern Seite zurief: „Wenn nun auch der Waffenstillstand vollzogen werden könnte, so würde doch nach Ablauf der sieben Monate mit der Eröffnung der Schiffahrt der Krieg ohne Zweifel wieder beginnen. Glauben Sie, daß Dänemark, wenn es in dieser Frage die Schwäche und Nachgiebigkeit Deutschlands gesehen hat, in sieben Monaten nachgiebiger sein werde, als jetzt, in einer Zeit, wo es im Kriege mit uns im Vorteile ist, weil es uns an unserm verletzbaren Punkten fassen kann und wir in unsern Kriegsoperationen gehemmt sind.“ So kam es in der Tat.

Die Wirkung der Beratungen und Beschlüsse außerhalb der Versammlung ging tiefer, als irgend einer derer, die da mittaten und mittagten, voraussehen konnte. Besonders in Süddeutschland, das zur Wählerschaft der Linken ein Hauptkontingent stellte, ward ein leidenschaftliches Interesse für die schleswig-holsteinische Sache bekundet, das sich nun in lärmenden Protesten Luft schaffte. Hier hatte man mit Bestimmtheit auf die Verwerfung des Waffenstill-

Austritt aus, und bei der Abstimmung ergab sich, daß nur 19, meistens wohl Mitglieder des Donnersbergs, dafür waren. Bei einem solchen Resultat erklärten nun auch die 19, nunmehr auf ihrem Vorhaben nicht mehr zu bestehen, das ja jetzt nur eine leere und lächerliche Demonstration gewesen wäre, und sich dem Beschlusse der Majorität der Linken zu unterwerfen. Venedey, einer der Hauptredner gegen die Spaltung, meinte, und seinen Argumenten schlossen sich auch die andern an: sie hätten ihr Mandat für die Nationalversammlung; anders als dort Beschlüsse zu fassen, hätten sie keinerlei Recht; außerdem sei nicht die geringste Gewähr gegeben, daß nach der selbständigen Konstituierung der Linken in ihr selber nicht durch Uneinigkeit eine neue Spaltung eintrete, was natürlich die Bewegung selbst schwächen und vereiteln müsse. Diese Gründe sind dermaßen schwach, daß man kaum begreifen kann, wie sich der so überwiegende Teil der Linken von ihnen überzeugen lassen konnte, wenn man nicht annimmt, daß er schon im vorhinein dieses Willens war. Denn wenn man die Sezession zum Beschluß erhoben hätte, wäre man bei dieser einen Tatsache natürlich nicht stehen geblieben. Die ungeheure Verantwortung drückte, erdrückte sie. Der kalte Wagemut der Märztage war verraucht. Und an sie selbst hätte Ludwig Simon den von ihnen mit so großem Applaus aufgenommenen Appell richten können, mit dem er seine große Rede gegen den Malmöer Vertrag am 16. schloß:

„Alles kann der Edle leisten
der versteht und rasch ergreift.“

Die Linke verstand nicht und ergriff nicht; und so begann sie nach der parlamentarischen Niederlage vom 16. eine lediglich passive Rolle zu spielen. Sie fühlte, daß sie bei ihrer Haltung die Stimmung ihrer Wählerschaft nicht mehr für sich hatte und das konnte natürlich auch nicht dazu beitragen, ihre Stellung zu festigen. Ihre Gegner machten sich weit weniger Skrupel, als sie später durch ihren Austritt das Verfassungswerk vereitelten, das allein zu schaffen nach ihrer eigenen Meinung das einzige Mandat war, das ihnen das Volk erteilte, indem es sie in die Paulskirche sandte . . .

Am Tage, nachdem die Linke in ihren Besprechungen diese Entscheidung getroffen, fand die erwähnte große Volksversammlung auf der Pfingstweide statt. Es wurden die üblichen Reden gehalten, in Ton und Bildern wohl noch etwas röter als gewöhnlich, wie z. B. das bekannte Wort Zitz' vom „Fraktur sprechen", aus dem die Gegner ihm so gern einen Strick gedreht hätten. Jedoch auch dieses Wort ist keine Tat — nicht einmal den Entschluß zu einer bestimmten Handlung läßt es erkennen — sondern nur ein allgemeines Bild. Und so änderte denn die Pfingstweidenversammlung, so groß sie auch war, zunächst nichts an der Situation. Die Delegierten der Arbeitervereine schlugen ein Mißtrauensvotum an die Adresse der Majorität vor, das die 258 Abgeordneten, die den Malmöer Vertrag gutgeheißen, „für Verräter des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre" erklärte. Das wurde angenommen — wieder nur Worte, wenn die Tat nicht den nötigen Nachdruck gab . . . Als die Versammlung auseinanderging, zog noch eine große Menge vor den deutschen Hof, wo die Abgeordneten wieder beratschlagten. Eine Deputation suchte sie noch einmal zur Änderung ihrer Beschlüsse zu bewegen, doch ließen sie sich nicht beirren und suchten beschwichtigend auf das Volk einzuwirken. In derselben Nacht noch erließen sie eine Proklamation, die von jedem gewaltsamen Vorgehen entschieden abmahnte. Die Ereignisse gingen über sie hinweg. War auch durch die ablehnende Haltung der Linken der größte Teil des Zuzugs aus der Nachbarschaft unschlüssig wieder heimgekehrt und so jedem Aufstandsversuch von vorn herein mit seiner besten Kraft die Aussicht des Gelingens genommen, so hatte sie doch kleinere Putschversuche nicht hindern können, die, ohne Schwierigkeit unterdrückt, dem Gegner willkommene Gelegenheit zu kräftiger Machtentfaltung boten. Und das: ‚wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen' traf auch hier zu. Nach der Unterdrückung der Unruhen konnte sich die Rechte — denn von diesem Tage an war die Spaltung des Parlaments beendet und unüberbrückbar — in Anklagereden und Anträgen gegen die einzelnen Abgeordneten und die ganzen Klubs gar nicht genug tun . . .

Moritz Hartmann, der uns von jenem aufgeregten 18. September eine bewegte Schilderung hinterlassen hat,

stand augenscheinlich den 19. „Sezessionisten“ der Linken sehr nahe, wenn er nicht gar zu ihnen gehörte. „Auf der großen Volksversammlung der Bornheimer Heide war ich nur Zuhörer, aber ich sah so viele Tausende zum Handeln bereit, daß ich mit Blum und Vogt und der Majorität der Linken, als sie des Abends im deutschen Hofe dem Volke den Abschied gaben und sich gegen den Aufstand erklärten, unzufrieden war, beinahe ebenso unzufrieden, als das Volk selbst, das im Hofe und in den Straßen in ungeheurer Menge versammelt war und eine andere Antwort erwartete.“ Doch hatte auch er sich der Entscheidung der Majorität gefügt. Die Ereignisse des 18. kamen nach all diesen Erklärungen und Beschwichtigungsversuchen recht unerwartet. Der sogenannte Sturm auf die Paulskirche — die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes machte ein Eindringen in den Sitzungssaal sehr leicht — muß von der gegnerischen Seite sehr aufgebauscht worden sein. Das stenographische Protokoll verzeichnet nur zweimal Lärm an den Türen, der die Sitzung übrigens in keiner Weise unterbrach, und Vogt konnte ihn in seiner Rede gegen die von der Rechten geplante und entworfene Proklamation an das Volk über die Septemberereignisse einfach als einen erhöhten Andrang zu den gesperrten Gallerien erklären, ohne zu scharfen Widerspruch zu erfahren. Um so größer war nach Schluß der Sitzung das Erstaunen Hartmanns und seiner Freunde, als sie die Straßen von Militär besetzt fanden. An die auch nur entfernte Möglichkeit eines Kampfes dachten sie noch nicht. Zwar waren schon — aber das war anno 48 ein beinahe tägliches Ereignis und konnte so in dieser besonders erregten Zeit niemand Wunder nehmen — von einigen „Rebellen“ schwache Versuche gemacht worden, Barrikaden aufzuwerfen. Aber das waren wahre Karrikaturen. „Auf der neuen Kräm (wo Hartmann selbst wohnte) stand eine preußische Kompagnie und sah Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Mann, nicht fünfzehn Schritte von ihnen entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten.“ „Zwei Männer hätten hingereicht, sie mit ihren Kolben zu zerstören.“ So lagen die Dinge noch am späten Vormittag. Als der „Kampf“ begann, war Hartmann nicht in der Stadt. Er hatte im Laufe des Sommers, auch außerhalb der eigentlichen Abgeordnetenkreise, mannigfachen gesel-

ligen Verkehr gefunden. So war er gerade an diesem Tage in einer Villa vor der Stadt zu Tische gebeten. Von den Ereignissen, die sich im Laufe dieses unseligen Mittags und Nachmittags drängten und jagten, gibt er selbst eine äußerst lebensvolle Schilderung, die gerade die Stellung, die er in und zu ihnen einnahm, aufs deutlichste erkennen läßt.

„Wir saßen kaum eine Viertelstunde beim Essen, als sich von der Stadt her ein sonderbarer Lärm hören ließ; ich horchte, — zum zweiten Male — ich eilte auf den Balkon — es war kein Zweifel, die Regelmäßigkeit der Entladungen verriet es — es waren Salven. Es war mir, als wäre man da drin in der Stadt wahnsinnig geworden. Sollte man nutzlos, zwecklos, zum bloßen Vergnügen oder aus Leichtsinn, vielleicht aus Perfidie, Menschenblut vergießen? Ich lief in die Stadt — Salve auf Salve während des ganzen Weges. Außer mir kam ich in die Nähe der Hauptwache an, dort stürzte mir der Abgeordnete Dietsch von Annaberg, blaß wie ein Verzweifelter, entgegen: ‚Man schießt aufs Volk! in der Dönniges Gasse!‚ rief er einmal übers andere. ‚Wo sind die Abgeordneten, daß man der Schlächterei ein Ende mache?‘“ In der Tat fanden sich bald einige Abgeordnete, Mitglieder der Linken ohne Ausnahme, zusammen und man überlegte in aller Eile des drängenden Moments die Schritte, die man tun konnte, um dem entsetzlichen Blutvergießen aufs schnellste Einhalt zu tun. Der nächstliegende Gedanke war natürlich, sich an das Haupt der Regierung zu wenden, deren Truppen im Kampfe gegen das Volk standen, an denselben Mann, der seine hohe Stellung im Grunde genommen diesem Volke verdankte, an den Erzherzog-Reichsverweser. Das beschloß man denn auch und eilte nach dem Thurn- und Taxis'schen Palais, der Hauptquartier der neuen Reichsregierung. Doch keiner der „maßgebenden“ Herrn war hier anzutreffen. Der Reichsverweser hatte sich bereits von den anstrengenden Geschäften nach seiner Villa in Bockenheim zurückgezogen. Die Abgeordneten stürmten im Bewußtsein, daß jedes Zögern verhängnisvoll werden könne, zu ihm — er hielt ihnen eine lange Rede „über seine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge, u. s. w., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünschten Befehl zum Einstellen des Feuers, zur Beilegung des nutzlosen Kampfes verlangte.“ „Da erfuhren wir erst, daß

wir umsonst gekommen waren. Der Reichsverweser konnte nichts tun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Minister — und dabei gab er halb mit Mienen, halb mit Worten zu verstehen, daß das Institut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichskriegsminister von Peucker gerichteten nichtssagenden Zettel. Alle Beredtsamkeit Blums, Vogts, Ludwig Simons, alles Stürmen des alten Grützners und alles Zureden Raveaux', dem so schwer zu widerstehen war und für den der Reichsverweser immer gerne eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweser bedauerte sehr, aber er blieb unerschütterlich, ruhig und kalt." Es war die Unerschütterlichkeit, die oft beschränkten Geistern eigen ist, die, wenn sie einmal eine bestimmte Meinung oder Anschauung entweder von selbst oder unter fremdem Einfluß erlangt haben, sich nur ungern aus dem seelischen Gleichgewicht bringen lassen, und diese Ruhe nicht einem plötzlichen Entschluß aufopfern wollen, dessen Verantwortung sie scheuen. Die Demokratie tat dem Reichsverweser Unrecht, ihn wegen seiner Haltung am achtzehnten September der Böswilligkeit, ja Feindseligkeit gegen die Massen zu zeihen. Und ganz falsch war es, wenn man schon hinter den unseligen Ereignissen jenes Tages ein abgekartetes Spiel der Reaktionsparteien sah, dem Erzherzog Johann eine Hauptrolle zuzuteilen in einer Komödie, für die er längst nicht genug diplomatisch abgeschliffen war.

Durch diese lange und resultatlose Audienz, die sich so fern vom Schauplatze der blutigen Ereignisse abspielte, war eine unersetzliche, kostbare Zeit verloren gegangen. Man eilte, den langen Weg wieder zurück, ins Ministerium. „Wir fanden Herrn von Peucker und Herrn von Schmerling. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverwesers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tisch. Der Kriegsminister nahm unsere Bitte mit noch mehr abstoßender Kälte auf, als der Reichsverweser. Er verschanzte sich hinter das militärische Point d' honneur; man könnte die Truppen nicht zurückziehen, das sei gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marschieren zu lassen, gegen ein Häuflein, das sich unangegriffen verlaufen hätte und unnütz Blut zu vergießen, das war nicht gegen die Ehre.

Wir sahen bald ein, daß es den Ministern vorzugsweise darum zu tun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuschlagen... Doch ließen wir nicht ab mit Beschwören, mit Bitten und Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Herr von Peucker blieb steif; Herr von Schmerling war blaß und schweigsam. Mittlerweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er stand bei Seite und schwieg, in seine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Grützner und ich, wandten uns an ihn, mit der Bitte, doch auch eiu Wort zu sagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen, so berühmt gewordenen Pathos und Ausdruck, im tiefsten Baß: ‚In Dinge, die mich nichts angehen, mische ich mich nicht!' .. Den Präsidenten der Nationalversammlung ging es nichts an, daß man da draußen, einige Gassen weit, große Militärmassen auf ein Häuflein schießen ließ. Die Worte sind mir ins Gedächtnis gegraben geblieben. Mit einem Seitenblick auf Ludwig Simon sagte er etwas Ähnliches, mit Beziehung auf dessen Rede von der Bornheimer Heide; aber dieser Ausspruch ist mir entfallen." Also die Regierung blieb in diesen gefährlichen Augenblicken stumm; sie verfolgte als müßiger, doch nicht unbeteiligter Zuschauer gemächlich den Lauf der Dinge. Sie tat nichts, weil sie nichts tun wollte, weil sie sich nicht in diese Dinge einmischen wollte, die sie so sehr viel angingen. Und sie wollte nichts tun, weil es sehr gut in ihre Rechnung paßte, mit einem Streiche zwei Gegner zu demütigen: das Volk zu schlagen, dem es nach einer Niederlage so bald nicht wieder in den Sinn kam, Revolution zu machen; und die demokratische Partei vor dem Parlament zu diskreditieren, indem man ihr die ganze Schuld an dem Aufstand beimaß, und sie zugleich ihres Vertrauens beim Volke, ihres Anhangs und Rückhalts in ihm zu berauben, das sie für das Mißlingen verantwortlich machte.

Wenn Hartmann allerdings von großen Militärmassen spricht, so ist das eine Übertreibung. In Frankfurt selbst stand zu der Zeit nur ein Bataillon hessischer Infanterie; außerdem hatte der Frankfurter Senat, von Aufstandsgerüchten, die die Stadt durchschwirrten, geschreckt, noch am selben Tage ein Bataillon Österreicher und ein Bataillon Preußen

aus Mainz herangezogen, denen die besondere Aufgabe zufiel, die Paulskirchenversammlung vor dem Volke zu schützen! Um so weniger kann man hiernach an die Schwäche, um so mehr muß man an die absichtliche und bewußte Handlungsweise einer Regierung glauben, die ein Blutvergießen, das sie verhindern gekonnt, geschehen ließ, ohne die Hände zu rühren. Aber auch die Barrikadenkämpfer können schwerlich das elende Häuflein gewesen sein, als das Hartmann sie schildert; sonst hätten sie sich in ihren Verhauen, die schlecht genug waren, nicht so lange halten können. . .

Der Aufenthalt im Ministerium war also noch resultatloser, als der beim Regenten. Man hatte nur neuerdings Zeit verloren. Nun blieb, nachdem alles versucht war, die führenden Kreise zur Vermittlung zu bewegen, nichts übrig, als sich an die kämpfenden Parteien selbst zu wenden. Sie begaben sich nach der Hauptwache, wo der österreichische General Nobili kommandierte. Und siehe! Hier, wo sie es am wenigsten erwartet, fanden sie zuerst an diesem sturmvollen Tag keine tauben Ohren. „Mit geringer Hoffnung begaben wir uns zur Hauptwache, aber General Nobili beschämte unsere Hoffnungslosigkeit . . . Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit ging er, wenigstens zum Teil, auf unsere Wünsche ein und bewilligte, ohne Zeit zu verlieren, einen Waffenstillstand von anderthalb Stunden. Während dieser Zeit sollten die Truppen auf eine gewisse Distanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahin brächten, daß die Insurgenten ihr Feuer einstellten und den Waffenstillstand aufrecht erhielten. Indessen könne man vielleicht zu einer Lösung kommen."

Sie machten sich sogleich auf den gefahrvollen Weg, der sie zwischen die Kugeln der streitenden Parteien führte. „Im Sturmschritt liefen wir die öde Zeil hinab und riefen ‚Frieden!' und um den Ruf zu erklären, schwenkten wir unsere Taschentücher als weiße Friedensfahnen. Da spielte mir der Zufall einen Streich, der mir übel hätte bekommen können. Ich zog mein Taschentuch hervor und schwenkte es, und siehe da, es war ein roter Foulard. Ich hatte die Kriegsfahne aufgesteckt, eine Farbe, gegen die die Soldaten, in deren Mitte ich eilte, ganz besonders erpicht waren. Ich merkte

es erst nach einiger Zeit und rief zu den Fenstern nach einem weißen Taschentuche hinauf; sogleich öffneten sich mehrere, und eine Anzahl von Friedensfahnen wehten zu meinen Füßen herab . . . An der Konstablerwache, wo die Hauptmasse der Truppen aufgestellt war und das heftigste Feuer stattfand, trat Herr von Boddien, (dieser, Major und als Abgeordneter Mitglied der Rechten, war den Abgeordneten als Begleiter beigegeben und sollte gleichzeitig den Truppen die Nachricht von dem abgeschlossenen Kompromiß überbringen) seinem Auftrage gemäß in die Wachtstube, nachdem er uns ein spöttisches: ‚Jetzt vorwärts meine Herren!' zugerufen hatte. Soldaten halten den Mut für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an diesem höchst gefährlichen Punkte alle diese bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menschlichkeit eben so gut getan, wie sie irgend ein Soldat aus point d'honneur getan haben würde." Hartmann selbst gehörte zu denen, die sich am meisten exponierten; er scheute den Gang in den heftigsten Kugelregen nicht, um denen, die da in wütendem Kampfe sich gegenüberstanden, den Frieden zu bringen. Sein mutvolles Benehmen erwarb ihm an diesem Tage die Hochachtung aller Gegner, die die Linke so gerne als eine Gesellschaft von Phrasenhelden hinstellen mochten, die nicht ernst zu nehmen seien und, während sie sich von anderen die Kastanien aus dem Feuer holen ließen, selbst beim ersten Schusse das Weite suchten. „Herr von Boddien glaubte mir am anderen Tage große Lobeserhebungen machen zu müssen, und Major Deetz, Deputierter und Kommandant von Frankfurt, eine aufrichtige und grade Soldatennatur, wollte mir auf diese Lobeserhebungen hin und auf das, was er selbst gesehen hatte, von der Tribüne herab eine öffentliche Anerkennung verschaffen . . . Major von Deetz handelte in der besten und reinsten Absicht, da ich aber schon erfahren hatte, daß man eine hervorragende Persönlichkeit der Linken[1]), die ebenso ihre Pflicht getan hatte, wie

[1]) Vermutlich Ludwig Simon, der unter den unbegründeten Verleumdungen der Gegner noch lange zu leiden hatte. Siehe die geradezu unflätigen Angriffe Beda Webers, des Tiroler Abgeordneten und Schriftstellers, in seinen „Charakterbildern": „Umrisse aus der Paulskirche", und Simons Verteidigung in seiner autobiographischen Schrift: „Aus dem Exil."

die Andern, zu verdächtigen strebte, und ich einsah, daß mein Lob gewissen Leuten nur als Folie jener Verdächtigung dienen sollte, dankte ich dem guten Major Deetz für die gute Meinung und bat ihn, die Demonstration sein zu lassen." Die Erinnerung einiger dieser Kampfszenen, bei denen die demokratischen Abgeordneten, vermittelnd, beruhigend, trennend eingriffen, hat uns Hartmann bewahrt. „Wir standen in einem mehrfachen Kreuzfeuer," schreibt er in seinen „Frankfurter Septembertagen". „Die Insurgenten schossen aus den Fenstern mehrerer Häuser und hinter zwei großen Barrikaden, am Eingange der Allerheiligen-Straße und hinter dem Konstablerwachthause, ungefähr aus einem Halbkreise heraus und von der Höhe herab. Viele ihrer Kugeln klatschten vor uns aufs Straßenpflaster, da sie von der Höhe herab kamen. Die Soldaten standen in verschiedenen Gruppen und einzeln vor und hinter uns und schossen außerdem aus der Konstablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unsern Ohren vorbei sausten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem Wehen unserer Tücher war nichts getan, obwohl wir zwischen den Kombattanten standen; ebensowenig nützten Rufe und Zureden. Die Soldaten schlugen sich mit Verbissenheit und großer Tapferkeit — oder besser gesagt — die Offiziere. Bei den gemeinen Soldaten bemerkte ich beinahe überall das Streben, sich zu schützen, einen Punkt auszuwählen, wo sie vor dem Schusse des Feindes sicher waren. Viele sprangen nach getanem Schusse hinter die Konstablerwache, um in Sicherheit neu zu laden. Die Offiziere aber — in meiner Nähe waren nur Darmstädtische Truppen — setzten sich überall der Gefahr aus. Ich sah einen Leutnant, der, wie ein ausgestecktes Ziel, auf einer Barrikade stand und sich um die Kugeln, die ihn umflogen, nicht im geringsten kümmerte, und das alles, um einen kaum handgroßen roten Lappen, der auf einer kurzen Stange wehte, zu entfernen. Mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, hieb er mit seinem Degen, auf den Lappen los, als gälte es, einen übermächtigen Feind zu erlegen. Hart neben mir, beinahe auf mich, fiel ein Darmstädtischer Hauptmann, der seinen Truppen immer voraus gewesen. Ich sehe noch die schwarzen runden, von grauen Kreisen eingefaßten Löcher im Rücken

seines Waffenrocks. Er ließ den Arm mit dem Degen sinken und stützte sich auf einen neben ihm stehenden Offizier, zu dem er schwach, aber ruhig sagte: ‚Mit mir ist's zu Ende, lasse mich zu meiner Schwester bringen, sie wohnt nicht weit von hier.‘ Ach, es war sehr traurig! . . . Wir waren gezwungen, den Soldaten und beinahe jedem Einzelnen es zuzurufen, daß Waffenstillstand sei, und sie an dem Arme zu fassen, um sie zurückzuführen. Aber sie sträubten sich. Die drüben sollten zuerst zu schießen aufhören. Das schien die allgemeine Meinung, und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die sie zu schießen fortfuhren, und aus deren Lücken, an denen wir hinaufkletterten, die Andern hervorschossen. Als ich oben anlangte, sah ich den alten Schlöffel schon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade, was mich bei der ungeheuren Popularität dieses Abgeordneten hoffen ließ, daß es jenseits rasch zur Ruhe kommen werde. Ich ermunterte ihn, schnell hinabzuspringen, während ich, rittlings auf der Barrikade sitzend, mein Tuch schwenkte und nach beiden Seiten: ‚Waffenstillstand! Friede!‘ rief. Nach und nach verstummte das Knallen, und ich sprang hinab. In demselben Augenblicke aber war wieder Gefahr da, daß die Feindseligkeiten aufgenommen würden. Aus einem Hause brachte man einen Toten hervor, der seine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber stürzten sich mit Geschrei auf die Leiche, und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, sie aufzuhalten. Der alte Schlöffel mit seinem langen, halbgrauen Barte und dem schönen Gesichte war rührend anzusehen, wie er hin und her ging und bat und beschwor und sich mit ausgebreiteten Händen vor die Barrikade stellte, um die Kombattanten davon abzuhalten. Armer Schlöffel! einige Monate später wurde ihm sein Friedensamt mit dem Tode des einzigen Sohnes vergolten! . . . Hinter der Barrikade sah es eigentümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur sehr wenig Bewaffnete, so wenige, daß wir erstaunt waren, wie ihr Widerstand gegen so zahlreiche Truppen so lange habe dauern können. Doch waren gerade die Bewaffneten guten Mutes, in einer festlichen Stimmung und Anfangs nicht im Geringsten geneigt, dem Kampf durch Zurückziehen

vom Kampfplatze ein Ende zu machen. Das unbewaffnete Volk allein war aufgeregt und empört . . ."

„Ein Teil der Abgeordneten kehrte in den Thurn-Taxisschen Palast zurück, um, wie sie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleinerer Teil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenstillstandes zu wachen und die Insurgenten zum Verlassen der Barrikaden zu überreden. Ich war unter diesen letzteren. Es gelang uns, viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zwecklosigkeit ferneren Blutvergießens vorstellten; sie zerstreuten sich durch die Nebengassen oder stiegen auch über die Barrikaden und gingen bewaffnet mitten durch die Truppen heim. Nur eine sehr kleine Anzahl blieb hartnäckig hinter den Barrikaden, und unsere Vorstellungen, die doch an Gewicht zunahmen, je mehr ihre Anzahl abnahm, waren fruchtlos. Desto mehr Ursache hatten wir, für sie besorgt zu sein, da die kurze Frist des Waffenstillstandes schnell ablief, das Gerücht sich verbreitete, daß zahlreiche hessische und württembergische Artillerie im Anzuge sei und daß man aus Mainz noch Bundestruppen nachkommen lasse, und da bei all dem aus dem Palaste von einem definitiven Abschlusse der Feindseligkeiten und überhaupt nichts zu hören war. Man schickte mich dahin ab, um Erkundigungen einzuziehen."

Diese Gerüchte sollten nur zu bald ihre Bestätigung finden. Während die Linke den Waffenstillstand dazu benutzen wollte und zu dem Zwecke abgeschlossen hatte, ein weiteres Blutvergießen zu verhindern, und bestrebt war, ihn zu einem dauernden zu machen, verwandte man auf der Gegenseite die gewonnene Zeit, die eigene schwache Position zu stärken, frische Truppenkontigente aus den nächstliegenden Garnisonen heranzuziehen, die die ermüdeten Kämpfer ersetzen sollten, und sich besonders mit Artillerie zu versorgen, dem besten Mittel, der ultima ratio gegen die Barrikadenkämpfer. Gegen Abend sollen nach einer Angabe gegen zwölftausend Mann Truppen in der Stadt gewesen sein. Doch dürfte diese Zahl beträchtlich übertrieben sein. . .

Es wurde Hartmann nicht leicht, seinen Auftrag zu erfüllen. „In der Nähe des Hotel de Russie auf der Zeil wurde ich von einem Haufen wütender Frankfurter Bürger

umringt, die mich teils mit Fragen, teils mit Vorwürfen bestürmten. Sie wußten, daß Artillerie herbeiziehe, und sahen in ihrem Schrecken schon ganz Frankfurt bombardiert und alle ihre Häuser in lichten Flammen. All das Unheil wurde — (wie sich doch da wieder die kluge Rechnung der Reaktionären zeigte) — der Linken zugeschrieben; sie hatte den ehrlosen Waffenstillstand von Malmoe verworfen, welcher die erste Ursache der Aufregung war, sie war überhaupt die Quelle alles Unheils und die Urheberin dieses Blutbades, sie, die alles getan hatte, um es zu verhüten, die das Volk, ihre einzige Stütze, deshalb vor den Kopf gestoßen und sich gewissermaßen von ihm getrennt hatte! Es war nicht möglich, zu antworten. Die guten Leute schrieen zu sehr und schlossen den Kreis immer enger um mich, je öfter ich es versuchte, mich von ihnen los zu machen, um meinem dringenden Auftrage, von dem so viel abhängen konnte, nachzukommen. Ich stand da als Gefangener und mußte alles über mich ergehen lassen. Nichts Schlimmeres als ein wütender Philister. Aber meine Lage sollte nicht nur unangenehm, sie sollte auch kritisch werden. Plötzlich drängte sich ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe in Turnertracht durch die Menge und rief mit schrecklicher Naivetät: „Fürst Lichnowsky (er brauchte eigentlich einen Spitznamen, den ich hier nicht wiederholen will[1]) Fürst Lichnowsky ist ermordet!" Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, es hätte mir schlimm ergehen können. Der Turner, der sich, wie es schien, auf seine Nachricht etwas zugute tat, wiederholte mit lauterer Stimme: „Fürst Lichnowsky ist ermordet!" — und um einen Beweis der Wahrheit zu liefern, hob er ein schwarzes Tuchläppchen in die Höhe und fügte hinzu: ‚Das ist von seinem Rocke!' Aber, es ist wunderbar, kein Mensch außer mir hörte auf den Turner, wie sehr er sich auch Mühe gab, die Aufmerksamkeit auf seine Nachricht zu lenken. Ich hatte Zeit, ihm die Hand auf den Mund zu legen, erkennend, in welche Gefahr er mich versetzte, obwohl ich

---

[1]) Wahrscheinlich Schnapphanski, ein Spottname, den Heine im ersten caput seines Atta Troll geprägt, den aber Blums und Günthers Reichstagszeitung in einem Artikel, der die Abenteuer Lichnowskys ironisch glossierte, wieder aufgenommen hatte.

die Nachricht für falsch und für eines der Gerüchte hielt, wie sie an solchen Tagen gerne entstehen. Ich wußte ja nicht, daß der Fürst sich dazu hergegeben hatte, auf Rekognoszierung auszureiten, und daß er in die Hände des Volkes gefallen war, das er kurz vorher von der Tribüne herab verhöhnte und das ihn aufrichtig haßte. Die Artillerie brauste heran; der Menschenknäuel um mich mußte ausweichen; das schaffte mir Luft und ich eilte in den Thurn-Taxisschen Palast, wo ich die Abgeordneten auf der Treppe stehend fand. Man zog sie hin, — sie konnten zu keinem Endziele gelangen. Löwe von Calbe (der nachmalige Präsident des Rumpfparlamentes in Stuttgart) sagte mir achselzuckend: ‚Wir sind betrogen; der ganze Waffenstillstand hat nur dazu gedient, um Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitraillieren. . .‘ Ich eilte zur Barrikade zurück, aber die Zeil war abgeschlossen und von Artillerie besetzt, — an ein Durchkommen nicht zu denken. Die Kanonen donnerten, und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Konstablerwache her auf unheimliche Weise die ganze Straße. Es war schon spät am Abend. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei Ankunft der Artillerie, gegen die sie nichts vermochten, ihren Posten verlassen haben würden. Das war im allgemeinen auch der Fall; die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgestürzte Karren.“ So paradox dies klingt, so ist doch der beste Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkung, daß trotz dem verhältnismäßig außerordentlichen Aufwand an Artillerie nur 37 Volkskämpfer den Kampfplatz bedeckten, die größtenteils schon in den Stunden des hitzigsten Gefechtes vor Abschluß des „Waffenstillstandes“ gefallen waren. „Die folgenden Tage entsetzte man sich beim Anblick der Allerheiligenapotheke und der benachbarten Häuser, wie arg diese von den Kugeln zugerichtet waren, und schloß daraus, was man der Absicht gemäß daraus schließen sollte, daß der Kampf ein furchtbarer gewesen sei und daß das Reichsministerium an dieser Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müsse: aber gerade diese Kugeln haben keinem Menschen wehe getan, und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade. Herrn von Schmerling gehört der Ruhm, schon zwei Jahre vor Louis

Napoleon sich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davon getragen zu haben ... Gegen elf Uhr war Frankfurt ein friedliches Kriegslager. Überall brannten Wachtfeuer und wurde Stroh gestreut zum Lager der Verteidiger der Ordnung und des Gesetzes, die vielleicht von hundert oder hundertundfünfzig[1]) Unbesonnenen angegriffen worden waren." ..

So ist Hartmann die Erinnerung dieses bewegten Tages in das Gedächtnis eingegraben geblieben. Welche Folgen der unselige Septemberputsch für das Parlament im allgemeinen wie für die Linke im besonderen hatte, ist schon erörtert worden. Die nächsten Wochen waren für die geschlagene demokratische Partei ein ununterbrochener Spießrutenlauf durch die Reihen der durch ihre Erfolge übermütig gewordenen Gegner. Wenn es auch ihrer siegreichen Beredtsamkeit gelang, die Anklageanträge, die gegen sie eingebracht wurden, zu Falle zu bringen, so mußte doch das Gefühl eine gedrückte Stimmung zeitigen, dauernd einer überwiegenden Majorität ausgeliefert zu sein, die, jetzt parteimäßig fest zusammengeschlossen, alle ihre Entwürfe und Zusätze zur Reichsverfassung und den anderen zur Beratung stehenden Punkten der Tagesordnung ohne Unterschied niederstimmte. Man war auch des Zusammenhangs mit dem Volke nicht mehr sicher, der bisher, selbst in den parlamentarischen Niederlagen noch, Rückhalt und ein unerschüttertes Selbstvertrauen gegeben hatte. Dahin war die Heiterkeit, die im Sommer selbst den Ernst parlamentarischer Beratung überwuchert hatte, und die nach der Tagesfrohn in der Paulskirche in unzähligen kleinen Kreisen sich in Scherz und Satire auf Feind und Freund Luft machte. Damals hatte ja selbst zwischen den einzelnen Parteigruppen, sogar den extremsten, ein gewisser gesellig-kollegialischer Verkehr bestanden: das hatte jetzt alles aufgehört. Jetzt lebte jeder nur für sich, in dem Kreise der engeren Gesinnungs- und Bundesgenossen. Jetzt hatte auch der Humor

[1]) Diese Angabe ist, wie man aus der Zahl der Gefallenen schließen kann, viel zu niedrig gegriffen. Andere Berichte, die die Zahl der Septemberkämpfer auf vier- bis fünfhundert veranschlagen, mögen schon eher das Richtige treffen. Genauigkeit ist aus leicht begreiflichen Gründen in solchen Punkten niemals zu erzielen.

schon etwas von jenem gallenbitteren Beisatz, der die eigene Blöße nicht schont und so auch dem Gegner keinerlei Gerechtigkeit mehr werden läßt. Und ebenso, wie diese Deprimiertheit im Gesamtbild der Linken deutlich erkennbar ist, ebenso schwer lastete dieser dumpfe Mißmut auf den Einzelnen, die weder innerhalb noch außerhalb des Parlamentes sich mehr einen Raum für ersprießliche Tätigkeit sahen. Dazu kam, daß das Verhalten der Linken nach der Abstimmung über den Vertrag von Malmöe in Volksversammlungen keine liebevolle Kritik erfuhr. Sogar in Sachsen, das zu den Stammburgen der Demokratie zählte, regte sich unzufriedene Kritik, die besonders sich gegen Blum wendete und in seiner letzten Rede zur Waffenstillstandsfrage einen Anhaltspunkt fand. Bernhard Becker, der an der Bewegung selbst Teil nahm und auch zu ihren Geschichtsschreibern gehört, erzählt, daß Blum alle diese Dinge sehr nahe gegangen seien.

Auch Hartmann konnte sich in Frankfurt nicht mehr wohl fühlen. Seine Hoffnungen, die er im März an das deutsche Zentralparlament geknüpft und die ihn in die Paulskirche geführt hatten, hatte er allgemach zu Grabe getragen. Die Aussichten auf Vollendung des großen Verfassungswerks schienen ihm geschwunden. „Offenherzig gestanden, hoffte ich seit der Wahl des Reichsverwesers vom Parlament nicht viel und seit der Annahme des Waffenstillstandes von Malmöe und dem 18. September gar nichts mehr," schreibt er, allerdings zwölf Jahre später. Was auf den 18. September folgte, konnte nur geeignet sein, ihn in dieser trüben Auffassung der Lage zu bestärken. Da fiel wie ein luftreinigendes Gewitter in diese dumpfe Atmosphäre die Nachricht von der Erhebung des Wiener Volkes am sechsten Oktober.

VII.

Intermezzo in Wien.

Wie die Ungarischen Verhältnisse mit Anstoß zu der Volkserhebung vom dreizehnten März gegeben hatten, so war es wiederum Ungarn, dessen Schicksal im Oktober für Wien den Ausschlag gab, das es mit fortriß auf seinem revolutionären Wege. War nun auch Beginn und Anlaß jedermann klar und verständlich, so fehlte es doch an den Köpfen, die aus dieser einfachen, sich nun schon zum zweiten Male wiederholenden Tatsache die nötigen Konsequenzen zogen: daß nämlich das Geschick Wiens untrennbar mit dem Ungarns verbunden sei, daß die nächste Zukunft des einen auch die Zukunft des andern sein werde, und daß es deshalb eine direkte Lebensnotwendigkeit für beide sei, vereint zu marschieren und vereint zu schlagen. An diesen Köpfen fehlte es aber auf beiden Seiten.

Auf der Frankfurter Linken scheint man weit eher zu dieser Einsicht gekommen zu sein. Bereits am 1. Juli hatte Hartmann auf die Entwicklung, die sich in Ungarn vorbereitete, hingewiesen, und entsprechende Maßnahmen verlangt: „Seit mehr als einem Monat sitzen hier Abgeordnete der ungarischen Nation, welche mit uns ein inniges Schutz- und Trutzbündnis abschließen wollen. Ihr Wunsch, der gewiß auch der unsrige ist, konnte nicht realisiert werden, weil wir bis jetzt keine Exekutivgewalt hatten. Ich trage darauf an, da wir nunmehr eine solche haben, daß diese Angelegenheit als eine der ersten der Exekutivgewalt vorgelegt werde. Wer

bedenkt, daß die Ungarn jetzt zum zweiten Male die Bestimmung haben werden, der Vorposten zu sein gegen die Barbarei, daß sie das Lager der Slaven teilen, der wird begreifen, welche Motive meinem heutigen Antrage zu Grunde liegen." Die beifällige Auf- und fast einstimmige Annahme, die der Antrag fand, ist allerdings geeignet, einem die Sache wieder einigermaßen verdächtig zu machen. Einige Wochen später hatte Eisenmann diese Anregung wieder aufgenommen, und gefordert, man möge „in Erwägung, daß die Ungarn (die damals schon im heftigsten Kampfe gegen die Kroaten standen), von Seite der österreichischen Regierung nicht unterstützt werden, es im Gegenteile nur zu sehr das Ansehen hat, als wolle man die volle Selbständigkeit Ungarns mit Hilfe der Kroaten verhindern; ... Ungarn gegen die Kroaten mit Rat und Tat unterstützen." Auch dieser Antrag fand mehr Anklang als man glauben sollte, und ward nach dem Willen seines Verfassers an einen Ausschuß verwiesen.

Schon im Sommer war es zu offenem Konflikt zwischen Ungarn und der österreichischen Regierung gekommen, die den immer mehr sich hervorkehrenden autonomistischen Tendenzen des ungarischen Ministeriums auf Schritt und Tritt entgegenzutreten bestrebt war. Allein hinter dem ungarischen Ministerium erhob sich das ganze ungarische Volk, das sich in seiner Freiheit und Unabhängigkeit bedroht sah und nur durch ein von dem österreichischen getrenntes Regiment die im März errungenen Fortschritte gesichert wähnte. Hier in Ungarn erkannte man zuerst, welche Gefahr der Freiheit durch die Verbindung von Slaventum und Reaktion drohte, hier zuerst suchte man ihr zu begegnen, hier zuerst fühlte man dunkel die Vorteile eines Zusammenarbeitens, eines gemeinsamen Vorgehens mit der deutschen Demokratie; wenn es allerdings auch im Wesentlichen bei diesem dunklen Gefühl geblieben ist. Schon im Juli hatte Kossuth die Aufstellung eines großen Heeres und die Bewilligung bedeutender Geldmittel zum Schutze der Verfassung vom Reichstage gefordert und durchgesetzt. Schon damals also schien ihm der Kampf unvermeidlich und unmittelbar bevorstehend. In Ungarn selbst kam der Zwist zwischen Slaven und Magyaren zum Ausbruche. Und der Hof von Schönbrunn spielte seine Rolle folgerichtig weiter: er poussierte die Kroaten, wo er in diesem schwülen

Augenblicken nur konnte; die Ungarn wurden indessen durch Reden hingehalten. Jellacic, der kroatische Banus, in Ungarn der bestgehaßte Mann, der vom Hofe dem Andringen seiner Gegner zum Opfer gebracht worden war, ward wieder in Gnaden aufgenommen. Er setzte seine Tätigkeit fort, Pläne, die noch viel weiter gingen, als da im Vormärz die nun vermeintlich überwundene Reaktion in schönster Blüte stand. Das kam natürlich einer Kriegserklärung an Ungarn gleich. Alle Vermittlungsversuche, die auch jetzt noch von ungarischer Seite ausgingen, wurden in schroffer Weise zurückgewiesen. Jellacic mit seinen Kroaten eröffnete den Kampf, und er handelte nur im Sinne seiner versteckten Auftraggeber, wenn er sich in seinen „Erlässen" als Beschützer und Verteidiger der Monarchie aufspielte. Nun begannen sich auch die Ungarn wieder zu rühren. Man rüstete aus allen Kräften, und suchte auch eine Verbindung mit den noch nicht der Reaktion verfallenen Kreisen Österreichs anzuknüpfen. Eine Deputation ward an den in Wien beratenden Reichstag gesandt, ihn zu einer Stellungnahme zu Gunsten des kämpfenden Ungarn zu provozieren. Das mißlang freilich gründlich: die Slaven verstanden besser, was hierbei auf dem Spiele stand, als ihre zum Teil noch schwankenden Gegner, die selbst durch die Aufregung Riegers und seiner Genossen hierüber nicht belehrt werden konnten. So wurde denn in der stürmischsten Sitzung, die der Reichstag seit seinem Zusammentritt gehalten hatte, mit einer beträchtlichen Majorität beschlossen, die ungarische Abordnung nicht zu empfangen. Die Ungarn sahen ein, daß sie von keinem Teile des offiziellen Österreich etwas für sich zu erwarten hatten. Ihr Hilferuf an das Volk, das in den Ungarn Kampfgenossen gegen den gemeinsamen Feind zu erblicken begann, fand besseren Widerhall ... Als erstes Opfer der offenen Feindseligkeiten fiel der von der Kamarilla zum „Ordnungmachen" als Oberkommandant nach Pest gesandte General Graf Lamberg: Acht Tage später stand Wien auf.

In diesen acht Tagen war allerdings von Seiten der Reaktion alles geschehen, das schon so gespannte Verhältnis zwischen Regierung und Volk gänzlich zu zerstören. Ein kaiserliches Manifest löst den ungarischen Reichstag auf und ernennt Jellacic zum Oberbefehlshaber der Armee in Ungarn.

Schon dies zeigte die Richtung an, in der man nun von Schönbrunn aus weiter zu wirtschaften gedachte. Eine ungeheure Erregung trieb in Wien das Volk auf den Straßen umher. Man munkelt, spricht, schreit endlich laut aus von Verrat, der in den Ministerien selber Sitz und Rückhalt habe. Zum Überfluß wird eine geheime Korrespondenz Latours an Jellacic aufgefangen, die den Verdacht nur zu sehr bestätigt für die, die bis dahin noch zweifeln konnten. Man fängt an, die Unterstützung der Ungarn durch die Tat zu fordern, hierdurch allein sei noch eine Rettung der blutig errungenen Zugeständnisse von März und Mai möglich.

In diesem Moment, wo schon der Dampfdruck den Kessel zu zersprengen drohte, begeht die Regierung die größten Unklugheiten, die die Masse provozieren müssen. Das in Wien stehende italienische Bataillon Ferrari erhält Marschordre für Ungarn. Schon bei der Ausführung dieses Befehls kam es zu Unordnungen. Alles wiederholte sich in bedeutend gesteigertem Maße, als das Kriegsministerium dem deutschen Grenadierbataillon Richter am folgenden Tage den gleichen Befehl mit dem gleichen Ziele zugehen ließ. Das Bataillon Richter, das, schon seit langem hier garnisonierend, der Wiener Bevölkerung naturgemäß näher stand, als die fremden Wälschen, mit denen sie sich nicht verständigen konnten, und so auch mit ihrer Stimmung mehr vertraut war, hatte schon vorher Beweise der Unzuverlässigkeit gegeben. Es hatte sogar offen mit den Arbeitern seines Bezirkes fraternisiert. Es konnte daher nicht unbekannt sein, daß in diesem Bataillon die militärische Disziplin nicht mehr wurzelfest war. Aus diesem Grunde erscheint der Marschbefehl doppelt unbegreiflich. Oder sollte hiermit gewissermaßen eine Kraftprobe versucht werden, um zu sehen, was man in den nächsten Tagen werde wagen, was man der Bevölkerung werde zumuten können, ohne eine Wiederholung von März und Mai befürchten zu müssen? Wie dem auch sei, jedenfalls hat sich diese kurzsichtige Politik bitter und blutig genug gerächt.

Schon vor dem sechsten Oktober erzählte man sich, daß das Bataillon Richter, falls es Marschordre nach Ungarn bekommen sollte, beabsichtige, sich derselben zu widersetzen. In einer Volksversammlung, die am Abend des fünften

stattfand, wurde zum Beschluß erhoben, man wolle den Transport von Truppen nach dem transleithanischen Kriegsschauplatz mit allen Mitteln zu hindern suchen. So kam der 6. Oktober. Schon in den Kasernen der zum Abmarsch bestimmten Truppenteile kam es zu den gröblichsten Unordnungen. In den Nationalgardebezirken wird Alarm geschlagen. Indessen werden die sich heftig sträubenden Soldaten unter lauten Protesten, von Kavallerie umringt, nach der Bahn getrieben. Hier findet man jedoch den Weg schon verbarrikadiert und von Aufständischen besetzt. Beide Seiten erhalten in den nächsten Stunden Zuzug aus der Stadt, endlich werden auch Geschütze aufgefahren. Noch denken der Kriegsminister und seine Ratgeber, ihre Pläne durchzusetzen.

Das Militär, bestrebt, die abgebrochene Bahnbrücke wieder herzustellen, wird von Arbeitern und Garde gehindert; ehe es von seiner Artillerie Gebrauch machen kann, wird sie ihm von den Gegnern entrissen. Das Bataillon Richter benutzt die Verwirrung dieses Handgemenges, sich ganz auf die Seite des Volkes zu stellen: es geht offen zu den kämpfenden Arbeitern über. Da gibt der kommandierende General Befehl zum Feuern. Das erste Opfer seines Befehls ist er selbst. Bald ist das Treffen auch schon entschieden, entschieden zu Ungunsten des Militärs. Noch knattern einige Salven, dann wird es zum völligen Rückzuge genötigt. So sah der Vormittag des sechsten Oktober Wien in den Händen der Aufständischen. Es kam hier noch zu einzelnen mehr oder weniger bedeutenden Kämpfen, die alle den gleichen Ausgang hatten und den Sieg des Volkes vervollständigten.

Unterdessen hatte die aufgeregte Menge auch schon die Früchte ihres Sieges sehen wollen. Sie strömte nach dem Kriegsministerium, dessen Hof bald dicht gedrängt besetzt ist. Man schreit nach Latour, auf den vor allen sich der Haß des Volkes konzentriert. Hat er doch stets und mit Recht als eine der Hauptstützen des jetzt im Übergewicht stehenden reaktionären Systems gegolten! Stürmisch fordert man seine Abdankung wie die seines kaum weniger verhaßten Kollegen Bach. Alles wird bewilligt. Latour hatte sich bisher in einem Bodenraume des Ministeriums versteckt gehalten. Nun glaubte man es wagen zu können, ihn durch die immer noch tobenden Volksmassen ins Freie zu führen. Aber der erste Schritt aus

den kaum noch schützenden Mauern ist ihm der Schritt zum Ende. Sein Anblick reizt die Wut des Volkes, in dessen Reihen der Tod heute seine Opfer schon gesucht hat, aufs Neue. Es stürzt auf ihn ein, und zahllose Hiebe und Stiche machen seinem Leben ein Ende. Seine Leiche hängt man, gänzlich entblößt, nur in ein Leintuch eingehüllt, an einem der großen Laternenpfähle des Platzes auf.

Diese Schreckenstat, die nur der Reaktion diente und von ihr natürlich der ganzen revolutionären Wiener Bewegung zur Last gelegt ward, während man eben so natürlich nur einzelne Individuen für diesen Akt des Wahnsinns verantwortlich machen kann, trug dazu bei, die Kluft zwischen Volk und Regierung zu vergrößern, ja sie unüberbrückbar zu machen. Die den Hof beherrschende Kamarilla war sich einig in dem Gedanken, daß nun in Wien eine vollständige Anarchie herrsche, die man nur mit den Waffen in der Hand niederwerfen könne. Sie begann ungesäumt, Schritte zu tun, die zur Verwirklichung dieser Pläne führen sollten.

Indessen waren auch die Führer der Demokratie nicht müssig. Man bestrebte sich, den errungenen Sieg auszunützen und war zunächst besonders bemüht, eine Organisation zu schaffen. Denn keiner konnte jetzt mehr daran zweifeln, daß es hier zu einem Kampfe bis aufs Messer kommen müsse, in dem vom Gegner Schonung nicht zu hoffen sei. Leider ward schon bei diesen Vorbereitungen Wichtiges, oft das Wichtigste, versäumt. Man ging mit der gewöhnlichen Lauheit und halben Energie vor, die am Zusammenbruch dieser Bewegung mehr schuld ist als alle Kraftentfaltung des Gegners, der seinerseits allerdings nichts außer acht ließ, was ihm zur Förderung seiner Pläne dienlich sein konnte. Der Vereinigungspunkt der Wiener Demokratie war der demokratische Klub, der Zentralausschuß aller demokratischen Vereine Wiens, dessen Vorsitzender zuletzt Becher war. Hier liefen alle Fäden zusammen, von hier gingen alle Anregungen zu einer energischeren Verteidigung der Stadt aus. Doch selbständig aufzutreten, unabhängig zu handeln, wagte man nicht. Und so ist denn auch die Tätigkeit des demokratischen Klubs im Wesentlichen einflußlos geblieben. Neue Ideen hatte er nicht. Seine Bemühungen, sich mit den Provinzen in Verbindung zu setzen, waren, weil er auf Ordre von oben wartete, die

nicht kam, schwächlich und erfolglos. Ein Plan, ein Exekutivkomitee für die Gesamtmonarchie aus Vertrauensmännern der Provinzen zu bilden, von denen jede durch einen repräsentiert werden sollte (z. B. Berger für Oberösterreich, Giskra für Mähren, — Kossuth für Ungarn (!)) scheiterte schon in der Geburt, obwohl er an sich gar nicht schlecht, und, wenigstens teilweise, wohl auch durchführbar gewesen wäre. Es wäre die Reorganisation Österreichs auf republikanischer Basis gewesen. ... Mit dem Beginn der Kämpfe stellte der Klub seine Beratungen ein.

Diese Ereignisse warfen einen weithin sichtbaren Feuerschein am politischen Horizont. Auch in die Paulskirche hinein strahlte der rote Reflex und störte die Kreise der unbeirrt dort tagenden Verfassungsmacher. Auf der Linken lauerte man mit leicht begreiflicher Spannung auf Nachrichten aus Wien, die ihr von offizieller Stelle nur im spärlichsten Maße und mit sichtlichem Widerwillen zu Teil wurden. „Man strebte, die Wahrheit über die Wiener Ereignisse so wenig als möglich aufkommen zu lassen. Herr von Schmerling gab ausweichende Antworten, aber sein Leichenbittergesicht wie die tiefe Niedergeschlagenheit des Herrn von Sommaruga verrieten, daß die populäre Sache gesiegt haben müsse." Es ist nicht verwunderlich, daß Hartmann an den Nachrichten aus Wien, die doch, allen diplomatischen Vertuschungskunststückchen zum Trotz, allmählich durchsickerten, ein lebhafteres persönliches Interesse nahm, als die meisten seiner Kollegen von der Linken. Hatte er doch jahrelang auf dem Boden gelebt, der jetzt auf einmal der Schauplatz so stürmischer, so bedeutungsvoller Szenen werden sollte, die auf den Verlauf und Ausgang des ganzen deutschen Freiheitskampfes einen so einschneidenden Einfluß nehmen, ja sogar eine vollständige Wendung der Dinge herbeiführen konnten. Verband er doch mit dem Namen Wien Erinnerungen, die er zu seinen liebsten zählte. Kannte er doch so manchen von denen, die der politische Wirbelwind jetzt plötzlich als Akteure in den Vordergrund gebracht hatte. Ihm mußte deshalb der Gedanke besonders nahe liegen, selbst zu schauen, wie die Dinge in Wien in Wahrheit lägen. In Frankfurt war er des beständigen Stillsitzens auch schon überdrüssig geworden. Auf seinen beweglichen Geist, sein ganzes feuriges Naturell mußte die trübe Atmosphäre, die nach der Sep-

temberniederlage auf Frankfurt lag, noch beklemmender wirken, als selbst auf die seiner Gesinnungsgenossen, die gleich ihm von der Aussichtslosigkeit der Paulskirchenverhandlungen überzeugt waren. Er sehnte sich hinweg, und nichts konnte ihm erwünschter kommen, als dieser frische, fröhliche Kampf, in den er mit wiederbelebten Hoffnungen eintreten konnte. Auch war es schon seit früher Jugend, wie er gesteht, einer seiner liebsten Träume, der Revolution als gemeiner Soldat zu dienen — der Traum eines Dichters. Das wollte er jetzt verwirklichen. „Als die Nachricht vom Ausbruch der Wiener Revolution vom 6. Oktober in Frankfurt ankam, beschloß ich, nach Wien zu gehen. Der Drang, etwas für die Sache zu tun, wie der Wunsch, eine tatkräftige und schöne Bewegung zu sehen, war nach den niederdrückenden Prager Erlebnissen und nach viermonatlichem Tagen in einer vertrauensseligen Versammlung nur natürlich." So, kurz entschlossen, ist er denn auch bald reisefertig. Nur seine politische Stellung hält ihn noch einige Tage in Frankfurt fest. Es galt erst, die Genossen von seinem Vorhaben zu verständigen.

Die Linke hatte schon vorher den Versuch gemacht, das Parlament zu einer Aktion zu Gunsten der aufständischen Stadt, im Sinne der Bewegung zu bringen. Denn sie war sich bewußt, daß der Wiener Aufstand keine lokale oder interne Angelegenheit Österreichs sei, sondern durch alle mit ihm verbundenen Umstände von größter Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Frage wie den Zusammenhang von Deutschösterreich mit dem Gesamtreiche. Zu diesem Ende hatte in der Sitzung vom 12. Berger mit mehr als sechzig Genossen, unter ihnen natürlich auch Hartmann, den Antrag gestellt, die Nationalversammlung möge „in Erwägung der großen Verdienste, welche die Majorität (!) des konstituierenden österreichischen Reichstages zu Wien und die heldenmütigen Demokraten Wiens in Bekämpfung der Reaktion, der verräterischen Minister und der freiheitsmörderischen Kamarilla an den Tag gelegt haben; in Erwägung, daß die deutsche Stadt Wien sich durch ihren letzten Barrikadenkampf um die deutsche, und um die Freiheit eines hochherzigen Brudervolks unsterbliches Verdienst erworben hat, erklären: der konstituierende Reichstag und die heldenmütige demokratische Bevölkerung Wiens haben sich um das Vaterland wohl verdient ge-

macht". Dieser Antrag war natürlich nur eine Phrase, eine leere Demonstration. Trotzdem war er ganz zweckentsprechend. Die Linke beabsichtigte damit nur, die Politik der Versammlung in dieser bestimmten Richtung festzulegen. Der Antrag wäre nur die Einleitung zu einer bewußten, konsequenten, das Olmützer Intriguenspiel schroff bekämpfenden Politik gewesen. Indem sie sich mit den der Bewegung freundlichen Elementen der Provinzen in Verbindung gesetzt und sie geleitet hätte, — in den demokratischen Kreisen Österreichs war ja die Autorität der Frankfurter Versammlung unbestritten — hätte sie wohl auch die Macht zu ihrer Durchführung gefunden. Aber die Mehrheit, sei es, weil sie ahnte, daß der erste getane Schritt sie zwingen würde, den ganzen Weg zu machen, sei es aus schon zur Natur gewordenen Abneigung gegen jede Bewegung, lehnte die Dringlichkeit des Antrages Berger ab. Als es später zu langen und heftigen Debatten kam, da die Gagernsche antiösterreichische Politik schon ihren Schatten vorauswarf, rechtfertigte die Majorität ihre Haltung damit, sie könne die Wiener Bewegung unmöglich für eine deutsche anerkennen. Es war nämlich geglückt, die Schwankenden bei ihrer schwachen Seite, der Furcht vor der „roten Demokratie", zu packen. Als ob nicht das ganze Verhalten der Czechen im Oktober, ihre unverholene Freude über den Ausbruch, ihr Im-Stiche-lassen des Reichstags unter Führung seines wortbrüchigen Präsidenten, des Pragers Strobach, ihr Bestreben, eine Art slavischen Gegenparlaments zu Stande zu bringen, als ob dies alles nicht Beweis genug gewesen wäre für den, der eben überhaupt Beweisen zugänglich war, daß hier nationale Interessen, wenn sie auch nicht unmittelbar im Vordergrunde standen, so doch mit in Frage kämen.

So blieb der Linken, die Wien um keinen Preis aufgeben wollte, nur übrig, um der Bewegung ihre moralische Unterstützung zu gewähren, das zu tun, was Berger schon nach der negativen Erledigung seines Antrages angekündigt hatte: ihr Urteil als Partei auszusprechen. Das sollte heißen, indem sie die Haltung der Mehrheit verurteilte, da sie praktisch nicht eingreifen konnte, den Wienern wenigstens in der stärksten Form ihre Sympathie kund zu geben. Und da bot sich denn die Idee einer durch eine Deputation zu überreichenden

Adresse von selbst dar, die Mitteilung Hartmanns von seinen Absichten war mehr Anstoß als Anlaß ihrer Absendung.

„Ich teilte, erzählt Hartmann, meinen Klubkollegen des Donnersberges meinen Entschluß mit; sie billigten ihn, ersuchten mich aber, einen Tag zu warten; vielleicht, daß man mir Aufträge zu geben hätte. Man versammelte sich zu diesem Zwecke und beschloß, meiner Reise den Charakter der Abordnung des Donnersberges beizulegen und im Laufe der Diskussion dieser Abordnung größere Ausdehnung zu geben, indem man noch einen Deputierten wählte. Die Wahl fiel auf Julius Fröbel, der mehrere Wochen des vergangenen Sommers in Wien zugebracht und daselbst viele Verbindungen mit der Demokratie angeknüpft hatte. Wir teilten unseren Beschluß der älteren Fraktion der Linken, dem Klub des deutschen Hofes mit. Dieser fand ihn gut und wünschte, sich bei der Deputation zu beteiligen. Robert Blum wurde einstimmig gewählt. Der Abgeordnete Trampusch, der versicherte, daß er in Wien viele Bekannte und in der Beamtenwelt viele einflußreiche Verbindungen und Verwandtschaften hätte und daß er uns in vieler Beziehung als Führer und Rater dienen könne, wurde Robert Blum beigegeben."

Trampusch trennte sich aber in Wien von den Reisegefährten, er scheint sich in ganz anderen Gesellschaftskreisen bewegt zu haben und seine Teilnahme an den Kämpfen scheint zum mindesten äußerst gering gewesen zu sein. Wenn aber Hartmann ihn einen Reaktionär, ja einen Ultramontanen nennt, so tut er dem guten Trampusch herzlich Unrecht. Er war, in seiner Weise, auch ein Anhänger der Sache des Volks und hatte diese Anhängerschaft mit mehrjähriger Kerkerhaft zu büßen, wahrlich nicht nur, „weil er mit uns gewesen und weil sein Name auf unserer Proklamation stand." Ganz vergessen und vereinsamt, von den ehemaligen Parteigenossen verlassen, ist Trampusch in dem hohen Alter von 82 Jahren erst 1898, kurz ehe sich die Wiener Revolution zum fünfzigsten Male jährte, gestorben ...

Hartmann und seine Genossen verließen Frankfurt, ohne Urlaub vom hohen Parlamentspräsidium nachzusuchen. Dachten sie so bald wieder von ihrer Exkursion zurückzukehren? ... „Wir reisten guten Mutes ab, wohl wissend, daß wir uns, wie Herr von Schmerling sagte, in Gefahr begaben, in der

wir umkommen konnten, aber froh, den Wienern sagen zu können, daß die deutsche Demokratie sie nicht vergessen, und glücklich in der Hoffnung, die Revolution, die so großmütig für die Magyaren begonnen worden, für die deutsche Demokratie benützen, und im Kampfe, der bevorstand, das Unsere tun zu können. In Breslau machten wir einen kurzen Aufenthalt, da es nützlich sein konnte, mit den Gesinnungsgenossen dieser Hauptstadt der Provinz, die an der österreichischen Grenze liegt, sich besprochen zu haben. Als wir unsere Reise fortsetzten, wurden wir im Bahnhof auf ein verrottetes Schnapsgesicht, das auf einem ziemlich grobkörnigen Körper saß, aufmerksam gemacht, und wurde uns dieses nichts weniger als Sympathie einflößende Gesicht als dem Herrn Wit-Dörring gehörig bezeichnet, desselben Wit-Dörring, der schon allen Polizeien diente . . . Im Jahre Achtundvierzig war er in Schlesien ansässig, hatte daselbst, wie man uns sagte, eine Branntweinbrennerei und machte den Agenten der Junker-, vielleicht auch der Jesuitenpartei. Robert Blum sagte, als er uns gezeigt wurde: ‚Es sollte mich wundern, wenn es der Edle nicht versuchte, uns irgendwelche Unannehmlichkeit zu bereiten . . .‘ Im Coupé trafen wir mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Herrn Bernays, einem in Frankreich nationalisierten Deutschen und jetzigen Sekretär der französischen Gesandschaft in Wien, zusammen. Er hatte seiner republikanischen Regierung auf den sechsten Oktober und die Lage Österreichs bezügliche Depeschen als Kurier überbracht und kehrte jetzt auf seinen Posten zurück. Er erzählte uns als Augenzeuge mit Begeisterung von der Art und Weise, wie sich Volk und Studenten am 6. Oktober geschlagen hatten. So etwas, meinte er, sei in keiner der Pariser Revolutionen vorgekommen. Die Aufnahme des Kampfes auf dem Eisenbahndamme, im offenen Felde, auf ungünstigstem Terrain, gegen reguläre Truppen etc., sei eine Tat höchster Kühnheit gewesen. Im Straßenkampf verschmähte man die Barrikade; man schlug sich auf den Plätzen beinahe Mann an Mann mit den Truppen. Nur die Nationalgarde des Kärntnertorviertels, die gegen die Revolution auftrat, habe sich hinter Mauern zu schützen gesucht, indem sie sich der Stefanskirche bemächtigte und aus den Fenstern auf Volk und Studenten schoß. Der Kampf um

das Zeughaus, in der Nacht und während banger Stunden, habe mehr Mut von seiten des Volkes bedurft, als die alten Bastillenstürmer zu beweisen brauchten, da nur ein enger Zugang ins Zeughaus führte, und dieser von Artillerie sehr lebhaft verteidigt wurde . . . Wir freuten uns, ein so tapferes Volk am Werke zu sehen, denn wir wußten, daß Wien schon halb und halb von Windischgrätz zerniert wurde." Mit solchen Gesprächen vertrieben sie sich die Stunden einer langweiligen Fahrt; und Hartmann war einigermaßen vorbereitet, auf das veränderte Bild, das ihm die Straßen und die Bewohner Wiens in diesen rauhen Herbsttagen bieten sollten . . .

„In Ratibor angekommen, war uns die Unannehmlichkeit, die Robert Blum vorhergesagt, durch Herrn Wit-Dörring schon bereitet. Auf den Mittelstationen war er regelmäßig, so oft der Zug Halt machte, vor unserem Coupé auf- und abgegangen, um uns nicht aus den Augen zu lassen, wie ein Sbirre vor der Zelle des Gefangenen, wie er es bei Überwachungsgeschäften wahrscheinlich seit lange zu tun gewohnt war. In Ratibor, dem Wahlorte des Fürsten Lichnowsky, wo der Zug sich lange zu verweilen hatte, sahen wir ihn rasch aus dem Waggon springen und in die Säle des Bahnhofgebäudes eilen, die von Besuchern stark besetzt waren. Auch wir stiegen aus, um etwas einzunehmen, kaum wenige Minuten nach ihm, und schon hörten wir im Publikum hie und da unsere Namen flüstern und sahen wir mit Fingern auf uns deuten. Als wir wieder einstiegen, hatte sich schon das Gerücht verbreitet, ‚die Mörder Lichnowskys' seien da. Der Bahnhof wurde von Herbeiströmenden überfüllt, und durch die Menge drängten sich plötzlich von allen Seiten Offiziere hindurch. Wir hörten wohl manches Wort, das uns galt, und bemerkten auch die Aufregung, die in der Masse von Minute zu Minute wuchs. — ‚Nur ruhig bleiben', sagte Blum, ‚ich schlafe'. — So sprechend, zog er den Mantel über den Mund, legte sich in die Ecke und schlief. Ich beobachtete, was vor unserem Wagenfenster vorging. Ein Offizier nach dem andern kam heran, starrte herein, betrachtete uns wie wilde Tiere, murmelte oder schimpfte etwas und ging weiter, um einem anderen Platz zu machen. Aber hinter diesen Offizieren stand eine bürgerliche Menge, die ruhig und beobachtend aus einiger Entfernung auf unser Fen-

ster und auf die Offiziere sah. Ich glaube, daß dort unsere Freunde standen; vielleicht wußten das auch die Offiziere — es blieb beim Gemurmel, beim Hin- und Hergehen, beim Hereinstarren, bis sich der Zug nach ungefähr einer halben oder dreiviertel Stunde in Bewegung setzte. Jetzt erst erhob sich ein hörbares Schimpfen, das uns aber beim Lärm der Lokomotive unartikuliert blieb . . . Am nächsten Morgen hielten wir auf einer kleinen Station, diesseits der Donau, in der Nähe Wiens. Der Zug konnte in Folge von Befestigungen, welche die Wiener auf einer der Eisenbahnbrücken angelegt hatten, nicht weitergehen. Vor dem Bahnhofe stand ein junger Proletarier mit einem frischen, neuen Gewehr im Arm. Es war der äußerste Vorposten der Revolution. Ein Fiaker brachte uns in die etwas nebligen Straßen und in das Gasthaus zur Stadt London in der Fleischergasse . . ." So waren sie nach fünftägiger Reise am siebzehnten Oktober in Wien angekommen. Nach kurzer Ruhe begonnen sie, in der Stadt, die einen Aufstand und eine Belagerung zugleich durchmachte, Umschau zu halten.

„Wir machten uns sofort auf, um das Studentenkomitee, das in dem an die Aula stoßenden Dominikanerkloster saß, zu besuchen. Blum setzte den Zweck unserer Reise auseinander, und wir wurden mit Begeisterung aufgenommen. Noch während wir da waren, kamen viele Studenten an, die von verschiedensten Sendungen, vom Lande, von den Linien, von den verschiedensten Posten zurückkehrten und ihre Berichte erstatteten. Wir sahen sogleich, daß die Revolution, die Energie, der gute Wille hier zu Hause waren, und wir waren davon nach dem Besuche des Reichstages noch mehr überzeugt. Daselbst erhuben sich sogleich im Ausschusse Zweifel, ob wir nur vom Ausschusse oder vom Reichstage selbst sollten empfangen werden, und erhuben sich sogleich Diskussionen, welche Reden an uns zu halten, welche Antworten uns zu geben seien. Der Reichstag war offenbar fern von aller Revolution, trotz dem 6. Oktober, er war in Unterhandlung mit dem flüchtigen Hofe, den er gerne nach Wien zurückgebracht hätte; wäre gerne selbst mit Windischgrätz in Unterhandlung getreten und freute sich mit der fortwährenden Gegenwart des Ministers Kraus, weil er sich einbildete, daß zwischen ihm und dem Hofe kein Bruch existiere, so lange

ein Minister da sei, und daß er auch den sog. Rechtsboden nicht verlassen habe und verlassen werde. Dies alles, während die Studenten, die man nicht entwaffnen konnte, in ihren revolutionären Bestrebungen fortfuhren und während das ganze Volk auf Seiten der Aula stand, fest entschlossen, sich die Früchte des 6. Oktober, des heldenmütigen Kampfes, nicht entreißen zu lassen ... Indessen hörte uns der Ausschuß des Reichstages an und lud uns ein, als Gäste der Sitzung beizuwohnen. Löhner kam eben von seiner Sendung an den Hof von Olmütz zurück und erstattete einen Bericht, der den Reichstag eigentlich zu entschiedenem Handeln hätte bewegen müssen. Löhner war in Olmütz, obwohl er Frieden und Versöhnung anbot, förmlich mißhandelt worden. Aber der Reichstag war zerfahren; er sah aus, wie ein Bruchstück. Die Czechen hatten ihn sämtlich verlassen, um loyal zu bleiben, und um in Böhmen gegen die Wiener Revolution zu wirken; auch viele Deutsche waren davon gegangen; die galizischen Bauern ließen sich vom Minister Kraus leiten; so blieben nur einige entschiedene Polen mit dem Präsidenten Smolka an der Spitze und einige Deutsche, von denen die einen aufrichtig revolutionär sein, die andern vermitteln, die dritten den Rechtsboden wahren wollten. Bei diesem Stand der Dinge ist Messenhausers, des Wiener Kommandanten, Unentschiedenheit, da er vom Reichstag abhing, eben so sehr durch die Verhältnisse wie durch seinen Charakter zu erklären. Wir fanden ihn, den wir auch besuchten, kopflos. Viele seiner Adjutanten, die ihn fortwährend umgaben, wurden uns von wohlunterrichteten Leuten, die die Personen genau kannten, als treueste, schwarz-gelbste Anhänger des Hauses Habsburg-Lothringen bezeichnet. Er hatte diese Adjutanten aus dem früheren Generalstabe überkommen und hatte nicht den Mut, auch nicht das formelle Recht, sie abzuschaffen. So hatte Windischgrätz sehr intime Freunde in der nächsten Nähe des feindlichen Kommandanten."

Anders und wesentlich schärfer lautet das Urteil Fröbels über ihn, das er, noch vor Erregung über die ausgestandenen Unbilden zitternd, fällte, als er unter dem frischen Eindrucke der Geschehnisse der lauschenden Versammlung am 16. November seinen Bericht erstattete. „Wir hatten", spricht er da, „die Überzeugung, die sich nachher als richtig bestätigt

hat, daß die Stadt sich nicht werde halten können, weil sie verraten war. Ich brauche diesen Ausdruck ohne Rücksicht auf irgend eine Partei, einfach zur Bezeichnung einer Zweideutigkeit in der Leitung der Dinge, welche nicht bestritten werden kann. Ich will Ihnen nur einzelne Tatsachen anführen, und Sie werden beistimmen, daß es kein anderes Wort gibt, um dieses Verfahren zu bezeichnen, als das Wort Verrat. Robert Blum stand den Kroaten gegenüber. Er hatte fünf Kanonen, aber den strengsten Befehl in der Tasche, sie nicht zu gebrauchen. An der Barrikade, wo ich stand, hatte man meinen Leuten Patronen ohne Kugeln ausgeteilt. Ich selbst habe Kanonen-Patronen abgeliefert, die mit Sägspänen gefüllt waren." Diese Tatsachen sind nicht zu widerlegen. Sie sprechen eine zu deutliche Sprache. Sollten Hartmann diese Vorgänge unbekannt geblieben sein? Nur so wäre sein sanfter Ausdruck von „Unentschiedenheit" der Oberleitung verständlich, wenn diese sich auch, wie Gebrauch, auf „Mißverständnisse" herausredete . . .

Immerhin wäre es Unrecht, wenn man gegen den „provisorischen Oberkommandanten", Messenhauser selbst, den Vorwurf des Verrats erheben wollte, wie in den letzten Tagen vor dem Fall Wiens häufig genug geschehen ist. Messenhauser, der sich vom inaktiven Leutnant plötzlich zu so hoher militärischer Rangstufe erhoben sah, war entschieden nicht der Mann, einen solchen Platz auszufüllen, nicht der Mann, eine belagerte Stadt mit rücksichtsloser Energie zu verteidigen, die selbst im Innern von zweifelhaften Elementen nicht frei war, deren gesetzliche Behörden zauderten und schwankten, deren Bevölkerung, im Aufstande gegen die eigene Regierung, vom Feinde keine Gnade zu hoffen hatte. Er war Autodidakt, und hatte sich mit eisernem Fleiße eine umfangreiche Bildung zu eigen gemacht. Nicht unbegabt und ziemlich federgewandt, nahm er unter den vormärzlichen Publizisten eine achtbare Stelle ein. Auch sein militärisches Avancement vom gemeinen Soldaten aufwärts lediglich seiner Tüchtigkeit verdankend, hatte er im März sofort seine Entlassung eingereicht, als gewisse Maßnahmen mit seinen liberalen Anschauungen nicht im Einklang standen. Man sieht: ein durchaus ehrenwerter Charakter, dem es darum an einem gewissen persönlichen Anhang nicht fehlte. Zu dem Posten,

zu dem ihn die Wahl der Garden im Oktober berief, befähigte ihn all das nicht. Er scheute die große Verantwortung in allen Stücken, suchte sich stets hinter Reichstags- und Gemeinderatsbeschlüssen zu salvieren, und tat aus eigener Initiative so gut wie nichts. Die beste Verteidigungsmaßregel, die er traf, war die Ernennung Bems, der der einzige Mann war, der den Dingen eine andere Wendung hätte geben können, wenn er an der Spitze gestanden hätte. Mit Verhandeln versäumte Messenhauser eine kostbare Zeit, die zu Rüstungen und Instandsetzungen besser verwandt worden wäre. Und was mit das Schlimmste war, er zeigte in der Auswahl seiner Leute, der Unterführer, des Stabes, etc., eine höchst unglückliche Hand. Als Subalterner hätte er sicher das Seinige im besten Verstande getan; als Oberster der Wiener Garnison war er nicht fähig, das Schicksal, das der Stadt drohte, auch nur einen Tag aufzuhalten. Ein tragisches Geschick, das ihn ebensosehr für die Fehler anderer, als für die eigenen büßen ließ, hat ihn uns zum Märtyrer gestempelt: er war nicht aus dem Holze, aus dem Märtyrer geschnitzt werden . . .

Unsere Deputation begann nun auch mit dem Volke selbst in Beziehung zu treten, und so den zweiten Teil des aufgegebenen Programmes zu erfüllen. „Nachdem wir die offizielle Welt, Reichstag und Kommandantur, kennen gelernt, hatten wir alles Recht, bedenklich den Kopf zu schütteln und uns zu sagen, daß wir nichts besseres zu tun haben, als uns an den lebendigen Teil Wiens, an die Aula, an die Revolution, anzuschließen. Auf Aufforderung Blums schrieb ich eine Proklamation an die Wiener, die er und Fröbel auch ohne Widerrede annahmen und unterschrieben, nur daß mir Blum einen Satz ‚als zu poetisch' ausstrich. Ich ließ ihn gerne gewähren, wie ich mich gerne als untergeordneten Sekretär der Deputation betrachtet hätte." Die Proklamation aber lautet:

„Heldenmütige Bewohner Wiens!

Unsere Gesinnungsgenossen in der Nationalversammlung zu Frankfurt haben uns hierher gesandt, Euch die Bewunderung auszusprechen, die sie mit uns und mit ganz Europa Euch zollen. Da die Verhältnisse nicht gestatten, unsere Auf-

gabe in anderer Weise zu lösen, zu Euch zu sprechen in der Versammlung des Volkes, so wenden wir uns auf diesem Wege an Euch. Ihr habt mit Einem großen Schlag die Ränke einer volks- und freiheitsfeindlichen Partei vernichtet! habt Euch mit bewunderungswerter Aufopferung für das ganze Deutschland, wie die Völker Österreichs erhoben, wie ein Mann. Eure Heldentat flößt allen Kämpfern der Freiheit neuen Mut ein und Eure Erhebung sichert unserem Kampfe den Sieg. Euer Beispiel wird uns allen voranleuchten und wir werden Euch nacheifern auf dem glorreichen Pfade, um wert zu sein, Euch Brüder zu nennen.

Wir aber, die wir gesandt sind, Euch den Bruderkuß und die heißen Segenswünsche von vielen Tausenden zu überbringen, wir preisen uns glücklich, in diesem verhängnisvollen Augenblicke in Eurer Mitte zu weilen, und wenn es das Schicksal will, Eure Gefahren zu teilen, mit Euch zu stehen und zu fallen. Heldensöhne Wiens, empfanget den Ausdruck unserer Bewunderung und unseres tiefempfundenen Dankes!

Die Abgesandten der vereinigten Linken in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a./M. Rob. Blum. Julius Fröbel. Moriz Hartmann. Alb. Trampusch."

Diese Affiche geschah am 18. Oktober. Schon vorher hatten sie eine Adresse namens der Linken „an das heldenmütige Volk von Wien" überreicht, ähnlichen Inhalts. Ihr Wortlaut ist, nach Schüttes Bericht, der folgende: „Eure großartige Erhebung hat unsere Bewunderung erregt; der blutige Kampf, den Ihr so glorreich bestanden habt, ist auch für uns, Eure Brüder, bestanden worden.

Wir wissen, daß Ihr auch ferner, wie bisher, fortfahren werdet in Euren Bestrebungen, und daß Ihr dem übrigen Deutschland voranleuchten werdet durch Mannesmut und Freisinn.

Wir senden Euch vier unserer Freunde, um Euch unsere ungeteilte Hochachtung und unsere innige Dankbarkeit für Eure Verdienste um die Freiheit auszudrücken" ....

„Ich sah ein," erzählt Hartmann weiter, „daß es am besten sei, Robert Blum in Wien gewähren zu lassen und ihm zu folgen, ihm und Fröbel, der in Wien sehr beliebt war, den so zu sagen theoretischen Teil unserer Sendung gänzlich zu

überlassen, was übrigens meinem ganzen Wesen, das damals noch jünger war, als meine Jahre, und dem ersten Zwecke meiner Reise ganz angemessen war. Ich wollte vor allem an der aktiven Revolution Teil nehmen. Bei der Lage der Dinge waren auch Blum und Fröbel bald mehr auf die Barrikade als auf Politik und Agitation angewiesen" . . . „Fröbel war ich persönlich sehr geneigt; Blum hatte mir während der Reise sehr imponiert, und ich war jung und der Jüngste der Gesellschaft." Robert Blum trat er erst auf jener Reise näher, obwohl er ihn schon seit mehreren Jahren, nämlich seit der Zeit seines Leipziger Aufenthaltes, flüchtig auch persönlich kannte. „Doch war er mir weder damals noch im Parlamente näher bekannt geworden; ja er war es vorzugsweise, der mit seiner zuwartenden Politik viele Mitglieder der Linken dazu brachte, aus seinem Klub, dem deutschen Hofe auszuscheiden, und einen neuen Klub, den Donnersberg zu gründen, der die republikanische Idee früher und offener bekannte: die sogenannte äußerste Linke. Diesem Klub angehörig, kam ich mit Rob. Blum selten in Berührung. Erst während der Reise, da man lange und viel allein war und sich aussprechen konnte, war es mir vergönnt, einen Blick in diese dicht und häßlich verpackte Seele zu werfen. Diese Seele aber war eine schöne, scharfe, zweischneidige Waffe in einem groben Futteral. In meinem Innersten beurteilte ich bisher Rob. Blum, wie ihn die Masse seiner Gegner beurteilte, unwillkürlich dem Eindrucke gehorchend, den seine äußere Erscheinung, seine Formen, machten, und diese hatten für mich etwas Abstoßendes, etwas, von dem ich geglaubt hätte, daß es mich für immer von ihm entfernen könnte. Aber er wurde mitteilsamer, und jenes Etwas verflüchtigte sich mehr und mehr, und es gab Momente, da ich ihn bewunderte. Ich erkannte einen Menschen, der seit Jahren mit unendlicher Energie Einen Gedanken hegte, Einen Zweck verfolgte und sich nur mit den Mitteln und Wegen zur Erreichung dieses Zweckes beschäftigte . . . Die Gedanken von der Freiheit und Einheit Deutschlands waren mit diesem Rob. Blum Eins geworden. Ich hörte einen Mann sprechen, der nicht mehr träumte und schwärmte und Luftschlösser baute; positive, bestimmte Pläne lagen fertig und ausgebreitet vor seinem Blicke; alles, was er seit

Jahren und Jahren getan, unternommen und unterlassen, war mit Hinblick auf ein einziges, gewisses, bestimmtes Ziel unternommen und unterlassen worden; aber alles Bisherige war nur Vorbereitung gewesen; ein Arsenal von Hilfsmitteln lag noch in diesem Kopfe bereit. Er hatte an Alles gedacht; er besaß überall Verbindungen, und er hielt Fäden in der Hand, die nach den verborgensten und entferntesten Winkeln Deutschlands, ja Europa's ausliefen" ...

So machte er bei Robert Blum wahrhaft eine politische Schule durch, und reich war die Belehrung, die er aus der Unterhaltung mit diesem merkwürdigen Manne schöpfte. Aber es war lange die Zeit nicht mehr, da man politische Zwiegespräche führte, am grünen Tisch, oder in gemächlichem Wortwechsel. Das Leben stellte jetzt andere Anforderungen, in dieser Zeit, die bald alle Mann auf Deck rief.

„Unsere Proklamation klebte an allen Straßenecken neben den Proklamationen und Dekreten Windischgrätz, Messenhausers, des Reichstags, des Ministers Kraus; unsere Besuche bei den konstituierten Körperschaften waren gemacht, wir hatten uns ein wenig in der Wirrnis orientiert — aber nunmehr wußte ich nicht, was mit mir anzufangen. Als Deputation hatten wir nichts mehr zu tun. Die Aula hatte uns Ehrendegen geschenkt; ich trug den meinigen an der Seite und den Kalabreser auf dem Kopfe und war ein Müßiggänger. Es ist in einer großen revolutionierten Stadt, besonders, wenn die Revolution schon einregimentiert ist, nicht so leicht, seinen Wirkungskreis zu finden; man sieht fortwährend Bewaffnete hin und herziehen, man hört von Kämpfen da und dort; die Kanonen donnern aus den verschiedensten Weltgegenden, und siehe da, das Individuum, das nicht ein Teil eines Ganzen ist, ist Nichts. Ich zog auf Abenteuer aus. Ein Freund, der seine ärztliche Kunst der Revolution zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung gestellt hatte, und den ich zufällig traf, bewog mich, ihn in die Alservorstadt, in die Gegend des Hospitals, zu begleiten. Am Eingange dieser Vorstadt hörten wir plötzlich die Sturmglocke, und im Augenblicke eilten die Bewaffneten aus allen Häusern herbei, und der Linie (so heißen in Wien die Barrieren) zu. Ich beschleunigte meinen Schritt und erfuhr, daß die Österreicher, d. i. die kaiserlichen Truppen vorgerückt seien und sich in

der Nähe der letzten Barrikade befänden. An der Barrikade, welche die Linie schloß, konnte ich selber sehen, was geschehen war. Ein auf einer gewissen Höhe gelegenes Haus mit Bier- und Weingarten, ganz nahe der Linie, war plötzlich von den Österreichern besetzt worden. Von den Fenstern und der Gartenmauer aus konnten sie über die Barrikade hinweg die Straße bis tief hinein in die Vorstadt bestreichen. Es war vorauszusehen, daß sie, wenn man sie in dem Hause ließe, im Garten Artillerie aufstellen würden. Sie mußten delogiert werden. Hinter der Barrikade sammelte sich eine so große Masse Volkes, daß sie die Hintersten nicht mehr deckte, und diese den Kugeln der Österreicher, die von den Fenstern aus ein starkes Feuer unterhielten, ausgesetzt waren. Man riet, die Barrikade zu erhöhen. Nichts da! rief der Student, der an der Barrikade kommandierte, wir müssen hinaus, die Österreicher aus dem Hause jagen und es selbst besetzen. Er ging durch die Reihen der Studenten, die Gewehr bei Fuß an der Barrikade standen, und wählte eine Anzahl von ungefähr dreißig aus, dann nahm er eine gleich große Anzahl Nationalgarden und bewaffnete Proletarier. Nachdem er noch einige Befehle gegeben, stellte er sich an die Spitze der ausgewählten Schar und rief: Vorwärts! Es war ein Pole, ein junger Mensch von ungefähr einundzwanzig Jahren, schlank, blaß, braun, schwarzhaarig ... Kaum zehn Schritte von der Barrikade, die sie durch eine Seitenöffnung verließen, empfing sie ein Regen von Musketenkugeln. Sie stutzten einen Augenblick und schienen zu überlegen, ob es unter diesen Umständen möglich sei, bis an das Haus zu gefangen. Aber der Student wandte sich zu ihnen zurück und immer weiter schreitend und immer mit seiner Degenspitze nach dem Hause deutend, rief er: „Vorwärts!, Vorwärts!“ Seine Leute folgten ihm unwillkürlich; es war, als zöge er sie mit seinem Blicke nach sich. Die Kugeln regneten dicht und immer dichter. Plötzlich lag der Student auf dem Gesichte, aber im Fallen rief er, und zwar stärker und gewaltiger als vorher: „Vorwärts!“ Und liegend, immer den Arm mit dem Degen nach dem Hause ausgestreckt, rief er: Vorwärts! und die Leute stürzten in der Tat vorwärts, an ihm vorüber, und nun rief er ihnen sein: „Vorwärts!“ nach, bis es immer schwächer und schwächer klang:

„Vorwärts! Vorwärts!“ und da die Leute am Hause waren, fiel sein Gesicht in den Staub, und sterbend bewegte er noch die Lippen zu einem: „Vorwärts!“ In dem Augenblicke war man von der Barrikade aus bei ihm angelangt und hatte man ihn aufgehoben. Er war tot. Studenten und Proletarier stürzten jetzt den andern nach in großer Menge; von allen Seiten kletterten sie in den Garten; nach zehn Minuten war das Haus genommen und besetzt. Die Österreicher sprangen zu den hintern Fenstern hinaus und zogen sich von diesem wichtigen Posten zurück ... Es war das erste Gefecht, dessen Zeuge ich war, und dies Gefecht war eine Heldentat, und das Sterben war ein Heldentod. Das Schweigen hinter der Barrikade, wo man zitternd, erwartungsvoll dem ganzen Schauspiele zusah, dabei das Laden der Gewehre von seiten derjenigen, die es vorzogen, den Freunden zu Hilfe zu eilen, und sich dafür vorbereiteten, das heftige Feuern der Österreicher, das Läuten der Sturmglocke, und bei all dem der herrliche Tod des jungen Mannes, der noch im Sterben nicht ans Sterben dachte und mit dem letzten Hauche: „Vorwärts!“ rief: alles das machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergessen werde ... Zehn Minuten darauf war alles wieder ruhig. Die Studenten, wahrscheinlich Bekannte und Freunde des Gefallenen, waren ernst und traurig, ohne es verraten zu wollen. Das Volk, Proletarier und einige Nationalgarde, plauderte und steckte Zigarren an; ein Teil verlief sich in die Häuser, als die Nachricht kam, daß die Österreicher sich bis nach Nußdorf zurückgezogen.“

Das war eine von den Kampfszenen, denen er nur als Zuschauer, als Schlachtenbummler gewissermaßen, beiwohnte. Die Deputation selbst war gar nicht mit der Absicht nach Wien gekommen, mehr zu tun, und mehr zu sein als das. „Nachdem wir, erzählt Fröbel von seiner Wiener Mission, die Tage des 17., 18. und 19. Oktober dazu verwendet hatten, unsern Auftrag zu vollziehen, waren wir am 20. bereit, Wien wieder zu verlassen ... Ich selbst bin mit Blum bei dem sächsischen Gesandten gewesen, wo sich Blum einen Paß hat geben lassen, was auch ich beabsichtigte, weil mir die Legitimation als Mitglied der Nationalversammlung nicht sichernd schien, da selbst Wiener Abgeordnete wegen dieser

Eigenschaft auf der Reise vom Militär mißhandelt worden waren. Der Paß wurde mir verweigert, weil ich kein Sachse sei. Ich bin hierauf zum Oberkommando gegangen und habe mir für mich und meine drei Begleiter Passierscheine erbeten, die auf drei Tage lauteten, und die ich bei mir führte, weil wir immer mit dem Gedanken umgingen, Wien zu verlassen. Wir führten ihn nicht aus, weil wir fortwährend hörten, daß es unmöglich sei, ohne Mißhandlung durch's Heer zu kommen. Die Tage vom 20. bis zum 26. vergingen auf diese Weise in der Ungewißheit, ob es möglich sei, abzureisen." Während es also eigentlich nur das Zusammentreffen unglücklicher Umstände war, das Fröbel und Blum in Wien festhielt, darf trotz der bestimmten Angabe Fröbels für Hartmann ein gleicher Zusammenhang mit Fug von der Hand gewiesen werden. Dafür spricht allein schon die Entstehung des Reiseplans, der, wie wir sahen, von Hartmann selbst ausging und erst später den offiziellen Charakter annahm. Hartmann vielmehr war von Anfang an entschlossen, selbst aktiv an den Kämpfen teil zu nehmen. Allerdings sollte noch eine Reihe von Tagen vergehen, bis ihm die Möglichkeit dazu geboten war. Inzwischen sah er als Unbeteiligter, wie seine Kollegen, der Entwicklung der Dinge zu . . .

„Ich kehrte in die Stadt zurück, um der Versammlung beizuwohnen, die in der Aula gehalten wurde, und in der die Frankfurter sprechen sollten. Aber die Aula war so gedrängt voll, daß es mir unmöglich war, hinein zu gelangen, und daß ich so die Rede Blums nicht hören konnte, mit der man später zum Teil sein Todesurteil motivierte." Aus der Wendung „die Frankfurter" läßt sich wohl mit einiger Gewißheit schließen, daß auch Hartmann die Absicht hatte, das Wort zu ergreifen, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu geboten hätte. War ihm doch die Tribüne der Aula noch von den Tagen des März her wohlbekanntes Terrain. Nur an diesem einen Umstand mag dies gescheitert sein, und es ist leicht möglich, daß das Endresultat des Oktober auch für ihn ein anderes gewesen wäre, wäre diese Absicht zur Ausführung gekommen. Nur dieser Zufall vielleicht bewahrte ihn davor . . .

Die Kampforganisation der Wiener zog indessen immer weitere Kreise. Gerade gegen Ende Oktober versuchte man noch, neue Kräfte heranzuziehen und in den Dienst der Verteidigung der beinahe schon erschöpften Stadt zu stellen. „Man ging daran, ein sogenanntes Corps d'élite zu errichten. Es sollte aus erprobten Menschen und aus Intelligenzen bestehen, und kleine Abteilungen desselben sollten überall den Posten beigegeben werden, um auf Geist und Stimmung der Kombattanten zu wirken. Das Kommando wurde einem ehemaligen österreichischen Offizier, Major Haugk übertragen, der seinen Patriotismus und seine Tapferkeit später an einem ungarischen Galgen büßte, zugleich mit den ungarischen Generälen, die in Arad hingerichtet wurden. Die Frankfurter Deputierten wurden in das Corps d'élite aufgenommen; Blum und Fröbel bekamen Offiziersstellen; auch mir, um mich als Abgeordneten zu ehren, trug man eine solche Stelle an, aber ich dankte. Was verstand ich von den Pflichten eines Offiziers? von der Kunst des Kommandierens? Auch wollte ich mein in langen Jugendjahren gehegtes Ideal, einmal als gemeiner Soldat der Revolution zu dienen, verwirklicht sehen; und so blieb ich simpler Soldat des Corps d'élite." Wie man sieht, flackerte jener romantische Idealismus noch in ihm, der ihn schon in seiner Prager Frühzeit manchem Freunde als Abenteuer suchenden Schwärmer erscheinen ließ. Und er blieb diesen Träumen seiner Jugend treu. Über die Aufgabe dieses Corps d'élite spricht sich Fröbel deutlicher und in nicht mißzuverstehender Weise aus. „Nach dem Organisationspatente war dieses Korps dazu bestimmt, die Ruhe und Ordnung in der Stadt zu sichern. Es war dies eine höchstwichtige und nicht minder gefährliche Aufgabe, als den Truppen gegenüberzustehen. Schon Tags vorher ist aus mehreren Häusern auf Vorübergehende geschossen worden, man stürmte diese Häuser, ergriff Personen, welche man in ihnen fand und wollte sie ohne Weiteres aufhängen. Es wurden an jenem Tage alle Männer, die unbewaffnet auf den Straßen angetroffen wurden, aufgegriffen und gezwungen, in irgend ein Korps der mobilen Garde zu treten. Auf diese Weise war Aussicht vorhanden, daß in der Stadt selbst Unruhen ausbrechen würden, und die Aufgabe unseres Korps, Ruhe und Ordnung zu handhaben, forderte, wie ich schon

erwähnte, ebenso viel Mut und Energie, als selbst vor den Truppen zu stehen. Wir glaubten als Fremde, welche in der schwerbedrängten Stadt uns als Gäste aufhielten, die Pflicht zu haben und es unsrer Ehre schuldig zu sein, an den allgemeinen Lasten Teil zu nehmen und namentlich, da man uns gesagt hatte, daß man zu der Unterstützung der Absicht auf unsere Namen Wert lege.“ Gewiß eine merkwürdige Erklärung für einen Mann, der eben noch seinen Entschluß darlegte, an dem Kampfe selbst Teil zu nehmen; und der nun auf einmal lediglich eine Art höheren Polizeidienstes versehen will, und sich höchlichst entrüstet stellt, als ihm zugemutet wird, seine Tätigkeit auch nach außen, nicht nur gegen den „inneren Feind“ zu wenden. Es scheint, daß Fröbels innere Metamorphose schon damals begann, daß er schon im Parlament, vielleicht durch die Wiener Schreckenstage und die Zeit psychischer Qual, die für ihn darauf folgte, in seinen Überzeugungen erschüttert, sich bestrebte, nicht ganz als schwarzer Mann dazustehen. So bekommt denn seine Darstellung gerade in diesen Partien, die seiner Verhaftung vorhergehen, etwas Gewundenes, und wenn man auch nicht sagen kann, daß er den Tatsachen widerspricht, so merkt man doch, daß er Einzelheiten einfach übergeht, was er übrigens selbst auch zugibt . . .

Hartmann hingegen hatte nicht die Absicht, in der belagerten Stadt eine Konstablerrolle zu spielen. Ihm scheinen die Statuten dieses sonderbaren Organisationspatentes gar nicht einmal bekannt gewesen zu sein. Er erwähnt ihrer wenigstens nirgends, und es ist kaum anzunehmen, daß ihn sein sonst so treues Gedächtnis in einem so wichtigen Punkte im Stiche ließ [1]) . . . . So waren den die Abgeordneten in Soldaten verwandelt: Blum war Hauptmann der ersten, Fröbel der dritten Kompagnie dieses Elitekorps, Hartmann stand als gemeiner Soldat bei einer der beiden andern, — das Korps bestand aus vier Kompagnien — deren Ober-

[1]) Schütte erzählt allerdings auch, daß das Corps d'élite Anfangs nur zum Dienste in der innern Stadt und zur „Überwachung der Bewaffnung“ bestimmt gewesen. Das von ihm mitgeteilte Plakat hingegen, das die Bildung des Korps kund macht, bezeichnet es als *seine* vornehmste Aufgabe, „die bedrohte Freiheit zu verteidigen“.

befehl der erwähnte Major Haugk führte. „Doch sollte ich," so erzählt Hartmann seine „Kriegserinnerungen" weiter, „unerwarteter Weise wenigstens während einer Stunde zum Kommando berufen werden. Mit den Abenteuern war es aus. Ich gehörte nun zu einem organisierten Korps und hatte weniger zu tun als vorher. Ich saß in der Aula, unserem Versammlungsorte, und wartete da — es war ungefähr zwei Uhr Mittags, der Tag war sehr milde, aber herbstlich sanft umhüllt — als Major Haugk mit einer ganzen Schar junger Leute aufgeregt, höchst erhitzt, zum Teil von Pulver geschwärzt, hereinstürzte. Sie kamen von der Dampfmühle am Schüttel. Diese war von Kroaten umgeben, stand in Flammen, und es hieß, daß sich viele Studenten darin verspätet, und nun, von den Kroaten eingeschlossen, eines elenden Todes im Feuer sterben müßten. Haugk mit der eben heimgekehrten Schar hatte es versucht, die Kroaten zu verdrängen und die Dampfmühle zu nehmen, war aber zurückgeschlagen worden. Er saß traurig und nachdenkend da, während die Studenten wegen des Schicksales ihrer Kollegen in große Aufregung kamen. Plötzlich sprang er auf und rief: „Freiwillige vor!" Sogleich stand eine Schar Freiwilliger bereit. Ich war auch unter ihnen, aber ich muß sogleich hinzufügen, daß mich weder übersprudelnder Mut noch die Rücksicht auf das Schicksal der Unglücklichen, noch irgend ein Motiv größerer Allgemeinheit zum Anschlusse an die Freiwilligen bewogen. Es war ein rein persönliches Motiv. Unter der Schar, die eben vom Sturm auf die Dampfmühle zurückgekehrt war, befand sich auch ein junger Mann, von etwa achtzehn Jahren, der mir nahe stand und meinem Herzen sehr teuer war. Sein Auge flammte, wie er mir von dem bestandenen Kampfe erzählte; er sah da aus wie ein Heldenjüngling. Jetzt, da der Major rief, Freiwillige vor! war er, der noch vom Schweiße troff, der Erste, der hervortrat. Ich konnte ihn nicht allein gehen lassen. Noch diesen Morgen, als er mit mir vom Hause weggegangen, hatte mir die Mutter nachgerufen: Geben Sie mir auf den Jungen acht! — Es war nicht möglich, ihn von diesem gefährlichen Gange abzuhalten, ich sah auch ein, daß die Erwartung, in der ich die Zeit bis zu seiner Rückkehr zubringen würde, schwerer zu tragen wäre, als die Gefahr

— darum schloß ich mich den Freiwilligen an.“ Es war sein ehemaliger Schüler aus Prag, der junge Josef Mauthner, dessen Familie im Sommer nach Wien übergesiedelt war. Hartmann hatte auch jetzt bei ihr freundliche Aufnahme gefunden. Josef hatte damals schon, seinen geheimsten Neigungen entgegen, die Studierstube mit dem väterlichen Komptoir vertauscht. Doch war er gleich vielen anderen freiheitbegeisterten Berufsgenossen der akademischen Legion beigetreten: und ein stürmisches Barrikadenlied ist die poetische Frucht dieser Zeit. „Ein Studentenlieutenant, der sich einen guten Namen gemacht hatte, führte uns. .... Wir marschierten über die Leopoldstädter Brücke, den Donauarm entlang bis auf die Franzensbrücke, wo eine Barrikade uns den Weg abschnitt. Unser Führer ließ uns Halt machen und bestieg die Barrikade, um das Terrain zu überblicken. Unser Weg führte, an dem einen Ende der Franzensbrücke vorbei, über eine Straße, die vom Bahnhof her fortwährend mit Mitraille bestrichen wurde; dann mußten wir, um zum Schüttelbade und zur Dampfmühle zu gelangen, einen viele hundert Schritte langen Dammweg passieren, von dem rechts und links kein Ausweichen war, da rechts die Donau fließt, links eine ununterbrochene Reihe von Häusern steht, die alle geschlossen waren. Bei der Dampfmühle, die in lichten Flammen stand, wurde der Damm von einer Barrikade abgeschnitten, die sich die Kroaten aufgeführt hatten, und hinter welcher sie ein lebhaftes Feuer unterhielten, das den ganzen Damm bestrich. Unserem Führer schien es unmöglich, uns diesen Weg entlang zu führen, auf dem wir nur auf's Ärgste dezimiert an unserm Ziel anlangen konnten, um dann gegen eine Barrikade und ein gewaltiges, brennendes, vom Feinde besetztes Haus einen vergeblichen Kampf zu versuchen. Viele Nationalgarden, welche die Besatzung der Barrikade bildeten, stimmten ihm bei und ich glaube heute, daß kein gewissenhafter Offizier einer stehenden Armee seine Leute diesen Weg geführt hätte. Unser Lieutenant erklärte, daß er auf keinen Fall weiter marschieren werde. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich aus unserer Schar; das Schicksal der Kollegen, die dort eingeschlossen sein sollten, ließ ihnen das Aufgeben der Unternehmung als unverzeihlich und feige erscheinen. Sie überhäuften den Lieutenant mit Vorwürfen, und da er auf

seiner Weigerung beharrte, empörten sie sich, und ehe ich mich dessen versah, wurde ich, wie ein Cäsar von römischen Truppen, als Führer proklamiert. Der brave Junge, den zu behüten ich mitgezogen war, der mir nichts unmöglich glaubte, hat mir den schlechten Dienst erwiesen, indem er meinen Namen nannte und die Wahl auf mein Haupt lenkte. Die Schar stimmte sofort mit ein. Doch blieb ein Teil bei unserem bisherigen Lieutenant, dafür aber zogen einige Männer von der Barrikadenbesatzung, ein alter Nationalgardist und mehrere Arbeiter mit uns . . . Während wir rasch, aber doch einzeln, einer nach dem andern, je nach dem wir die Barrikade verließen, die Straße kreuzten, fingen die Österreicher aus ihrem Verstecke am Bahnhofe an, sie lebhafter mit Mitraille zu bestreichen. Doch kamen wir unversehrt hinüber, wo wir hinter den Häusern vor ihnen geborgen waren. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn nunmehr befanden wir uns auf dem Damm, den die Kroaten von ihrer Barrikade aus beherrschten, und wir hatten auf einem verhältnismäßig schmalen Weg ihren Kugeln geradezu entgegen zu gehen. Das Beste, was wir tun konnten, war laufen, um diesen bösen Weg so rasch als möglich hinter uns zu haben. Und in der Tat, wir wählten nicht den Paradeschritt, mit dem die Engländer an der Alma der dreifachen Redoute entgegenmarschierten. Wir liefen bis zur Atemlosigkeit. Es fiel nicht ein einziger Mann, doch begegnete uns etwas Schreckliches, das mir noch immer, so oft ich daran denke, wie ein gräuliches Traumgebilde vorschwebt. Ein alter Mann in Hemdärmeln, mit einem zerlöcherten, schwarzen Hut auf dem Kopfe, kam uns blaß, mit weit aufgerissenen Augen, Todesangst im ganzen Gesichte, entgegengelaufen, ohne, wie es schien, etwas vor sich zu sehen oder auf etwas zu achten. Er rannte fort, als wollte er einem Ungeheuer entrinnen. Sage ich es nur in einem Worte: er trug seine Gedärme in seinen Händen. Am Rande der Donau, uns gegenüber am andern Ufer, lag ein Toter in bürgerlicher Kleidung auf dem Gesichte. Aber wir liefen weiter und fanden uns im Garten des Schüttelbades oder dessen Hofe zusammen. Die Gartenwand zwischen diesem und dem Garten der Dampfmühle war niedergerissen und brannte, beinahe alle Bäume

brannten; aus dem Dache der Dampfmühle und aus den Fenstern der beiden höchsten Geschosse schlug die Lohe in dicken Säulen. Dort waren wir außer dem Schusse der Barrikade, aber nicht sehr fern von ihr. Um sie zu beschäftigen, ließ ich auf sie schießen; nach jedem Schusse trat der Schütze in den Hof zurück, wo er gedeckt war. Aber bald erschienen die Kroaten in den Fenstern der Dampfmühle und beschossen uns von der Höhe herab. Wir antworteten. Mir geschah bei meinem ersten Schusse etwas Lächerliches. Ich schoß aus einem ganz neuen leichten Gewehre, das beim Zeughaussturm genommen worden war. Kaum war der Schuß gefallen, als ich mich selbst getroffen glaubte; ich hatte einen gewaltigen Stoß bekommen, taumelte und wäre hingestürzt, wenn mich mein Nebenmann, der alte Nationalgardist, nicht aufgefangen hätte. Als ich wieder zu mir kam, sah ich ihn herzlich lachen. Mein Gewehr war nämlich nicht geputzt und im Laufe verrostet. Daher der Stoß. Der Nationalgardist nahm es mir ab und gab mir das seinige. Indessen zogen sich die Kroaten aus der Dampfmühle zurück. Ein junger Mann mit grün und weißem Federbusche auf dem Kalabreser hatte sich hinter einen brennenden Baum gestellt und mit größter Gemütsruhe geladen, gezielt und geschossen; er schien ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, vielleicht hatte er einen oder den andern getötet, und sie richteten ihre Schüsse beinahe ausschließlich auf ihn, der sich darum aus seiner Position hinter dem Baume doch nicht vertreiben ließ. Als sie in den Fenstern erschienen waren, stellte ich meine Leute hinter einen Rest der Gartenwand, und sie waren unserem Feuer mehr ausgesetzt, als wir dem ihrigen. Es mochte ihnen auch in dem brennenden Hause zu heiß geworden sein; genug, sie zogen sich zurück. Ich schickte einen Teil meiner Leute in die Dampfmühle, um nachzusehen, ob wirklich Studenten darin seien, oder ob sie von dorther etwas hinter der Barrikade entdecken könnten, während ich der andern Hälfte befahl, die Barrikade zu beschäftigen. Das taten diese aufs gewissenhafteste; einige eilten sogar mehrere Schritte vorwärts, als ob sie die Barrikade stürmen wollten. Mittlerweile aber kamen die andern nicht ins Haus; jener junge Mann mit dem grün und weißen Federbusche hielt sie hinter

dem Hause zurück und ging allein durch eine Hintertür hinein. Nach einiger Zeit kam er zurück und berichtete, daß er darin weder eine Spur von Studenten noch von Kroaten gefunden habe, daß auch jenseits der Barrikade von Studenten nichts zu entdecken sei. Darauf stürmten mehrere das Haus, untersuchten es in allen Winkeln, in die sie noch gelangen konnten, und kamen schweißtriefend, einige dem stürzenden Balken kaum entronnen, mit demselben Berichte zurück. Das waren gute Nachrichten, und gut war es auch, daß es jetzt hinter den Kroaten zu donnern begann, so daß sie sichtbar unruhig wurden und sich oft umsahen. Es war Robert Blum, der die Rasumowsky-Brücke besetzt hatte, seine Kanonen donnern ließ, einen Scheinübergang machte, und uns so Luft verschaffte. Ich benutzte diesen günstigen Moment zu unserem Rückzuge. Wir liefen wieder auf dem bösen Wege, der uns jetzt verderblich werden sollte. Hageldicht flogen uns die Kugeln nach. Die Kroaten schossen jetzt energischer, als da wir gekommen und als da wir ihnen gegenüber gestanden hatten. Vielleicht war ihre Zahl indessen vergrößert worden. Ich lief neben einem Schneider, der in Hemdärmeln war, aber eine Nationalgardenmütze trug; ein guter, kleiner magerer Kumpan, der an der Dampfmühle viel Mut gezeigt hatte. Plötzlich rief er im Laufen: ‚Jesus Maria, ich bin weg, ich bin weg, ich bin weg!‘ — ‚Es wird nichts sein,‘ sagte ich, ‚nur eine leichte Verwundung, Sie laufen ja noch so gut!‘ — Aber kaum hatte ich die Worte gesprochen, als er neben mir zusammenbrach. Ich bückte mich zu ihm herab, um ihm hilfreich zu sein; in demselben Augenblick streifte eine Kugel meinen Hut. Sie hätte mich, wäre ich aufrecht gewesen, in der Mitte des Leibes erreicht. Die Tür eines Hauses öffnete sich, um mich und den Schneider, den ich nach mir schleppte, aufzunehmen. Frauen hatten ihn fallen sehen und wollten uns barmherzig aufnehmen. Sie beschäftigten sich auch sogleich mit dem armen, tödlich Verwundeten. Ich rief meinen Leuten zu und sammelte sie alle — ach, es waren nur noch zwölf — in dem Hause. Schon waren mehrere Verwundete in den Häusern, an denen wir bereits vorbeigelaufen waren. Die Bewohner hatten sich nur vor den Kroaten abgeschlossen, aber sie taten ihre Türen auf, um die Verwundeten aufzunehmen und sie pflegten sie überall mit Liebe. Die guten

Wiener! ... Wir berieten uns, was weiter zu tun? Der Gardist schlug vor, den Rückzug durch die Gärten fortzusetzen, die sich hinter den Häusern in ununterbrochener Reihe fortzogen, da der Weg am Donauarm zu mörderisch war. Der Vorschlag wurde angenommen und ausgeführt. Aber die Gärten waren nur von geringer Ausdehnung und durch Plankenwände oder Palisaden von einander getrennt. Die Kroaten, die seit unserer Flucht wieder das Schüttelbad einnahmen, bemerkten uns von dort aus und begannen uns nachzuschießen, eine Schar machte sich sogar auf, um uns durch die Gärten zu verfolgen. Eine Gartenwand nach der andern schnitt uns den Weg ab, wir mußten eine nach der andern überklettern; oben angekommen, waren wir wie ausgesteckte Ziele, wenn wir auch sicher waren, so lange wir uns in der Ebene befanden. Während wir oben waren, flogen die Kugeln in Menge um unsere Köpfe; dabei hörten wir das Geheul der Verfolger immer näher kommen. Wir hatten höchste Eile. Da erlebten wir wieder einen jener Züge der Aufopferung, die während dieser Wochen so oft vorkamen. Ein Proletarier war immer der letzte, der über die Wände kletterte. Er hielt ruhig stand, so lange noch ein Einziger von uns diesseits war, und half mit Arm und Schultern einem nach dem andern über das Hindernis. Er selbst hatte dann niemand, der ihm geholfen hätte, und mußte sich oft mit arger Mühe, allein, auf die manchmal hohe Wand hinaufhelfen, immer in Gefahr, von den Verfolgern erreicht zu werden. Dieses Werk der Hilfe und der Aufopferung führte er mit Konsequenz bei allen Wänden durch, deren vielleicht zwölf oder vierzehn waren. Endlich kamen wir an der Franzensstraße und hinter der Barrikade an. Es fehlte mancher, und unter den Fehlenden war auch der Junge, für den ich mitgezogen war. Glücklicherweise kam er nach einer halben Stunde zum Vorschein und zwar frisch und wohl behalten. Er hatte einen Freund, einen Studiosus Juris, der ins Knie geschossen war und sich nicht regen konnte, zuerst in Sicherheit, dann zu einem Arzte gebracht. Wie traurig auch die Expedition ausgefallen war, so hatten wir doch beinahe die Gewißheit erlangt, daß die Studenten nicht in den Flammen der Dampfmühle zu Grunde gegangen seien. Auch erfuhren wir später, daß sie sich in der Tat, als die Kroaten die Dampfmühle,

die sie besetzt gehalten, angesteckt hatten, rückwärts, durch den Prater bis an die Jägerzeile durchgeschlagen hatten, obwohl der Prater in der Gewalt der Österreicher gewesen."

Das war Hartmanns erster Schlachttag; es dürfte dies wohl der 26. Oktober, der erste Tag nach seiner Einreihung in das Elite-Korps, gewesen sein. Während aber die Hauptleute Blum und Fröbel, mißgestimmt und Verrat witternd, sich schon am 28. zum Rücktritt entschlossen und in der Tat schon am folgenden Tage diese Absicht ausführten, indem sie früh morgens ihre Demission gaben, scheint Hartmann noch länger an den Kämpfen tätigen Anteil genommen zu haben, wenn er auch wohl in den letzten beiden Tagen, und besonders nach Messenhausers Kapitulation, keine Waffe mehr geführt haben mag. Hatte er aber diese erste Expedition in einer Abteilung akademischer Legionäre mitgemacht, so rückte er in den folgenden Tagen in seiner Elitekompagnie aus. Die spärlichen Aufzeichnungen freilich, die er in den kurzen Minuten karger Rast in flüchtigen Strichen auf das Papier warf, mußte er später, bei seiner überstürzten Flucht aus der eroberten Stadt, zurücklassen, um sich nicht zu kompromittieren. So kommt es, daß, als er später daran ging, die Erinnerung jener vielbewegten Tage aufzuzeichnen, er die Reihenfolge der sich in ununterbrochenem Wechsel jagenden Eindrücke nicht mehr anzugeben wußte, auch wohl manches verbindende Detail seinem Gedächtnis entfallen ist. „Von dieser Expedition weiß ich," schreibt er von dem eben geschilderten Gefechte, „daß sie meine erste tätige Teilnahme am Kampfe gewesen, denn die Gefühle des ersten Kampfes vergessen sich nicht. Was darauf folgt, kann ich nicht mehr in chronologischer Ordnung erzählen; es sind abgerissene, bruchstückweise Erinnerungen ... Eines Abends zogen wir, an hundert Mann, Corps d'élite und Proletarier, unter Anführung des Major Haugk an die Mariahilfer Linie, die allem Anschein nach diese Nacht angegriffen werden sollte. Das Burgtor wurde uns von einem polnischen Offizier geöffnet, der bei dieser Gelegenheit allerlei Unsinn sprach und viele schlechte Witze machte. Er war arg betrunken und gab uns einen bösen Eindruck mit auf den Weg. Es stand schlecht um eine Stadt, deren Tore so bewacht waren. Von der Mariahilfer Vorstadt kam uns roter Feuer-

schein entgegen, der den hellen Himmel purpurn färbte; sonst war die Nacht schwarzdunkel. Auf dem Marsche durch die unendlich lange Hauptstraße der Vorstadt flogen uns ununterbrochen, langsam, zischend und raschelnd, in großen Bogen glühende Bomben entgegen, die bald auf einem Dach in unserer Nähe, bald auf unserem Wege platzten. In den Türen standen die Bewohner und sahen dem Schauspiele zu. Jeden Augenblick rief man uns eine Warnung entgegen: ‚Meine Herren, ziehen Sie sich links, die Schußlinie ist rechts!‘ — Wir bogen nach links. — ‚Meine Herren, ziehen Sie sich rechts, die Schußlinie ist links!‘ — Wir bogen nach der rechten Seite. Die wiederholten Warnungen und die mehrfache Veränderung des Marsches, dabei der beständige Anblick der Kugeln, die uns langsam entgegenkamen, brachte eine große Unruhe in die Schar und demoralisierte sie endlich ganz. Einzelne sprangen beim Fall und Platzen der Bomben aus den Reihen, die einen rechts, die anderen links — man fluchte, man schrie — viele wollten umkehren. Es war eine gräuliche Unordnung. Haugk ließ uns halten und sprach den Furchtsamen Mut ein. Bald aber war dieselbe Unordnung und in einem erhöhten Grade wieder da. Da befahl er, das Bajonett zu fällen, und jedem, seinen Vordermann niederzustoßen, sobald er Miene mache, aus der Reihe zu treten. So kamen wir in schönster Ordnung trotz Bomben und Granaten an der Mariahilfer Linie an . . . Wir lösten die Besatzung ab und besetzten selbst die Barrikade, von welcher aus wir bei einem Wachtfeuer die Österreicher wie Schatten hin- und hergehen sehen konnten; von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Kanonenschuß ganze Gruppen, und wir mochten uns überzeugen, daß wir eine ziemlich starke Macht uns gegenüber hatten. Die Bomben aber ließen uns unbehelligt; sie flogen in großen Bogen über unsere Köpfe weg in die Vorstadt. Nur von Zeit zu Zeit schlug eine Vollkugel in unserer Nähe ein, ohne uns den geringsten Schaden zu tun . . . Ungefähr um Mitternacht regte sich etwas in nächster Nähe außerhalb der Barrikade; wir kamen in Alarm. Aber es war ein Proletarier, der sich sogleich als Freund zu erkennen gab, zu uns hereinkam und uns versicherte, daß sich die Österreicher regen und daß gewiß etwas bevorstehe. Die Barrikade wurde doppelt besetzt, und die Leute, die nebenan

in einem kleinen Häuschen beim Weine gesessen hatten, kamen hervor, nahmen ihre Gewehre und standen in der Nähe bereit. In der Tat kamen nach weniger als einer Viertelstunde plötzlich die Österreicher hinter einem Hause der Vor-Vorstadt in Menge hervor und stürmten plötzlich auf unsere Barrikade los. Wir empfingen sie mit einer guten Salve und gleich darauf mit einer zweiten, da uns die Hintermänner augenblicklich unsere Gewehre abnahmen und ihre geladenen reichten. Sogleich zogen sich die Österreicher zurück, ohne einen Schuß getan zu haben, und während dieses Rückzuges hörten wir einen Schrei, der die Luft auf schauerliche, auf jämmerliche Weise zerriß. Offenbar war es auf eine Überrumpelung abgesehen, die sie aber aufgaben, da sie uns so wachsam fanden. Bei dieser Gelegenheit wurde ich sehr leicht am Fuße verwundet, und zwar von befreundeter Seite, durch das Bajonett eines Nationalgardisten, als er auf die Barrikade stürmte, um uns zu Hilfe zu kommen . . . Hierauf wurde es stille, nur die Bomben fuhren fort, von Zeit zu Zeit die dunkle Nacht mit einem feurigen Bogen zu durchkreisen. Ich saß in dem kleinen Häuschen links von der Linie, und trank mit den andern, als eine solche Bombe eine ganze Ecke des Daches abriß. Man ging hinaus, um den Schaden zu besehen, und ging dann wieder zurück, um weiter zu trinken und zu plaudern. Nach wenigen Tagen des Kampfes konnte ich an unzähligen Bürgern, Studenten und Proletariern jene Kaltblütigkeit beobachten, die man selbst an alten, berühmten Kriegern zu bewundern gewohnt ist. Wäre die Kraft und der Mut des Wiener Volkes gehörig gebraucht, wäre ein Kommando, irgend ein Plan da gewesen, man hätte Wunder tun können. Aber im Kommando war Anarchie, oder vielmehr, es gab gar kein Kommando. Auf seinem Posten, auf dem er sich oft zufällig befand, tat jeder seine Schuldigkeit und mehr als das — aber jeder auf eigene Faust; von einem Zusammenhange war nicht die Rede, Ein Plan, Ein Wille war nirgends sichtbar . . . Ein anderes Mal wurde ich mit einem Teil des Corps d'élite zu einer polizeilichen Haussuchung verwendet. Es war eine Anzeige eingelaufen, daß sich in irgend einem der Häuser am Ende der Fuhrmannsgasse in der Leopoldstadt ein Waffendepot der Kontrerevolution befinde. Das Haus sollte ausfindig gemacht werden

und zwar sogleich, da Gefahr da war, daß dieser Teil der Stadt dem Feinde in die Hände falle. Schon schlug man sich aufs hartnäckigste im Augarten, und schon wurde die Gegend der Fuhrmannsgasse beschossen. Ein Student, der bereits in Schleswig-Holstein als Offizier gedient hatte, führte uns. In der genannten Gasse standen die Einwohner, meist Weiber und Kinder, in den Hauseingängen, um sich vor den fallenden Kugeln und den herabstürzenden Dachtrümmern zu schützen. Wie sehr sie zitterten und bebten, hatten sie für uns doch ein freundliches Lächeln. ‚Da kommen ja die Studenten‘ hörte man, ‚ach, die braven Studenten!‘ — Aber unter diesen braven Studenten war einer, der beim Anblick des Unheils, das die Kanonenkugeln anrichteten, allen Mut verlor. Er fing förmlich zu heulen an, sagte, das sei unmenschlich, ordentliche Menschen solche Wege zu führen, was die ganze Geschichte überhaupt zu bedeuten habe, u. s. w., und behauptete am Ende, er sei ein Vater, der fünf Kinder zu ernähren habe und dessen Pflicht es sei, sein Leben zu schonen. Es war ein Mensch von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, ein Kaufmann oder Kommis, der sich in die Studentenlegion hatte aufnehmen lassen. Der Lieutenant verwies ihm sein Geschwätz und seine Feigheit, da er aber immer lauter zu klagen anfing, wandte sich jener zähneknirschend um, faßte ihn am Kragen, und warf ihn einer Gruppe von Weibern zu. ‚Verhaftet ihn und führt ihn auf den nächsten Posten, die feige Memme!‘ rief der Lieutenant, die Weiber umringten ihn lachend, und führten ihn in der Tat am Arm und Rockschößen, trotz aller herabfallenden Kugeln, auf die Hauptwache, in die Jägerzeile, wo man ihm nach drei Tagen auf unangenehme Weise den Abschied gab, nachdem er sich mit dem Gedanken an ein Kriegsgericht aufs Grausamste abgequält hatte . . . Von Waffenvorräten fanden wir in den Häusern, die wir vom Keller bis unters Dach untersuchten, keine Spur. Die Einwohner, wo solche zugegen waren, lächelten gutmütig über die Verkennung, und daß man bei ihnen nach gegenrevolutionären Waffen suchte. ‚Ach nein,‘ versicherte man uns von allen Seiten, ‚wir sein nicht gegen die Studenten; die sein ja so gut!‘ In einem Hause fanden wir ein junges schönes Mädchen, das uns mit Tränen in den Augen beschwor, doch abzulassen, ‚wir setzten es ja doch

nicht durch.'" Mit der Durchsuchung dieses Hauses war Hartmann betraut, und er verweilte, wie eine seiner späteren Novellen beweist, länger in der Gesellschaft des schönen Mädchens, als diese Operation gerade unumgänglich nötig gemacht hätte. Zehn Tage später sah er sie, das Opfer der die Stadt stürmenden Soldateska, als Leiche wieder, da er, selbst flüchtig umhergetrieben, in ihrem Hause Schutz suchen wollte ... „Bald nach dieser Haussuchung sollte ich wieder in dieser Gegend beschäftigt sein. Eines Abends marschierte ich mit noch ungefähr fünfzig Mann unter Anführung Fröbels [1]) in die Leopoldstadt und in ein gewaltiges, ausgedehntes, sehr solid gebautes Haus in der Nähe der Jägerzeile. Unsere Bestimmung war, dieses Haus so schnell als möglich und so stark als möglich zu befestigen, da es mehrere Straßen beherrschte und von dieser Seite her bald ein Angriff auf die Leopoldstadt zu befürchten war. Die Kaiserlichen hatten schon den ganzen Prater und den Bahnhof besetzt und waren auch schon im Besitz des Augartens, den sie nach langem und hartnäckigem Kampfe eingenommen hatten. In dem Hause fanden wir schon eine kleine Besatzung, und mit dieser vereinigt gingen wir sogleich an die Arbeit. Ich hatte den besten Willen, mich nützlich zu machen, aber wo ich zugriff, war gleich ein Proletarier bei der Hand, der mich lächelnd zurückdrängte. ‚Das ist nicht für Sie' — ‚das verstehen wir besser.' So gutmütig zeigte sich das Volk überall; nirgends eine Spur von jenem proletarischen Hohn, der sich mit Schadenfreude am Schweiße der an körperliche Arbeit nicht gewöhnten Aristokraten oder an der Ungeschicklichkeit der Hände ohne Schwielen erfreut. In der Tat konnte ich mit Hacke und Spaten nirgends ans Werk gelangen, und wo ich einen Stein anfaßte, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu tragen, wurde er mir sofort aus der Hand genommen. Selbst als Handwerker konnte ich nicht dienen. Ich ergab mich in mein Schicksal, legte mich auf einen Strohsack und schlief vortrefflich bis zum Morgen, während man um mich herum wie in einem Bienenkorbe arbeitete. Als ich erwachte, war das Haus eine Festung, in der man sich ganz

[1]) Man sieht aus der ganzen Darstellung, daß die Kompagnieeinteilung niemals streng gewahrt wurde.

sicher und behaglich fühlte. Aber wir sollten uns nicht lange so fühlen . . . Gegen sechs Uhr Morgens erschien General Bem vor dem Hause. Er warf einen raschen Blick auf dasselbe und in den Hof, fand, daß es gut war und befahl, daß wir nun weiter marschieren sollten. Er wartete nur, bis wir uns vor dem Hause versammelt hatten, gab Fröbel seine Befehle und ritt dann weiter. Bei dieser Gelegenheit sah ich den merkwürdigen Mann zum ersten Male, jenen Mann, der, wenn er mit dem Oberbefehl betraut gewesen wäre, der Belagerung Wiens und der ganzen Bewegung wohl einen anderen Ausgang gegeben haben würde. Er trug weiße Reithosen, die in hohen Stiefeln staken, einen dunkelblauen, bis unters Kinn zugeknöpften Rock und einen Kalabreser mit weißer Feder: eine schmächtige, magere Gestalt, der man es nicht angesehen hätte, daß sie allen erdenklichen Mühen und Kriegsarbeiten gewachsen war. Auch das magere gelbe oder vielmehr graue Gesicht hätte wenig Kraft verraten, wenn es nicht von einem energischen, geist- und kraftvollen Auge beleuchtet worden wäre. Nicht eines der Bilder, die vom General Bem bekannt sind, finde ich ähnlich; sie geben ihm meist ein rundes und ziemlich freundliches Gesicht; das seine aber war länglich und erschien um so länger, als die Wangen so eingefallen waren, daß sie bereits Gruben bildeten, und als es von einer hohen und schmalen Stirne überwölbt war. Freundlich war er nur, wenn er sprach, und sich wohlmeinend über die jungen Soldaten und über den gefährlichen Posten, auf den er sie schickte, lustig machte; sonst war sein Gesicht gedankenvoll und nichts weniger als anziehend. Der Posten, auf den er einen Teil der Besatzung des Hauses und mit ihr eine Abteilung Steierer vom steierischen Zuzuge, sämtlich unter Fröbels Führung schickte, lag in der Nähe der Fuhrmannsgasse und war in der Tat nichts weniger als angenehm. Wir hatten eine lange Gartenmauer, eine Barrikade und ein kleines, einstöckiges Haus, die zusammen eine Linie bildeten, zu bewachen und nötigenfalls zu verteidigen. Vom Feinde waren wir eigentlich nur durch die Chaussee getrennt, die zum Nordbahnhof führt. Jenseits dieser Chaussee beginnt der Prater mit einem grünen Platze geringer Ausdehnung, und jenseits dieses grünen Platzes beginnt der Praterwald, in welchem ebenso wie im nahen Bahnhofe, die

Kaiserlichen standen. Sie waren durch das weitläufige Gebäude wie durch die Bäume unseren Blicken entzogen, konnten sich, ungesehen von uns, sammeln, und uns binnen einer halben Minute überfallen. Da galt es wachsam sein. Auf Fröbels Anordnung brach man Schießscharten in die Gartenmauer und stellte man das Haus so gut als möglich wieder her. Die Kaiserlichen hatten es nämlich Tags vorher in Brand gesteckt, die Wiener hatten den Brand wieder gelöscht; so war es zur Hälfte von Feuer und Wasser zu Grunde gerichtet und in einem jämmerlichen Zustande. Die Möbel waren gerettet worden, nur die Strohsäcke, vom Wasser getränkt, lagen in und außer dem Hause. An der Barrikade, an den Fenstern und an den Schießscharten mußte fortwährend ungefähr die Hälfte der Besatzung stehen, um den Prater und den Bahnhof zu beobachten. Das war ein sehr ermüdender Dienst. Von Zeit zu Zeit näherten sich die kaiserlichen Vorposten; man trieb sie mit Flintenschüssen zurück. Ein alter Soldat, ein Jäger, der noch seine Uniform trug, besuchte uns und leistete uns treffliche Dienste. An einem Fenster stehend, entdeckte er, wo sich ein Österreicher zeigte, seine Beute im dichtesten Gebüsche; er schoß und traf beinahe immer. Nachdem er diese Jagd eine Zeitlang getrieben hatte, zogen sich die Vorposten weit zurück. Ein Steierer schlich nun in den Prater, wie ein Gemsenjäger. Er sprang von Baum zu Baum; hinter den Stämmen lud er, schlich dann hervor, suchte sich ein Ziel und schoß. Kaum geschossen, war er zwanzig Schritte weiter, und die Kugel, die ihm antwortete, flog fern von ihm ins Leere . . Oft verschwand er uns auf halbe Stunden aus den Augen, aber mit dem Horn, das er an der Seite trug, schickte er uns nach jedem dritten Schusse Grüße zu, die uns über sein Wohlergehen beruhigten. Ein Schneider, der mit uns war, ließ sich durch dieses Beispiel zu gleichen Taten anfeuern, und so zogen die zwei wie Jäger durch den Wald. Den Mut der Schneider habe ich während der Wiener Belagerung überhaupt anders kennen gelernt, als ihn die populäre Tradition darzustellen liebt. Ich fand, daß es den Schneidern eigen ist, überall dabei sein zu wollen, besonders, wo es gilt, etwas Keckes oder Kühnes auszuführen . . . In der Nacht mußte es natürlich auf einem solchen Posten unheimlich sein, und war dop-

pelte Wachsamkeit geboten. Ich sehe immer noch einen gewissen jungen Poeten, der heute in Österreich lebt und den ich darum nicht nenne, wie er gleich einer Tigerkatze die ganze Nacht auf der Barrikade lag und unbeweglich in die Dunkelheit hineinstarrte, für viele wachend, die unterdessen auf den durchnäßten Strohsäcken unter freiem Himmel und in der Oktoberfeuchtigkeit und Kälte ein Auge voll Schlaf zu erhaschen suchten. Gegen Morgen erschien eine gute arme Frau aus der sonst verödeten Nachbarschaft und brachte uns, was sie vermochte, Suppe und Kaffee. Die gütige Samaritanerin sorgte aufs mütterlichste für uns, so lange wir auf diesem Posten verblieben. Als der zweite Abend kam, brachte sie Kleider und Decken, um uns gegen die Kälte zu schützen, und lud die Unbeschäftigten ein, wenigstens unter ihrem Dache zu schlafen. Am zweiten Tage war sie wieder mit Brot, Suppe und Kaffee da, und unmöglich war es, sie, die arme dürftige Frau, zur Annahme einer Vergütung zu bewegen. Ich bin überzeugt, daß keiner meiner damaligen Kameraden das gute von Wohlwollen durchstrahlte Gesicht der armen Frau vergessen hat oder je vergessen werde. Wie oft haben wir, ich und Sigmund Kolisch, der mit auf dem Posten war, in ferner Fremde von der guten Frau gesprochen und erzählt ... Am dritten Tage (wenn ich nicht irre) vormittags wurden wir Müden abgelöst und in die Aula zurückgeschickt. Auf dem Wege begegneten wir großen Scharen, die sämtlich in die Leopoldstadt und meist nach der Jägerzeile zogen. In dieser waren zwei große Barrikaden aufgeführt; hinter einer derselben, vor einem kleinen Tischchen, saß General Bem. Es sah aus, als sollte es bald zu etwas Ernstem kommen. In der Tat griffen die Österreicher an, und noch selbigen Abend war die Leopoldstadt nach hartem Kampfe in ihrer Gewalt ... Aber die Tage wurden trüber; der Feind zog seine Kreise immer enger um die Stadt; nichts geschah, um die Hilfe zu benutzen, die überall im Lande bereit war, oder nur, sie heranzuziehen. Man wußte, daß noch starker Zuzug aus Oberösterreich und Steiermark gekommen war, und daß er, nachdem er Tage lang in den Gebirgen gewartet hatte, wieder zurückging, da man sich nicht mit ihm in Verbindung setzte, um ihn im Rücken des Feindes agieren zu lassen, und nichts tat, um ihm einen Weg in die Stadt

zu öffnen. Bei der Annäherung des Feindes einerseits, bei der Anarchie im Oberbefehl andererseits sank die Hoffnung immer tiefer. Die erhebenden Momente wurden von niederdrückenden überwuchert. Einen solchen erhebenden und einen solchen niederdrückenden Moment erlebte ich eines Tages rasch nach einander. Ich kam aus der Singerstraße. Am Fuße des Stephansturmes stand eine Schar steierischer Schützen unter Anführung des trefflichen Doktor Effenberger, der später sein Leben in Kufstein vertrauerte. Sie sangen begeistert: ‚Was ist des Deutschen Vaterland!‘ und machten sich froh und glücklich zu einem Kampfe bereit. — ‚Was ist?‘ fragte ich. — ‚Die Ungarn sind im Anzug.‘ Ich eilte in die Aula. In der Tat ließ man uns und viele bewaffnete Proletarier auf dem Platze in Reih und Glied treten, und man flüsterte sich zu, daß wir einen Ausfall machen werden. Major Haugk ging, die Hände über den Rücken gelegt, vor uns auf und ab. Aber wir standen und standen; es kam kein Befehl; der Major schickte einen Boten nach dem andern ab; es veränderte sich nichts. Messenhauser stand auf dem Stephansturm, beobachtete das Gefecht zwischen Österreichern und Ungarn und hatte nicht den Mut, einen gewaltigen Ausfall zu machen, der die Österreicher zwischen zwei Feuer genommen hätte. Er stand noch immer auf dem Rechtsboden. Doch war dies der entscheidende Moment. In unserer Mitte, wie im Volke, das uns umgab, fühlte man das; die Bewaffneten wurden ungeduldig, im Volke geriet man beinahe in Wut. Damals sah ich, wie ein Volk wird, wenn es die Hoffnung verliert und alles an alles setzen möchte. Da die Stunden vergingen und immer nichts geschah, und dabei noch die Ungewißheit obwaltete, ob wirklich die Ungarn gekommen seien, ob, wenn sie gekommen, sie Sieger oder besiegt seien, kam das Volk in eine Art von Verzückung. Ich sah Weiber, die ihre Kleider abrissen, das Haar loslösten und zu predigen und zu prophezeien anfingen, als befänden wir uns in einer biblischen Stadt, vor deren Toren Babylonier oder die Scharen Assurs lägen. Ich begriff die Prediger und Propheten der Kamisarden. Die Weiber waren ekstatisch. Wären wir es doch auch gewesen! aber wir waren Teile eines Ganzen, wir waren schon diszipliniert und — warteten. So wurde es drei Uhr Nachmittags, und wahr-

scheinlich nur um uns zu beschäftigen, führte man uns auf die Bastei. Von da aus sahen wir denn, daß die Vorstadt Landstraße schon genommen war. Von dort und vom Glacis aus beschoß man uns. Wir setzten uns mit dem Rücken an das Parapet und sahen, wie die Kugeln in die Häuser vor uns flogen; eine Bombe platzte im Dache des Dominikanerklosters; das Haus, das die Fürstin Schwarzenberg, die Frau des Marschalls von Leipzig, bewohnte, wurde von den Kugeln der Kroaten arg mitgenommen. Man antwortete von der Bastei aus, aber welche Wirkung konnte das haben? ... So wurde es von Tag zu Tag schlimmer. Jede Nacht sah Wien aus, als wäre es unter eine rote Glasglocke gestellt; der Himmel glühte von Feuersbrünsten. Im Volke nahmen Entmutigung und Verzweiflung zu, und die schöne Stimmung der ersten Tage war dahin. Da sah ich manches, was in den ersten Tagen unmöglich gewesen wäre. Vor der Aula erhob sich ein Streit zwischen zwei Leuten; in dem Streit zog der Eine eine Pistole und legte auf seinen Gegner an. In dem Augenblicke fiel das Wort: ‚Ein Schwarzgelber!' Auf dieses Wort hin zog einer aus dem Volke einen Strick aus der Tasche und näherte sich dem als Schwarzgelben Bezeichneten mit der größten Gemütsruhe, um ihn aufzuknüpfen. Wir retteten ihn nur, indem wir ihn verhafteten. Es zeigte sich später, daß der Gerettete den Strick wohl verdient hätte: es war ein Spion .... An der Aula hörte ich auch zwei übergegangene Grenadiere sich besprechen, wie sie sich, wenn Wien falle, erschießen wollten ... In dieser letzten Zeit begegnete ich zu wiederholtenmalen dem durch seinen Tod bekannt gewordenen Jellinek, der, im Gegensatz zu seiner ganzen Umgebung, immer voll Hoffnung war; er gehörte nicht zu jenen Köpfen, die überall gleich das Ende sehen, wo sie keinen Ausgang finden. Er konnte im Gegenteil kein Ende sehen, wo er keinen Abschluß sah; hätte man ihm noch zwölf Lebensjahre gegönnt, er hätte Recht behalten. ... Wie hoffnungsvoll er war, so furchtlos war er auch, der arme Jellinek, der philosophische Kopf. Was in ihm zum Begriffe geworden war, war ewig; was hatte er zu fürchten? Als man ihn nach dem Falle Wiens warnte und ihm riet, doch auch wie viele andere die Flucht zu ergreifen, sagte er lachend: ‚Was kann er mir tun, der Windischgrätz? dieser ungebildete Mensch!'

Der ungebildete Mensch hat ihn für einen Zeitungsartikel erschießen lassen! . . . Noch ein anderes Opfer Windischgrätz' sah ich oft: den Musikus Becher, damals mit Kolisch Redakteur des ‚Radikalen.' Ich kannte ihn aus alter Zeit und hatte ihn oft in Neuners Kaffeehaus, dem Stelldichein der höheren Wiener Literatur, und bei Lenau gesehen. Ich war erstaunt, ihn nach Jahren so jung zu finden; die Revolution hatte ihn verjüngt und alle seine Kräfte neu aufgefrischt. Er war der letzte Wiener Kämpfer, und daß und wie er es war, habe ich mit meinen Augen gesehen . . . Messenhauser hatte schon seit mehreren Tagen kapituliert und das Kommando niedergelegt. Das will so viel sagen, daß es nunmehr selbst dem Namen nach keinen Oberbefehl mehr gab; auch Blum und Fröbel hatten als Offiziere in Folge der Kapitulation die Waffen niedergelegt. Aber das Volk hatte nicht kapituliert, es wollte den Kampf noch fortsetzen, als es schon auf den engen Raum der kleinen inneren Stadt Wien beschränkt war. Am letzten Kampftage ging ich in Gesellschaft Kolischs auf die Kärntnertor-Bastei; uns gegenüber auf der Wiedner Brücke war eine Batterie aufgeführt, die uns beschoß. Die Schar der Verteidiger war nur noch eine geringe; sie schleppte eine elende, alte Kanone herbei, um auch mit Artillerie zu antworten. Es sah ganz aus wie ein Ende. Als wir der Bastei zugingen, begegneten wir am Eingang der Spiegelgasse zweien Gesichtern, wie man sie in den letzten drei Wochen nicht gesehen hatte: alte, lächelnde, geschniegelte Hof- und Beamtengesichter. Wie sie uns mit unseren Gewehren hingehen sahen, begrüßten sie uns, redeten uns an und meinten, es sei ein schöner Tag. — ‚Merken Sie was?' sagte Kolisch zu mir — ‚diese Vögel kommen hervor; das sind unsere Totenvögel.' Auf der Bastei sahen wir, was diese Vögel augurierten. Nachdem wir einige Schüsse auf die Batterie getan, die übrigens außer Schußweite stand, verließen wir die Bastei wieder und kehrten in die Stadt zurück, deren Straßen schon vielfach von den Bomben aufgerissen und von dem Schutte, der von den Dächern fiel, bedeckt waren. Die Kugeln fielen überall. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß wir im Museum die Kugel einschlagen sahen, welche dort einen Brand entzündete. Ich halte diese Bemerkung für notwendig, da man unter andern Verleum-

dungen auch die vorbrachte, daß die Revolutionäre Museum und Bibliothek haben in Brand stecken wollen. Sprach man doch auch von Plünderungen zu einer Zeit, da die ganze Stadt dem Volke angehörte und ein einziger Mann, wie in tiefsten Friedenszeiten, vor der Bank Wache hielt und vor dem Palast Windischgrätz auch nicht ein einziger Mann. So wenig hielt man es für notwendig, das Eigentum des feindlichen Feldherrn vor diesem Volke zu schützen, und in der Tat wurde an diesem Hause nicht ein Nagel geschädigt. Nur einmal sah ich für einen Augenblick eine tendenziöse Zerstörungslust im Volke erwachen. Es wollte eines Abends die Statue der Kaisers Franz niederreißen; wenige Worte reichten hin, es von dem Vorhaben abzubringen, ein Vorhaben, das übrigens Wien von einer scheußlich-häßlichen Bildsäule befreit haben würde. Die sie stehen lassen, sind die Vandalen . . . Nachdem wir auf dem Graben noch eine Zeitlang dem Bombardement zugesehen, gingen wir, um eine befreundete Familie zu besuchen und ihr im Notfalle beizustehen. Auf dem Bauernmarkt hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet oder hielten sich in den innersten Räumen der Häuser, wo sie sich vor den Kugeln sicherer wähnten. Über den großen, menschenleeren Platz schritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Proletarierjunge. Der Junge trug eine große, schwarz-rot-goldene Fahne; der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen um seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm: er schritt vorwärts, gemessenen Ganges und schlug den Generalmarsch — und er schlug, als wollte er eine gestorbene Welt aus dem Todesschlafe erwecken. Und der Junge mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Und der Alte schritt und schlug. — Wir blieben starr bei diesem Schauspiel, und die Tränen traten uns in die Augen. — ‚Lieber Freund,‘ sagten wir ihm endlich, ‚lassen Sie das, es ist alles aus.‘ — ‚Nein,‘ antwortete der Alte, ‚sie

müssen heraus, sie müssen noch einmal heraus. Die Sache darf nicht verloren sein.' So sprechend, ging er immer weiter und schlug die Trommel, daß sie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kommen? Sie kamen nicht! ... Die Abenddämmerung senkte sich schon leise herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da schwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz stille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an dreißig Studenten und Proletarier. Laufend sahen sie rückwärts, als ob sie besorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher mit dem Degen in der Hand, desselben Wegs, gefolgt von einer noch kleinern Schar. Auch sie sahen sich um, während sie raschen Schrittes über den Graben gingen. Sie konnten nur vor den Österreichern fliehen. In der Tat hatten einige Nationalgardisten den Kaiserlichen das Burgtor geöffnet; die Schar Bechers stand auf der Bastei; hätte sie sich nicht rasch zurückgezogen, wäre sie leicht abgeschnitten und umringt worden. Nicht zwei Minuten nach Becher erschienen denn auch die Österreicher auf dem Platze des Grabens. Zuerst kam eine kleine Abteilung von vielleicht zwölf Mann mit gefälltem Bajonett; aber in der Tat war es schwer, zu erkennen, in welcher Position sie das Gewehr zu halten beabsichtigten. Sie zitterten so sehr am ganzen Leibe und an den Armen, daß das Bajonett fortwährend auf- und niederging. Dabei blickten sie ängstlich rechts und links nach den Fenstern und riefen fortwährend: ‚Gut Freund! Gut Freund!' Dasselbe tat die ganze Kompagnie, die ihnen auf dem Fuße folgte, die Gemeinen, wie die Offiziere. Diese letzteren schwenkten ihre Degen grüßend den Fenstern zu und riefen ebenfalls: ‚Gut Freund! Gut Freund!' Man konnte mit den armen Soldaten, die jetzt noch einen Angriff fürchteten, nur Mitleid haben. Das Volk, das sie plötzlich überall umgab, verhielt sich stille. Da aber geschah etwas Überraschendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich hundert Fenster, die seit drei Wochen verschlossen und verhüllt gewesen, als gehörten sie ausgestorbenen Wohnungen an, sie füllten sich, — Hunderte von Taschentüchern wehten den Soldaten entgegen, und ‚Vivat der Kaiser!' erscholl es von allen Seiten. Das war wie ein

Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erstickte die loyalen Rufe in Gegenwart, selbst in der Mitte der bewaffneten Sieger, die eben, freilich sehr schüchtern, ihren Siegereinzug hielten. Und das pfeifende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eisenplatz. Von dort her kamen noch einige Schüsse. Sie kamen von Becher. Noch einmal hatte er sich aufgestellt und empfing die Sieger mitten in der besiegten Stadt mit einer Salve. Dann war es stille. Die Nacht sank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama, und die Orgie der Monarchie begann" . . .

So hielt seine Erinnerung die ernsten Stunden jenes schweren Kampfmonats fest. Den Verkehr mit Jellinek und Becher hatte er selbst in diesen sorgenvollen Stunden wieder aufgenommen, und er hatte sie ganz als die Alten wiedergefunden. Sie nahmen an der Bewegung noch intensiveren Anteil als er, Musikus Becher mit Feder und Schwert kämpfend, der Philosoph Jellinek in freiheitsglühenden Leitartikeln, durch die er in Bechers „Radikalen" zur energischsten Tat aufforderte. Merkwürdig ist immerhin, daß Hartmann nie seine Feder in den Dienst des „Radikalen" stellte. Aber das Jahr 1848 ist für ihn publizistisch wie poetisch unmittelbar ein vollkommen unfruchtbares; es ist, als ob er in dieser Zeit einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Art schriftstellerischer Produktion empfunden habe. In Wien nun vollends fand er nicht einmal zum Federkrieg die Ruhe und Muße. Lieber stand er schon mit Becher draußen, wo die Kugeln ihnen ums Haupt sausten. Denn auch die Zeit, „wo bei Sonaten und Quartetten die Stunden hold vorüberglitten," war vorbei — unwiederbringlich . . . Von alten Bekannten hatte er zu seinem großen Erstaunen auch Auerbach in der Stadt angetroffen, und Auerbachs Schilderung dieser Begegnung zeigt, wie Hartmann auch in dieser Zeit der Bewegung, da die Stadt romantischer, und allerdings auch „Bassermannischer" Gestalten voll war, eine auffallende Erscheinung bildete. „Er trug eine schwarze Samtbluse, einen Kalabreser, und hatte einen Hirschfänger umgegürtet. Er war ein Bild von Paul Veronese . . ."

„Die Orgie der Monarchie begann." Zu ihren ersten Opfern gehörten die beiden Freunde, die nach wochenlanger Haft unter Standrechtskugeln für die mutvolle Verteidigung

ihrer Überzeugungen büßten.[1]) Jetzt galt nur das Rette-sich-wer-kann, und auch Hartmann und seine Genossen mußten auf ihre Rettung bedacht sein. Wie aber konnte man aus dieser Mausefalle herauskommen, da alle Gassen wütender Soldaten voll waren, deren Rachedurst oft noch künstlich erhitzt worden, und da man noch dazu vor Spähern und Angebern keinen Augenblick sicher war? Freilich, Blum war von einem sträflichen Leichtsinn. Er wiegte sich in Sicherheit, traf nicht einmal die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln, und lebte im festen Vertrauen, daß ihn die Würde des Volkstribuns, wie seine persönliche Bedeutung vor allen Verfolgungen schützen werde. Hartmann dagegen kannte die österreichischen Verhältnisse besser und tat alles, die Freunde zu einem vorsichtigeren Verhalten zu bewegen. „Blum antwortete dem Reisegefährten fast verletzend, indem er der Furcht zuschrieb, was bedächtige Freundschaft eingegeben. Wie empfindlich aber Hartmann auch sonst war, er ließ sich durch das rauhe Wort nicht abhalten, seine Vorstellungen zu erneuern. Er drang in den Volksmann, vorläufig wenigstens die Wohnung zu ändern und von dem nun etwas sichereren Orte dem Verlaufe der Begebenheiten zuzusehen." Blum aber glaubte an den Erfolg des Schreibens, daß er im Verein mit den Kollegen am 1. November an die Wiener Militärbehörden gesandt, welches lautet: „Die unterzeichneten Mitglieder der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. wurden seit dem 20. Oktober, an welchem Tage sie Wien verlassen wollten, hier durch die Ereignisse zurückgehalten. Nach der nunmehr eingetretenen Wendung der Dinge erlauben sich die Unterzeichneten die gehorsamste Bitte um gütige Erteilung von Passierscheinen zum

---

[1]) v. Muth stellt auf Grund einer oberflächlichen Anekdote Helferts die mindestens voreilige Behauptung auf, Becher sei eigentlich an Stelle Frankls erschossen worden, eine Hypothese, für die sich außerhalb seiner Phantasie Stützen schwerlich finden lassen. Auch gegen Becher, den Redakteur des Radikalen, fand reaktionärer Revanchedurst genug der Gründe, sein Mütchen an ihm zu kühlen. Nach der Veröffentlichung der Aufzeichnungen der Baronin Perin, der Braut Bechers, in der „Zeit," Bd. XVI., 201—4, wird wohl auch Muth seine Hypothese nicht mehr aufrecht erhalten.

Antritt der Rückreise auszusprechen, eventuell aber von Eurer Exzellenz die Gnade einer Audienz sich zu erbitten, um die nötigen Nachweisungen über Person und Eigenschaften überreichen zu können. In der Erwartung, daß Eurer Exzellenz Gnade uns die Möglichkeit, unsern wichtigen Beruf wieder anzutreten, gütigst gewähren wird, zeichnen wir mit vollkommenster Verehrung Eurer Exzellenz gehorsamste Abgeordnete der deutschen konstituierenden Nationalversammlung: Robert Blum aus Leipzig. Albert Trampusch für den Wahlbezirk Weidenau in k. k. Schlesien. Julius Fröbel für den Wahlbezirk der Fürstentümer Reuß jüngerer Linie. Moritz Hartmann aus Leitmeritz." Auf die Rückseite des Gesuchs schrieb General Cordon, der neue Gouverneur Wiens, den Verhaftsbefehl!

Nach einer verbreiteten Version soll Hartmann unmittelbar vor der Verhaftung Blums und Fröbels, die in einem Gasthause (Stadt London) ihr Quartier aufgeschlagen hatten, bei ihnen gewesen sein, um ihnen noch einmal die Notwendigkeit der Flucht darzulegen. Er konnte sie nicht dazu bringen, ihre Handlungsweise zu ändern. Im letzten Moment noch soll Hartmann der Gefahr, mit ihnen verhaftet zu werden, entgangen sein, indem er sich durch einen Seitenausgang ins Freie rettete, während Windischgrätz' Trabanten schon vorn ins Haus drangen. Wenn es auch kaum möglich ist, die Richtigkeit dieser Darstellung festzustellen, so hat sie doch nichts Unwahrscheinliches. Kolischs Bemerkung: „Vielleicht wäre Blum gerettet worden, wenn er auf die Bitten des treuen Kameraden gehört hätte", ist auf alle Fälle nicht ungerechtfertigt. Noch in derselben Stunde (4. November früh) aber richtete Hartmann ein Schreiben an das Präsidium der Frankfurter Versammlung, in dem er von dem unseligen Ereignis Mitteilung machte. Bis dahin waren nur unsichere Gerüchte von dem Geschehenen nach Frankfurt gedrungen. Erst seine einfache Darstellung, die am 9. November zur Kenntnis des Hauses gelangte, die es vermied, irgend welche Folgerung zu ziehen, irgend welche Forderung auszusprechen, war die faktische Bestätigung.

Kolisch wars, der alle seine Leiden und Erlebnisse dieser Tage teilte. Er stand in derselben Kompagnie des corps d'élite, wie Hartmann, gleichfalls als gemeiner Soldat, und so

kam er während dieses letzten Drittels des Oktobers den ganzen Tag nicht von seiner Seite. Auch in den Tagen nach der Einnahme Wiens, in denen die Gefahr einer Gefangennahme mit jeder Stunde stieg, waren sie unzertrennlich. So folgen wir denn auch am besten den Erinnerungen, die Kolisch von dieser Zeit des weißen Schreckens aufgezeichnet hat.

„Bei einem meiner Freunde, Berthold Franckel, mit dem ich Hartmann bekannt gemacht hatte, und der uns häufig aufs Gastfreundlichste bewirtete, fand ich einen Zufluchtsort während der fürchterlichen sechs Tage bis zu meinem Entkommen. Schon vor dem Einzuge der Truppen beherbergte mich der würdige Mann, da meine Wohnung in der Leopoldstadt unzugänglich geworden war. In diese gastfreie Behausung auf dem Graben zogen wir uns zurück — Hartmann, ich, und noch einige Kameraden, nachdem die letzten vergeblichen Anstrengungen für die Volkssache gemacht worden ... An ein Entkommen war vorläufig nicht zu denken, denn die Tore der inneren Stadt waren gesperrt, die Linien streng überwacht und ohne einen Erlaubnisschein oder einen Paß, von der Militärbehörde ausgestellt, durfte niemand Wien verlassen. — Zwei Tage nach dem Einzuge der Truppen höre ich klingeln; ich trat aus der Stube, welche mir zugewiesen war, in die Küche, von wo ich nach der äußeren Türe schauen konnte, ohne von dem Eintretenden gesehen zu werden. Wie erschrak ich, als ich eine Militär-Uniform wahrnahm! Doch ich beruhigte mich bald, denn ich erkannte, daß die Uniform einem im Range etwas höheren Offizier gehörte. Er kam überdies ohne Gefolge und fragte nach dem Hausherrn in einer Weise, die nichts Schlimmes ankündigte. Der Diener, welcher geöffnet hatte, führte den Ankömmling in eines der Gemächer, und ich, des Besuches nicht weiter achtend und der Sorge für den Augenblick entschlagen, zog mich in mein Zimmer zurück. ... Nach ungefähr einer Stunde trat Freund Berthold mit ungewöhnlich ernster Miene bei mir ein und zeigte mir an, daß soeben ein Hauptmann, zu dem er seit Jahren in freundschaftlicher Beziehung stand, ihn besucht, und für den Abend sich zu einem Essen und einem Kartenspiel angesagt habe. Auf meine Frage, welcher Art der Offizier sei, sagte Berthold: ‚Ich habe ihn nie anders als würdig und achtungswert und im

Verkehre angenehm gefunden; doch gehört er mit Leib und Seele seinem Stande an; er faßt die politischen Ereignisse nicht um ein Haar anders auf, als sie von dem Heere im ganzen aufgefaßt werden. Er zeigte sich in unserer Unterhaltung gegen die ‚Rebellen' in hohem Grade erbittert. Wo sind sie denn — die Kolisch, die Becher, die Gritzner, die Mahler; warum zeigen sie sich denn jetzt nicht? hat er ausgerufen, als wir auf den beendeten Kampf des Heeres gegen Wien zu sprechen kamen. Du siehst, daß er deinen Namen an der Spitze der Gehaßten genannt hat, vermutlich, weil du zu schlau warst, dir einen Preßprozeß wegen Beleidigung der österreichischen Armee zuzuziehen. In welcher Weise er gegebenenfalls die Pflichten des Offiziers mit denen des Weltmanns und des Freundes auszugleichen suchen möchte, vermag ich nicht zu sagen.' Nun entstand eine Beratung über die Frage, ob es rätlicher wäre, mich dem Gaste vorzustellen oder in meiner Stube zu bleiben. Wir entschieden uns für mein offenes Hervortreten, aber unter einem andern Namen, und machten mit dem Beschlusse all die jungen Leute bekannt, die in dem Hause ein- und ausgingen und auf deren Gesellschaft für diesen Abend zu rechnen war. Hartmann gehörte zu diesen. Der mir zugewiesene Name war ‚Doktor Bayer'. Gegen 8 Uhr Abends kam der Offizier, die herkömmlichen Vorstellungen fanden statt, lange Pfeifen, wie man sie in Wien damals rauchte, wurden angebrannt, dann setzten wir uns an einen Tisch, und spielten ‚halb Zwölf'. Als ich meine Pfeife zu Ende geraucht hatte, ging ich, um aufs Neue zu stopfen, an den Tabakvorrat heran, von dem ein Berg auf einem Tische seitwärts aufgetürmt war. Die Reihe war indes an mich gekommen, dem ‚Bankier' Rede zu stehen; da ich aber fehlte, rief Hartmann, in das Spiel vertieft und die erhaltene Weisung vergessend: ‚Kolisch, soll ich Ihre Karte aufnehmen?' Wie von einem Pfeil getroffen, fuhr ich zusammen. Den Blick abwechselnd auf den Offizier und auf den Degen heftend, den er beim Eintritt in einen Winkel der Stube gestellt hatte, blieb ich sprachlos. Hartmann, der von seiner Zerstreuung noch nicht zurückgekommen war, und in der Meinung, daß ich nicht hörte, wiederholte lauter und nachdrücklicher die Frage: ‚Kolisch, soll ich Ihre Karte aufnehmen?' Ich beharrte in meinem Schweigen, unaus-

gesetzt den Hauptmann und den Degen im Auge, entschlossen, das Äußerste zu tun, wenn es nötig würde, mein Leben zu verteidigen. Durch die Fußbewegungen eines Freundes erinnert, wurde Hartmann nun seiner Unbedachtsamkeit sich bewußt. Er erblaßte, ich sah, wie er am ganzen Leibe zitterte; das Entsetzen malte sich in seinen verstörten Zügen. Nachher, als wir ohne den störenden Zeugen waren, fiel er mir um den Hals und bat mich um Verzeihung, sich damit entschuldigend, daß er eben ‚nicht gewohnt sei, Komödie zu spielen‘. Der Offizier blieb ruhig sitzen, und schien, die Aufmerksamkeit den Karten zugewendet, weder zu sehen, noch zu hören, was um ihn her sich zutrug. Statt mir verderblich zu sein, hat mir der wackere Mann zur Flucht verholfen, indem er für ein Mitglied der Gesellschaft, dessen Beschreibung zu meiner Person paßte, einen Geleitschein erwirkte, mittelst dessen ich über die Grenze gelangen konnte. ‚Gebt acht, daß keine Ungeschicklichkeit vorfällt,‘ sagte er unserem gemeinschaftlichen Freunde Berthold, als er ihm für mich das Erlösungsschreiben einhändigte ... Am 5. November, nachdem wir Tags zuvor Kenntnis von der Verhaftung Blums und Fröbels erhalten hatten, verließen wir Wien: Hartmann, ein Freund, welcher seither Fahne und Kampfgenossen verlassen hat, und ich. Wir benützten die Nordbahn, um nach Breslau zu gelangen, da in Preußen die rettende Tat nur erst vorbereitet, noch nicht vollzogen war. Ein ungelöstes Rätsel ist die Reisebewilligung, welche Hartmann vom General Cordon ausgestellt wurde, obgleich der Gefährte Blums und Fröbels das volle Recht auf den Unwillen der Unterdrückungspartei sich erworben hat. Hartmann beobachtete ein strenges Schweigen über den Gegenstand; nur ungern sprach er von der unerklärlichen Begünstigung. Die Einen schrieben sie der Vorliebe des Generals für die Verse Hartmanns zu, andere waren der Meinung, daß der General mit dem Dichter in einem Hause zusammen gekommen sei, und, von dessen Liebenswürdigkeit bestochen, die ausnehmende Begünstigung gewagt habe. Eine überaus hochgestellte Persönlichkeit — so wollten noch andere erfahren haben — hatte sich ins Mittel gelegt und unaufgefordert ihre Fürsprache für den Dichter bei dem General angebracht. Freunde von tragischem Widerstreit der Empfindungen wollten es sich nicht nehmen lassen,

daß General Cordon ein verkappter Freiheitsmann gewesen sei und in Bezug auf Hartmann gewagt habe, was er in Bezug auf Blum nicht wagen zu können glaubte. Endlich soll es eine Dame gewesen sein, die sich bei dem General für den schönen Poeten verwendet hätte. Einige Worte die Hartmann damals mir gegenüber hat fallen lassen, möchten wohl die letzte Voraussetzung bestätigen. Der diskrete Mann hat das Geheimnis mit ins Grab genommen . . ."
So schwebt über der Geschichte seiner Flucht aus Wien ein undurchdringliches Dunkel, ein Dunkel, das oft geradezu abenteuerliche Gerüchte zu lüften vergeblich bemüht waren. Und wie dann in so aufgeregter Zeit eben das Unglaublichste, Unwahrscheinlichste, ja Absurdeste am leichtesten Glauben findet und am meisten sich Eingang verschafft, so wurde mir noch vor kurzem auf das Bestimmteste versichert, er habe die Tage nach der Einnahme Wiens in — dem engen Kanal eines Rauchfanges hängend verbracht, in der beständigen Gefahr einer gründlichen Ausräucherung schwebend. Seine Lage sei eine derartig peinvolle gewesen, habe er sich späterhin einmal in einer etwas mysteriösen Hindeutung darauf geäußert, daß er, wenn der Zustand auch nur einen Tag länger hätte andauern müssen, es eher vorgezogen hätte, sich den Windischgrätzschen Häschern freiwillig in die Hände zu liefern. Glücklicherweise sei er früher erlöst worden, usw. Wesendonck wiederum erzählt in seinen erwähnten Memoiren in vollstem Ernste, Hartmann sei — in einem Sarge aus Wien geflohen; und es ist nicht unmöglich, daß Hartmann selbst, um den allzu neugierig auf ihn eindringenden Fragen zu entgehen, ihnen auf der Bierbank in Frankfurt ein solches Märchen aufgebunden hat. Eine solche Schelmerei sähe ihm gar nicht unähnlich.

Doch mit der ohne Hindernisse erfolgenden Abfahrt aus Wien waren die Unannehmlichkeiten dieser fluchtartigen Reise noch nicht erschöpft. „Im Waggon," erzählt Kolisch weiter, „trafen wir mit einigen Offizieren zusammen, welche, wie es die Umstände mit sich brachten, sehr gut bei Stimmung waren und das große Wort führten, als wollten sie sich für die Zurückhaltung der letzten Monate reichlich entschädigen. Schandtaten der grauenhaftesten Art wußten sie von den Männern der freiheitlichen Bewegung zu erzählen. Sie ver-

sicherten, daß die ‚Freiheitshelden' während der Oktober-Tage in Wien nichts als geplündert, gebrandschatzt, geraubt und gemordet hätten, und daß am Tage vor der Einnahme der Stadt die Kanonen gegen die Burg gerichtet wurden. Hartmann, uneingedenk der Unannehmlichkeit, ja, der Gefahr, die jedes Anzeichen freiheitlicher Gesinnung nach sich ziehen konnte, ohne Rücksicht auf die eingetretenen Verhältnisse, welche den Gewaltsamkeiten der Rückschrittsfanatiker freien Spielraum gewährten, trat den Entstellungen der Tatsachen und den Verleumdungen mit heftigen Worten entgegen. Sogar die verletzende Zurückweisung: ‚Das ist nicht wahr!' scholl aus seinem Munde. Da fing es denn auch zu gären an unter den Herren des Krieges: ‚Man verteidigt noch die Bösewichter!' — ‚Solche Einsprache kann nur von einem Genossen oder Gleichgesinnten der Rebellen kommen.' — ‚Schädliche Leute unschädlich machen, ist eine Pflicht für jeden Österreicher, der es ehrlich meint mit dem Lande und dem Kaiser.' — ‚Keine Schonung mehr!' — ‚Diese Sprache darf nicht geduldet werden.' — ‚Wir müssen das unsrige dazu beitragen, daß Gerechtigkeit geübt wird.' So flogen von den zürnenden Lippen drohende Worte ... Als wir in Lundenburg ankamen, stiegen die Entrüsteten ab und taten wirklich Schritte, um den ‚Verteidiger des Aufruhrs' verhaften zu lassen. Zum Glück waren damals die Vorkehrungen im Reiche noch nicht getroffen, welche nachher jede freie Regung unterdrückten und bestraften, die Verfolgung war noch nicht organisiert. Kein Beamter in Lundenburg wollte sich dazu hergeben, einen Mann wegen der Berichtigung von Tatsachen auf eine Angeberei hin gefänglich einziehen zu lassen, und Hartmann konnte unbehelligt seinen Weg fortsetzen. In Breslau schieden wir. Er ging nach Frankfurt, um die unterbrochene Parlamentstätigkeit wieder aufzunehmen" ...

Der Rest der langen Reise, wieder auf deutschem Boden, wo die letzte Begeisterung für die freiheitlichen Errungenschaften des März noch nicht verflackert war, ging ohne weitere Hindernisse von statten, eine trübselige Reise, die ihn von einer Trümmerstätte freudiger Hoffnungen wieder zurück in die ruhigen parlamentarischen Verhältnisse Frankfurts führte. Er kam noch einige Tage vor Fröbel an, der,

von seinen Freunden schon fast aufgegeben, plötzlich: „wie Roller ‚recta via vom Galgen‘ kommend,“ unter ihnen stand. Ohne ein Wort hinzuzufügen, hörte er Fröbels lange Rede über seine und der Gefährten Wiener Erlebnisse an, obwohl er doch so manches zu sagen gehabt hätte. Was ihm den Mund verschloß und ihn veranlaßte, den letzten Tag seines Wiener Aufenthalts aus seinen Erinnerungen zu streichen, ist unschwer zu erkennen.

VIII.

Die deutsche Frage und der Reimchronist.

Das Parlament in Frankfurt war unterdessen mit der Beratung der Grundrechte glücklich zu Rande gekommen und konnte — nach vollen fünf Monaten des Beisammenseins, deren praktisches Resultat bisher rein negativ war, — nun endlich an seine eigentliche Aufgabe gehen, um derenwillen es im Mai berufen war: an die Beratung des Verfassungswerks. Doch schon tauchte am politischen Horizonte der Paulskirche die Frage auf, die einem reißenden Strudel gleich alles verschlang, was das Parlament noch schaffen sollte, die Frage der deutschen Provinzen Österreichs.

Bereits im Mai, als das Parlament noch mit seiner Konstituierung beschäftigt war und noch nicht einmal die Verifikation aller Wahlen stattgefunden, hatte es sich eine kurze Zeit lang mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen, die eigentlich mit dem populären Einheitsideal identisch war. Es handelte sich damals um die Wahlen in Böhmen, die, wie wir sahen, nur zum Teil und nur unter den größten Schwierigkeiten hatten durchgesetzt werden können. Das Zahlenverhältnis der österreichischen Deputierten ist die deutlichste Illustration hierzu. Von den 114 Abgeordneten, die Österreich in die Paulskirche sandte, entfielen auf Mähren und Schlesien zusammen 20, auf Böhmen sogar nur 16. Diese Zustände in Böhmen, die in den anderen slavischen Landesteilen Österreichs ihre Analogien fanden, hatten den Grazer Abgeordneten Mareck, ein Mitglied der Linken, veranlaßt, einen Antrag zu stellen, durch den er der Abneigung der

Slaven gegen das deutsche Parlament, die sich gerade damals wieder in lärmenden Kongressen kund gab, den Boden entziehen, das Vertrauen der slavischen Völker auf die neuzuschaffende Reichsverfassung erwecken und die erregten Gemüter beschwichtigen wollte. In diesem Antrage wurde erklärt, „daß Deutschland zur Unterdrückung irgend einer Nationalität nie die Hand bieten werde; daß allen jenen Staatsbürgern eines mit Deutschland verbundenen Staates, welche nicht zum deutschen Volksstamme gehören, alle Rechte der deutschen Staatsbürger zukommen, und daß ihnen die Aufrechterhaltung und Achtung ihrer Nationalität garantiert sei; die deutsche Sprache sei zwar Staatssprache, jedoch solle in jenen Kreisen, wo der größere Teil eine andere Sprache, als die deutsche spreche, diese andere Sprache sowohl in Kommunalangelegenheiten, im Unterrichtswesen, als auch als Gerichtssprache eingeführt werden." Diesem Antrag war von der Versammlung mit großer Majorität die Dringlichkeit zugebilligt und er darauf nach dem Vorschlag Mareks dem Verfassungsausschuß zugewiesen worden, der ihn in etwas verwässerter Form dem Parlament wieder vorlegte. Diese veränderte Fassung ward fast einstimmig angenommen, und als eine Art Proklamation der Nationalversammlung erlassen. Doch schon wenige Tage später lebte die Angelegenheit wieder auf, diesmal in einem Antrag, der direkt auf die böhmischen Wahlen Bezug nahm: Ausgehend von der Tatsache, daß in Böhmen, das doch zum Gebiet des deutschen Bundes gehörte, die Wahlen nur zum geringsten Teile erfolgt waren, forderte er, allerdings in recht unklarer Formulierung, es solle ein Ausschuß zur Untersuchung dieser böhmischen Verhältnisse niedergesetzt werden, der gleichzeitig dem „Reichstage Maßregeln vorzuschlagen hätte, geeignet, dem Nationalwillen in Böhmen Nachdruck zu verschaffen." In der kurzen Debatte, die folgte, kamen fast so viel Ansichten, oder vielmehr Nuancen von Ansichten, als Redner zum Wort. Am radikalsten sprach sich Hartmann aus. Wie schon vorher gegen die Ausschußproklamation, so erklärte er sich auch gegen diesen Antrag; mit einer bloßen Erklärung oder Proklamation, meinte er, sei da nichts getan; so würde man keinerlei Resultat erzielen, keinen Eindruck auf das böhmische Volk machen. Mehr würde es schon dem Zweck entsprechen, in

einer ausführlicheren Proklamation die eigenen Absichten darzulegen und die Pläne der Panslavisten zu enthüllen. Vor allen Dingen müsse die Versammlung, ehe sie sich in etwas gegen Böhmen ausspräche, wissen, welche Macht ihr nötigen Falls zu Gebote stehe. Und er schloß mit den in mehr als einer Hinsicht prophetischen Worten, deren Bedeutung ihm selbst erst um vieles später klar geworden sein mag: „Wenn wir einmal in Beziehung auf Holstein gezeigt haben werden, was wir vermögen, dann können wir auch in Böhmen eingreifen . . .“ Das Parlament beauftragte seinen Legitimationsausschuß, die Frage der böhmischen Wahlen zu studieren, lehnte aber den zweiten Teil des Antrags, der eigentlich nur die praktische Konsequenz des ersten war, sowie alle Zusätze ähnlichen Inhalts ab.

Wenige Wochen später, am ersten Juli, erstattete der Ausschuß seinen Bericht. Nachdem die durch die slavische Agitation geschaffene Lage sowie die zweideutige Haltung der Wiener Regierung gebührend charakterisiert worden ist, stellt er den Antrag, diese selbe Regierung zur Durchführung der noch ausstehenden Wahlen aufzufordern und ihr dabei die tatkräftige Unterstützung der Nationalversammlung zu versprechen; man setze voraus, daß die österreichische Regierung die Interessen Deutschlands wahren werde. Und in einem zweiten Absatz wird erklärt, daß alle für den Moment notwendigen Maßregeln bereits vom Bundestag getroffen seien! Damit meinte man wohl, die Sache abgetan zu haben und einstweilen wenigstens in Ruhe vor ihr seine Beratungen fortsetzen zu können. Doch hatten die deutsch-slavischen Kontroversen in Böhmen sich immer mehr zugespitzt, noch während der Ausschuß über seinen beschwichtigenden Mittelchen sann. Nun kamen noch die Nachrichten über den Prager Juniaufstand, durch die Aufregung der Zeit begreiflicher Weise entstellt und übertrieben. So kam es, daß in Frankfurt die Meinung ziemlich allgemein war, die Erhebung der Czechen habe sich ausschließlich gegen die Deutschen gerichtet, die doch selbst, wenn auch in geringer Anzahl, an ihr beteiligt waren. Die Niederlage der Prager war also zunächst eine Niederlage der Demokratie an sich, die czechischen gemäßigteren Elemente, die Anschluß an den Hof suchten, und mit seiner Hilfe ihre Zwecke erreichen wollten, blieben allein zurück. So kam

man sagen, daß der Fall Prags eine Vorstufe zum Fall Wiens gewesen sei . . .

Wie alle Vorgänge im großen deutschen Vaterlande sich in dem Brennpunkte des Deutschtums, der deutschen Interessen, der Paulskirche, widerstrahlten, so fanden auch diese ihre Spiegelung in der Versammlung am Paulsplatz. Schon der Bundestag hatte sich zu ziemlich energischen Schritten veranlaßt gefunden, von denen das Parlament wenige Stunden später erst durch den Vorsitzenden, den österreichischen Präsidialgesandten von Schmerling, verständigt wurde. Er hatte beschlossen, gewisse Kontingente von Bundestruppen zum sofortigen Einmarsch nach Böhmen in Bereitschaft zu stellen. Der Einmarsch selbst aber sollte erst auf Antrag der österreichischen Regierung hin erfolgen dürfen. Alles Maßregeln, die selbstverständlich zur Unterstützung Windischgrätz' getroffen werden sollten. Und auch das war noch den meisten Abgeordneten der Linken, und namentlich den persönlich beteiligten Österreichern, zu wenig und zu milde. Man dürfe nicht warten, bis die Regierung um Hilfe rufe, war der Succus ihrer Reden und Anträge. „Bis Hilfe verlangt wird, ist die deutsche Nationalität in Böhmen halb und halb geczecht“, meinte Vogt, und damit sprach er nur die allgemeine Ansicht aus. Sofortige Intervention von Bundestruppen verlangte der Antrag Bergers; eine Maßregel, die der bewegliche Venedey durch eine Überschwemmung des Landes mit Proklamationen zu verbessern und wirksamer zu gestalten dachte. „Jeder Soldat muß eine Proklamation in der Tasche haben,“ wollte er. Und hierfür forderte der unverbesserliche optimistische Theoretiker natürlich wieder die Einsetzung seiner allein selig machenden Kommission. Kuranda, der gerade aus Prag kam und den Verlauf der Dinge in den letzten Tagen mit angesehen hatte, hatte durch seinen erregten Bericht die Debatte eigentlich erst hervorgerufen. Nun aber schienen ihm die Anträge seiner Gesinnungsgenossen wieder viel zu weit zu gehen. Er besorgte dabei entschieden »trop de zèle«. Ihm war es nur darum zu tun, auf die Wiener Regierung eine gelinde Pression zu üben, damit sie endlich ihre zweideutige Haltung aufzugeben und entschieden für die Deutschen Stellung zu nehmen gezwungen sei. So hielt er denn noch eine Beschwichtigungsrede, und die Vorschläge, die er daran knüpfte,

deckten sich im Wesentlichen mit den bereits ausgesprochenen Beschlüssen des Bundestags. Noch mehr aber bremste Beseler die tatenlustige Versammlung, und seine Bedachtsamkeit, die jeden Schritt zehnmal überlegen wollte, ehe sie ihn tat — wozu es dann oft glücklich zu spät war — trug den Sieg davon: alle Amendements, die in dieser Angelegenheit gestellt waren, wurden an den Ausschuß verwiesen, den die Versammlung kürzlich zur Untersuchung der slavischen Verhältnisse eingesetzt hatte. Obwohl dieser schon am selben Tage sich seines Auftrages entledigte und schon am 21. alles zur Berichterstattung bereit war, hatte sich unterdessen das Interesse der Versammlung beträchtlich abgekühlt. Einer verhältnismäßig unbedeutenden Formfrage halber ward die Sache vertagt. Erst am 1. Juli kam sie gleichzeitig mit der Höfkenschen Resolution neuerlich zur Verhandlung. Die größte Absonderlichkeit der Debatte, die mit den oben erwähnten Beschlüssen ausklang, war wohl die außerordentliche Verherrlichung Windischgrätz', des „Besiegers der slavischen Reaktion", gerade von einigen Parteigängern der Linken. Nur der Skeptiker Ruge äußerte seine Bedenken dagegen, daß der Sieg Windischgrätz' auch der Sieg der Deutschen sei. Den Standpunkt der deutschen Länder Österreichs als Bestandteilen eines größeren Deutschland vertrat zum ersten Male mit Schärfe Giskra. In den bisherigen Debatten hatte man sie zwar als Bundesland behandelt, mehr aber doch ihre Zugehörigkeit zum österreichischen Gesamtstaate betont und in Betracht gezogen. Giskra forderte, man solle der czechischen Bewegung energisch, rücksichtslos entgegentreten, ohne jede schwächliche Sentimentalität. „Ich fordere als Deutscher von Mähren" — er war Abgeordneter von Mährisch-Trübau — „daß die czechische Bewegung ganz niedergehalten und für die Zukunft vernichtet werde, im Interesse einer Nachbarprovinz von Böhmen. Ich fordere, daß die Deutschen in Mähren nicht vom deutschen Mutterlande losgerissen, nicht im Stiche gelassen werden, wenn die Czechen die mährischen Slaven für sich wollen. Ich will die dort wohnende deutsche Bevölkerung in ihrem deutschen Sinne erhalten und festketten an unser großes Deutschland, ich fordere für diesen Teil von Deutschland den nationalen Standpunkt gerade in der Rücksicht der Erhaltung deutscher Elemente daselbst, die bedroht

sind, wenn eine neue Bewegung der Czechen entstände und die mährischen Slaven mit fortrisse, und beide vereint und gestützt auf eine andere Macht eine staatliche Trennung erwirken wollten." Weiter aber als der bekannte Antrag der Ausschuß-Majorität ging er selbst noch nicht.

Die Ansicht der Mehrheit der Versammlung über Windischgrätz und seine Politik zu ändern, war das Bestreben Bergers, der in seinem Siege nur einen Sieg der Militärpartei, der Reaktion sah. Seinen Antrag zog er zwar, als durch die Ereignisse überholt und daher unnötig geworden, zurück, wollte aber die Stellung der Deutschen durch „moralische Mittel" gestärkt sehen. Die zwangsweise Durchführung der Wahlen verwarf er, für die der preußische General Radowitz eingetreten war, da so die Volksstimmung nicht rein zum Ausdruck gelangte. Durch gütliche Belehrung dachte er den gleichen Zweck zu erreichen. Die Erklärung, in der seine Rede gipfelte, ist eine entschiedene Zurückweisung aller separatistischen Tendenzen in den deutsch-österreichischen Landesteilen ....

Dies der Verlauf der ersten Debatte über die Verhältnisse der deutschen Bundesländer Österreichs im Frankfurter Parlamente. Manche andere, die in ihrem Verlauf und ihrer Entscheidung für die Schicksale der Bewegung des Jahres wie der Versammlung selbst von größerer Bedeutung war, sollte folgen. Denn diese erste Resolution war eigentlich doch recht matt, etwas Positives bot sie nicht, sie sanktionierte nur die Maßregeln, die gerade jene Körperschaft getroffen hatte, die abzulösen die historische Aufgabe der Nationalversammlung war. Es war ein erstes Anklopfen mit schüchternem Finger, gewissermaßen zum Beweis, daß man sich für berechtigt halte, in dieser Frage ein Wort mitzureden, und daß man von diesem Rechte Gebrauch zu machen gedenke. Auch die eben vom Parlamente neugeschaffene Regierung, die Zentralgewalt mit ihrem Ministerium, an dessen Spitze eigentlich der Österreicher Schmerling stand, maß dieser Kundgebung einen besonderen Wert nicht bei. Es ward stille in der Paulskirche von der österreichischen Frage. Erst als sich in der Mitte des folgenden Monats Berger für bemüssigt hielt, das Ministerium zu interpellieren, was für Schritte es getan, die Beschlüsse der Versammlung „auszuführen", erhielt er die Aus-

kunft, daß auf die wiederholte Mitteilung des Parlamentsbeschlusses an die Wiener Regierung eine offizielle Antwort überhaupt nicht eingetroffen sei. Das erste jener Zeichen der Mißachtung, deren die Paulskirche von Wien, Schönbrunn und Olmütz noch so viele erhielt! . . .

In derselben Sitzung, in der die Nationalversammlung so die Wirkungslosigkeit ihrer Beschlüsse erkennen mußte, was sie übrigens über sich ergehen ließ, ohne auch nur Miene zur Abwehr zu machen, wurde das Programm der Linken in Bezug auf Deutsch-Österreich zum erstenmale im Parlamente klar und deutlich fixiert. Zunächst allerdings in negativer Formulierung. Eisenmann, Nürnbergs interpellationsbeflissener Abgeordneter, stellte einen Antrag, der im Ganzen als Basis für die Politik der Linken in dieser Richtung gelten kann. Wenn auch keinerlei Debatte darauf folgte, weil Eisenmann selbst gleich für Verweisung an den Ausschuß sich aussprach, so ist er doch an sich schon wichtig genug. „In Erwägung," heißt es da, „daß Österreich durch eine gemeinsame Verwaltung und Vertretung mit Galizien und dem nördlichen Italien aufhören würde, ein deutscher Staat zu sein; — daß Österreich durch eine solche Vermischung mit fremden Nationalitäten nicht in der Lage wäre, sich innig an Deutschland anzuschließen und sohin durch diese Vermischung die deutsche Einheit gefährdet wird; — daß eine Armee, die neben Deutschen auch aus Polen, Kroaten, Slavoniern, Italienern u. s. w. besteht, nach der Erklärung des österreichischen Ministeriums" — dieses hatte sich geweigert, dem Parlamentsbeschluß, dem Heere die deutsche Kokarde zu erteilen, nachzukommen, weil dies die Slaven als eine Demonstration gegen ihre Nationalität auffassen könnten — „nicht als eine deutsche betrachtet, wohl aber der Freiheit gefährlich werden kann: — erklärt die deutsche Reichsversammlung ein solches Zusammenwerfen verschiedener Nationalitäten für unzulässig, fordert, nach dem Vorgange Preußens — (für das polnische Posen) — getrennte Verwaltung, getrennte Vertretung und getrennte Armeen für diese Länder, und beauftragt die hohe Zentralgewalt, kräftigst dahin zu wirken, daß dieser billigen Forderung der Reichsversammlung Genüge geleistet werde und stellt zugleich an die hohe Zentralgewalt das Ersuchen, über den Erfolg ihres Einschreitens der Reichsversammlung eine

Vorlage zu machen" ... So sind alle realen Bedingungen genannt, nur die positive Bezeichnung wird noch vermieden. Alle Bänder, die die verschiedensprachigen Länderpartikel vereinigen, werden durchschnitten; eines bleibt: die Person des Regenten. Aber das Wort „Personalunion" wird noch nicht ausgesprochen.

Aber weder die Versammlung noch ihr Ausschuß nahm sich die Eisenmannschen, im Brusttone tiefster Überzeugung Reaktion weissagenden Ansprachen sehr zu Herzen. Noch Ende September konnte er sich bitter beklagen, daß in der von ihm angeregten Angelegenheit gar nichts geschehen sei, und er fand auch mit diesen Klagen kein Gehör. Erst Mitte Oktober orakelte der Ausschuß seine Entscheidung, die, nachdem man sie schon zwei Monate hingezögert, nichts weiter als einen neuen Aufschub brachte. Es war offenbar, daß man eine klare Aussprache, eine unzweideutige Stellungnahme in diesem Punkte um jeden Preis vermeiden wollte. Die Zeit schien den Plänen der Majorität noch nicht reif. Wenn nun Eisenmanns Anregung darauf hinaus lief, für den demnächst zu beratenden Verfassungsentwurf ein fait accompli zu schaffen, dem sich die neue Verfassung dann natürlich anzupassen hätte, so war die Politik der anderen Seite entgegengesetzt: erst die Beratung der Verfassung sollte die Basis für eine eventuelle Eingliederung Deutsch-Österreichs abgeben. Ihre Verfügung war also, eine Beschlußfassung bis zur Ausgestaltung der Reichsverfassung auszusetzen. Die sich überstürzenden Ereignisse, die der Herbst des Jahres mit sich brachte, sollten aber alle derartigen Vorsichtsmaßregeln vereiteln ...

In der Frage der böhmischen Wahlen, in der die Versammlung sich ja zu einem „Machtwort" aufgeschwungen hatte, war sie nicht glücklich. Noch im Oktober war der größte Teil der gemischten Kreise in Frankfurt unvertreten, und auf die rein slavischen hatten wohl selbst die Heißsporne der Linken längst resigniert. Was half es da, daß das Ministerium nach Kräften „diligentiam prästierte" und sich noch eifriger stellte, als es eigentlich war; daß Berger mit einer rührenden Regelmäßigkeit seine Interpellationen auf den Tisch des Hauses niederlegte? Die österreichische Regierung hatte nicht die Kraft, und da ihr das Interesse fehlte,

deutlicher gesprochen, da ihr Partikularinteresse einer Realisierung des deutschen Einheitstraums in der Paulskirche entgegengesetzt war, auch nicht den Willen, die Befehle, die ihr von Frankfurt aus diktiert wurden, durchzuführen. Zu offenem Widerspruch aber noch zu schwach, und ganz damit beschäftigt, das in fiebrischen Zuckungen seine Kräfte verzehrende Land in ihrem Sinne wieder zu „beruhigen", mußte sie sich damit begnügen, durch scheinbare Fügsamkeit und faktisches Hinausziehen vorläufig den Konflikt zu vertagen.

Am neunzehnten Oktober hatte nun endlich die Nationalversammlung begonnen, sich mit dem Reichsverfassungsentwurf zu beschäftigen. Der erste Paragraph, der die territoriale Ausdehnung des neuen Bundesstaats festsetzte, war ohne weitere Widerstände zur Annahme gelangt. Ein schärferes Aufeinanderprallen der Gegensätze war auch erst bei der Beratung der §§ 2 und 3 zu erwarten, die am folgenden Tage zur Diskussion standen. Und das blieb auch in der Tat nicht aus. Die Paragraphen lauten in der Formulierung des Verfassungs-Ausschusses:

§ 2: Kein Teil des deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein.

§ 3: Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen."

Man sieht, daß sich dieses Elaborat des Verfassungsausschusses ziemlich mit den von der Linken vertretenen Tendenzen, wie sie uns zuerst im Antrag Eisenmanns formuliert erschienen, deckt. Es fehlte nicht an solchen, die diese merkwürdige Übereinstimmung auf eine gewisse jesuitische Politik der preußischen Partei des Parlaments zurückführten, die, von der Abneigung der österreichischen Regierung gegen die Einführung einer solchen Personalunion aus Gründen überzeugt, gerade deshalb für eine derartig scharfe Fixierung der Grundsätze eintraten, um Österreich den Beitritt nach Möglichkeit zu erschweren oder gar ganz zu verleiden, so daß sie dann mit ihrer Politik um so leichteres Spiel hätten. Doch wurde schon in dieser Debatte die andere Form des Verhältnisses von Österreich zu Deutschland erwogen, die einzutreten hätte, wenn Österreich unter den in der Verfassung festge-

setzten Bedingungen den engen Anschluß weigere. Eisenmann präzisiert sie in seiner Rede dahin: „es sei die Bildung eines Föderativstaates in Österreich, der sich nicht innig an Deutschland anschließen könnte, sondern welcher ein Schutz- und Trutzbündnis mit Deutschland zu bilden hätte.“ So sah die andere Gestaltung des deutschen Einheitstraumes aus!

Natürlich ließ sich die alte Diskutierwut, die der Versammlung schon manchen kostbaren Tag, manche kostbare Woche geraubt hatte, eine solche kapitale Gelegenheit nicht entgehen. Nicht weniger als 58 Redner hatten diese unseligen Paragraphen zum Gegenstande ihrer ciceronianischen Übungen gewählt, 34 davon, um eine Lanze für den Entwurf zu brechen. Es ist selbstverständlich, daß einer einzigen Sache, und sei es die größte und bedeutendste, so viel neue Seiten gar nicht abzugewinnen sind, daß sich bei einer derartigen Fülle von meist ziemlich ausgedehnten Darlegungen die ausgiebigsten Wiederholungen nur allzubald einstellen müssen. Doch das hatte die Freude der Versammlung am Reden noch nie gestört. Und so zog sich die Debatte über die Paragraphen, die über das Schicksal Deutsch-Österreichs entschieden, durch vier lange Sitzungen hin, vom zwanzigsten bis zum siebenundzwanzigsten Oktober, gerade zur selben Zeit also, wo die Deutschen in Österreich in blutigem Ringen gegen die Slaven und die ihnen verbündete und ergebene Regierung ihre Reichszugehörigkeit zu erkämpfen strebten. Mit Recht konnte darum jener Redner auf den Einwurf, der mit der vornehmen Herablassung des Pharisäers gegen die Vorlage gemacht wurde, der es eigentlich unter seiner Würde findet, sich mit Leuten zu befassen, die er nicht als sich gleichstehend ansehen kann, „die Annahme einer Verfassung in dieser Form werde einen Bürgerkrieg hervorrufen“ erwidern: Der Bürgerkrieg sei schon ohne Zutun ausgebrochen. „Ist er etwa deshalb entstanden, weil man das deutsche Element schützen wollte? Nein, weil es unterdrückt wurde!“

Dies war nur die erste Lesung des Verfassungsentwurfs, der noch eine zweite zu folgen hatte, die ihm erst Gesetzeskraft verlieh. So war auch die definitive Entscheidung noch nicht da, und die preußische Partei hielt es noch nicht an der Zeit, ihre letzten Minen springen zu lassen. Darum darf es uns nicht in Erstaunen setzen, die eigentliche Gegnerschaft

des Entwurfs so gering zu finden, ein Umstand, der sich schon in der Zusammensetzung der Rednerliste ausdrückt. So kann auch noch Waitz, einer der Bannerträger der Gagernschen Politik, kräftige Worte zu seinen Gunsten sprechen. Zwar schlägt er die Einwirkung parlamentarischer Beschlüsse auf die Entwirrung staatlicher Verwicklungen nicht eben hoch an. Doch müsse man sich klar machen, wie nach diesen Bewegungen das Verhältnis Österreichs „zu uns“ sein soll. „Da ist mir nicht erst von gestern“ die Überzeugung gekommen, „daß jene österreichische Monarchie nicht mehr, für die Länge wenigstens, nicht mehr Bestand haben wird.“ Nun, diese Überzeugung hatte auf alle Fälle keinen langen Bestand; wie ja überhaupt in der kurzen Zeit zwischen erster und zweiter Lesung so manche „mannhafte“ Überzeugung elend am Wechselfieber verblich. Damals aber konnte man noch große Worte machen vom Bau Deutschlands, dessen Beendigung zwar mit dem Einschluß Österreichs mit bedeutenderen Schwierigkeiten verknüpft sei. Doch gebe es niemanden, der dieser Schwierigkeiten halber einen kleineren Bau vorzöge und aufführen wolle . . . Bald genug sollte es diesem größeren Gebäude an Bauleuten fehlen.

In umgekehrter Richtung bewegte sich die Haltung der österreichen Regierungspartei. Während sie anfangs den Ausschußentwurf auf jede Weise bekämpfte und selbstverständlich dem Waitzschen Axiom mit Schärfe entgegentrat, näherte sie sich in der folgenden Zeit mehr der Linken, die sich die doch zum mindesten Verdacht einflößende Bundesgenossenschaft der ehedem so heftig befehdeten Sommaruga und Schmerling ohne sonderliches Widerstreben gefallen ließ . . . Nur die beiden extremen Parteien blieben sich auch in dieser Frage mit unverrückbarer Konsequenz getreu . . . So war es denn auch die Linke, die sich mit aller Kraft für die Annahme des Entwurfes ins Zeug legte. Mit klaren Worten entwickelt sie in der Debatte ihre ganze Theorie, um die Versammlung zu den gleichen praktischen Schlüssen zu führen, nach denen sie ihre Politik einrichtet. „Unbezweifelt liegt vor,“ führt Giskra aus, „daß sämtliche Deutsche in Österreich gegenüber den sämtlichen Slaven in ganz Österreich bei der Zusammenwirkung in einem Staate sich in der entschiedenen Minderheit befinden, und daß dann Österreich trotz allen Schutz- und Trutzbündnissen mit dem

andern Deutschland zu einem Slavenreiche werden müsse." Dieses Slavenreich werde und könne nun aber nicht nach Deutschland gravitieren, der Richtungspunkt seiner Politik müsse allezeit Rußland sein. Und drohend malt er die Erscheinung eines neuen Staatensystems slavischer Grundlage im europäischen Staatenkomplexe aus. „Wenn in der Zukunft die österreichisch-deutschen Provinzen von Deutschland weggenommen werden sollten, oder auch nur in inniger Realverbindung mit den slavischen blieben, dann werden wir wohl sehen, ob Deutschland auch noch ferner nach Osten Propaganda macht, oder nicht vielmehr der Osten gegen Deutschland!" Dies als deutliche Antwort auf das Gagernsche „Kultur nach Osten tragen." Gegen die Behauptung der österreichischen Rechten, die Völker wollten von einer derartigen Trennung nichts wissen, — eine Behauptung, die aufzustellen gerade damals aus guten Gründen besser und klüger unterblieben wäre — war es leicht, Tatsachen ins Feld zu führen. War doch faktisch keine der zahlreichen Nationen, die hinter schwarz-gelben Grenzpfählen hausten, die nicht ihre eigene nationale Politik geführt hätte, ohne Rücksicht auf den Schattenstaat, der sie mehr trennte, als verband. Und das Bündel historischer Erinnerungen, das sie zusammen getragen und das sie noch jetzt wenigstens äußerlich eine Gemeinsamkeit bilden ließ, wog leicht in solchen Zeiten ... Das neue Reich solle und dürfe kein „Schaukasten der Vergangenheit" werden. „Sympathien für Herrscherhäuser und Erinnerungen können, werden und dürfen keine Staaten bauen und ordnen. Das werden hinfort nur die Bedürfnisse und Interessen des Volkes." Und ein glänzendes Bild gibt er von dieser merkwürdigen, zentrifugalen Bewegung der Völker, die Österreich auseinanderreißt. „Die Völker erwachen auch in Österreich, und haben schon zum Teil und werden noch ihr eigenes Banner aufpflanzen, und wollen und werden nur dienen für ihr eigenes Wohl, für ihre eigene Freiheit und Größe, und dann erschlaffen die Fittige des alle beschattenden Aars, und dann ermatten die Pranken des roten Löwen im goldenen Felde." So kann er die Abweisung der Personalunion als ein Übel bezeichnen, dessen Folgen sich schon in dem gegenwärtigen Zustande der Monarchie bemerkbar machten. „Und allem dem ist vorgebeugt durch die entschiedene Trennung der feind-

lichen Teile von einander, bloß vereint unter der Krone des Monarchen.“ Es scheint heute fast unglaublich, daß die Gegner dieser radikalen Politik als Hauptstütze die — pragmatische Sanktion heranzogen. Diesen Urkundenklaubern ruft er zu, nachdem er nachgewiesen, wie oft ihr gepriesenes Pergament schon durchlöchert worden: „Diese Sondersukzessionsrechte bewirken, daß Österreich nur so lange besteht, als der herrschende Stamm noch Zweige hat; stirbt er ab, so ist es mit der Existenz des Staates aus.“ Denn während Ungarn und Böhmen in diesem Falle das Recht der eigenen Königswahl habe, so fehle den andern Ländern dieses freie Selbstbestimmungsrecht. So legte er die Notwendigkeit einer Personalunion gegen alle Widersprüche und Einwürfe dar und bekämpft entschieden den Vorschlag, sich mit der österreichischen Regierung über eine Regelung dieser Frage ins Einvernehmen zu setzen, da einzig und allein die Nationalversammlung das Recht habe hier eine Entscheidung zu treffen.

Der zweite Beratungstag brachte wenig Neues. Auch die Redner, die die Tribüne betraten, gehörten zu den weniger hervorragenden, mit einziger Ausnahme Vinckes, der auch keinen besonders guten Tag hatte; so begann selbst bei dieser wichtigsten aller Fragen allmählich das Interesse des Hauses zu erlahmen. Sogar Anträge auf Schluß der Debatte wurden laut, die allerdings Vizepräsident Simson die Bedeutung der Verhandlungen betonend, mit Würde zurückwies. Wagner von Steyr führte mit Glück den deutschen Charakter der Wiener Oktoberbewegung als Beweis gegen die Behauptung ins Feld, die deutsche Bevölkerung sei gegen eine Trennung der einzelnen Teile der Monarchie. Und er schloß: „die Zukunft von Deutsch-Österreich ist in Deutschland, die Zukunft von Nicht-Deutsch-Österreich ist im Osten und gegen den Osten, mag sich nun Österreich als Bundesstaat, mag sich dasselbe als eine kompakte Masse, als einen ungeteilten slavisch-magyarisch-romanischen Staat gestalten, diese Mission kann es auch auf diese Weise erfüllen. Lassen Sie uns daher mit dem nichtdeutschen Österreich Hand in Hand gehen, lassen Sie uns innigst damit verbinden, lassen Sie uns Schutz- und Trutzbündnisse schließen; aber Deutsch-Österreich selbst fordern wir für uns, als ein untrennbares Glied, welches zum Körper gehört . . .“

Merkwürdig sind übrigens die geheimen Sympathien, die die österreichischen Abgeordneten der Linken trotz allen Trennungstheorien in einer verborgenen Herzensfalte für den österreichischen Gesamtstaat bewahrten. Der absonderliche, wenigstens für den Herbst des Jahres 1848 absonderliche und unglückliche Vorschlag des Grafen Deym, der sämtliche Länder des österreichischen und ungarischen Staates in den deutschen Bundesstaat einbezogen wissen wollte, fand zwar keine offenen Vertreter, doch als eine schöne Utopie mag er gar manchem, wie z. B. Giskra, erschienen sein. Für ausführbar hielten sie derartige Pläne auf alle Fälle nicht, und traten so mit nicht geringerer Entschiedenheit für die Personalunion als die der Freiheit und Einheit in gleichem Maße genügende Form ein.

Vincke, der besonders gegen Giskra polemisierte, resumierte noch einmal die Politik der Rechten dahin: „Wir wollen mit dem gesamten Österreich einen Staatenbund, und für uns ohne Österreich einen Bundesstaat.“ Doch noch ist die Richtung, die Gagern nachher im Parlament zum Siege zu führen wußte, nicht zur Klarheit gelangt. Selbst Vincke, der doch Seite an Seite mit ihm kämpfte, denkt noch nicht daran, Österreich, wie Uhland so schön sagte, die Bruderhand zum Abschiede zu reichen. Auch ihm ist noch „eine bloß völkerrechtliche Verbindung eine zu lose.“ Es handelt sich ihm allerdings im Wesentlichen darum, durch eine Konsolidierung der slavischen Nationalitäten Österreichs und Aufrechterhaltung wie möglichste Verstärkung des deutschen Einflusses auf sie ein Überwiegen des russischen Einflusses im Interesse der „europäischen Freiheit“ zu verhindern. War das eine bloße Phrase? Den Einmarsch russischer Truppen in Ungarn sah er und seine Parteigenossen später untätig, mit untergeschlagenen Armen, zu.

Der 26. Oktober, der letzte Sitzungstag vor der Beschlußfassung, sah die Debatte auf einer selten erreichten Höhe. Uhland und Berger, Vogt und Gagern bestiegen die Rostra der Paulskirche, und Gagern enthüllte deutlich sein Programm, wenn er auch zugleich seine Ausführung auf eine gelegenere Zeit verschob ... Uhland, das „singende Herz vom schönen Schwabenlande“, riß durch die prächtigen Bilder

seines erhaben-gewaltigen Pathos das ganze Haus, so Freund wie Feind, zu lautem Beifallsruf hin. Er bekämpft das völkerrechtliche Bündnis als ein Zerrbild der wahren Einheit. Und für das „Kultur-nach-Osten-Tragen“ findet er die Abfertigung: „Wie kann das deutsche Österreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist?“ Außerdem findet er, daß seine Aufgabe auf anderem Felde liege: „Mag immerhin Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, — es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands ...“ Seine Rede war ein Gedicht, ein begeisterter Dithyrambus auf Einheit und Freiheit. Österreich sei mit Deutschland eins gewesen in den Zeiten der Knechtschaft. „Aber jetzt soll es von uns losgerissen werden? jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den frischen Wunden der März- und Maikämpfe zu uns herangetreten ist, um den neuen Bund der Freiheit zu schließen?“ Zu immer wuchtigeren, gewaltigeren Bildern trägt ihn seine Phantasie: „Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gelöscht sei. — Österreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit. Österreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche!“ Er beschwört, man möge die in der Paulskirche anwesenden deutsch-österreichischen Volksvertreter, die zum Mitraten und Mittaten da seien, nicht durch einen unsinnigen Beschluß in die Verbannung schicken. Fanden sich bisher Redner, die eine Aufschiebung der Entscheidung befürworteten, teils ganz einfach aus parteipolitischen Rücksichten, teils aus Furcht, noch jetzt — im sechsten Monat! — die Sache durch Übereilung zu schädigen — Uhland kennt keine solche enge Rücksicht, keine solche kleinliche Besorgnis. Ihm ist jede Minute des Zögerns ein Verbrechen an der heiligen Einheit des deutschen Volkes. Nicht Hinzaudern will er, sondern Beschleunigen, jeden Moment verloren haltend, der verstreicht, ohne daß die Errungenschaften, für die er selbst so lange schon im Vortreffen gestritten, gesichert sind. So bittet er um den Beschluß: „Die Nationalversammlung möge die §§ 2 und 3 des Entwurfs von der zweiten Beratung ausnehmen und dieselben, unbeschadet der Aufnahme in die

Reichsverfassung, sogleich zum definitiven Beschluß erheben." So lange eine solche Anordnung nicht getroffen sei, müßten alle Verhandlungen zur Regelung der österreichischen Verhältnisse in der Schwebe bleiben, da eben die feste Basis fehle. Doch wolle er nicht unter allen Umständen auf der Annahme seines Antrages bestehen, da er das feste Vertrauen hege, „daß so wichtige Beschlüsse, auch wenn eine zweite Lesung stattfindet, dennoch unwiderrufliche sind!" Hierin sollte er sich allerdings getäuscht finden. Und er schließt, die Versammlung nochmals zur Einheit, zur Einigkeit ermahnend; die Gährung, vor der andere schwarzseherisch warnten, sie werde von Österreich aus ganz Deutschland ergreifen, begrüßt er als den Sauerteig, der die Entwicklung beschleunigt: „Heilsame Gährung, die endlich unser langwieriges Verfassungswerk zur Klärung brächte . . ." und er endet so mit dem dichterischen Zuruf: „Eben weil es gährt, müssen wir die Form bereit halten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige!" Wie schal und matt erscheinen hiergegen die Redekünste, die sich gewöhnlich auf der Tribüne der Paulskirche spreizten und breit machten! In der Tat war es eine schwierige Aufgabe, nach Uhland noch berechtigte Ansprüche an das Ohr der Zuhörerschaft zu stellen.

Stremayr nahm die Deutschen Österreichs gegen den Vorwurf des Ultra-Radikalismus in Schutz. Ihr stürmisches Drängen erklärt er ganz natürlich aus dem Widerstand, der ihren berechtigtsten Forderungen durch die von den slavischen Nationalparteien unterstützte Regierung entgegengesetzt werde. Auch für den deutschen Charakter der Wiener Bewegung lieferte er schlagende Beweise, indem er auf die Haltung der slavischen Presse hinwies, in der sie durch den Prager Czechenführer Rieger als frankfurtisch-magyarisch bezeichnet ward. Er strebt nicht im Geringsten danach, die Verwirrung in allen Schichten und Landesteilen Österreichs zu bemänteln. Aber er führt sie auf ihre richtigen Ursachen und Verursacher zurück und zieht seine Schlußfolgerungen, die er als den einzigen Rettungsweg der Versammlung zur Annahme und energischen Durchführung empfiehlt: „Die Ruhe wird nicht eher hergestellt sein, bis nicht die Verbindung von Deutsch-Österreich mit Deutschland auf der Grundlage des Bundesstaates her-

gestellt ist." Er führt Stimmen aus den Provinzen, wie aus dem besonders kaisertreuen Tirol als Beweis an, daß diese Politik im Lande Anklang finde und weit entfernt sei, als Zerfall des Kaiserstaats empfunden zu werden, und stellt dem losen Staatenbundprogramm Vinckes, der alles andere als undurchführbare Jugendschwärmereien unreifer Köpfe verächtlich zu machen gesucht hatte, das radikale entgegen, das ihm durchaus nicht auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen scheint. Auch er verwahrt sich entschieden dagegen, die Frage, wie es einem großen Teil der Versammelten opportun erschien, dilatorisch zu behandeln: „Wenn wir dieses Verhältnis jetzt in der Schwebe erhalten wollen, so heißt das, die deutsche Sache in Österreich aufgeben." So fordert er die Versammlung auf, ungesäumt Maßregeln zu ergreifen, die Österreich eine Entwicklung in dem Sinne erleichterten, daß es „zu einem Staatenbund vereint werden könne, daß dieser Staatenbund durch die Person des Kaisers und durch Verträge zwischen den einzelnen österreichischen Staaten innig verknüpft wird, daß dann, wie früher der deutsche Staatenbund im Interesse der Fürsten nach Frankfurt, dieser österreichische im Interesse der Völker nach Wien Abgeordnete seiner einzelnen Bestandteile sende, und daß sie vereint die entsprechende Teilnahme an der Gesamtregierung von Nichtdeutsch-Österreich ausüben. Ich sehe nicht ein, warum dann nicht ferner ein Unionsverhältnis zwischen den nichtdeutsch-österreichischen Staaten und Deutschland, welches mit Deutsch-Österreich im Bundesstaate innig verbunden ist, durchgeführt werden könne; ich sehe nicht ein, wie auf diese Weise der Politik Österreichs und Deutschlands nach Osten hin vorgegriffen oder hemmend in den Weg getreten wird? Ich kann auch nicht begreifen, daß Österreich auf diese Weise zerfalle, ich sehe nur ein, daß die Bande, welche Österreich vereinten, seiner geschichtlichen Entwicklung gemäß umgestaltet werden müssen." Durch diese innigste Verbindung eines Teiles von Österreich mit Deutschland will er den Einfluß der deutschen Kultur im Osten stärken und zum Siege führen.

Durch andere Mittel wollte Graf Deym wirken. Er ist von allen österreichischen Abgeordneten, vielleicht von allen Mitgliedern der Paulskirche überhaupt, derjenige, der am meisten dem Weltmachtkitzel unterliegt. Sein Ideal ist, und

zu diesem Zweck will er alle andern mit fortreißen, „ein Riesenreich von 70, und wo möglich von 80 oder gar 100 Millionen" zu gründen. Dieses Reich soll Europa und der Welt die Gesetze diktieren. Hier will er Hermanns Standarte aufpflanzen. Da erscheinen ihm die „kleinlichen Debatten über die Verfassung" so unbeträchtlich, daß sie hiergegen kaum ins Gewicht fallen. Nur ist ihm für ein solches Riesenreich der bundesstaatliche Apparat zu schwerfällig, er verwirft ihn zu Gunsten eines mit Parlamenten, Unterparlamenten und Generalparlament arbeitenden Organismus. Schon aus seiner Rede stöhnt das unbeholfene Ächzen dieser schlecht geölten Staatenbundsmaschine heraus. Kein Wunder, wenn der Herr Graf für seine Idee nur wenig Proselyten findet.

Hatten sich diese beiden Redner mehr mit der Theorie des zu gründenden Einheitsstaates oder des dualistischen Bundes befaßt, so setzte es sich das Stendaler Mitglied des „Kasino", Wichmann, vor, die Praxis der österreichischen Regierung näher zu beleuchten. Im April, noch während des ersten Stadiums der Bewegung, hatte die Wiener Regierung die Erklärung abgegeben: „Sie könnte ein gänzliches Aufgeben der Sonderinteressen ihrer zum deutschen Bunde gehörigen Gebietsteile, eine unbedingte Unterordnung unter die Bundesversammlung, ein Verzichten auf die Selbständigkeit der inneren Verwaltung mit ihrer besonderen Stellung nicht vereinbar finden, und müsse sich die besondere Zustimmung zu jedem von der Bundesversammlung gefaßten Beschluß unbedingt vorbehalten. Insofern Letzteres mit der Wesenheit eines Bundesstaates nicht vereinbar, wäre Österreich nicht in der Lage, einem solchen beizutreten." Später aber, als der morsche Bau aus allen Fugen zu gehen drohte und die Regierung sich nach Hilfe umsah, von wo sich nur solche darbot, da verschmähte sie es nicht, am Feuer der deutschen Einheit ihr partikularistisches Süpplein zu kochen. Sommaruga, der immer in enger Verbindung mit der Wiener Regierung stand und dessen Rolle auch in der Paulskirche, wo er zu den Attachés Schmerlings gehörte, keine unbedeutende war, betonte damals: „daß der österreichische Gesamtstaat in Erhaltung seiner Ländergrenzen an Deutschland nicht nur einen treuen Bundesgenossen, sondern auch einen mächtigen, zur

Verteidigung derselben kampfbereiten Garanten finden werde.“ Wichmann hat so nicht Unrecht, wenn er diese eigensüchtige Interessenpolitik, die Opfer verlangt, ohne Opfer zu bringen, mit den scharfen Worten: „Österreich der Zweck, Deutschland das Mittel!“ charakterisiert. Dieser verderblichen Politik entgegenzutreten, soll sich das Parlament — spät, aber doch, muß man schon hinzusetzen — jetzt entscheiden. Die Gründung eines Staatenbundes von solchem Umfang, wie ihn Graf Deym vorschlage, könne dem Ganzen nur zum Unheil werden. „Er erinnert an die Idee der Universalmonarchie, worüber die Geschichte den Stab längst gebrochen hat.“ Und auch aus Gründen der politischen Konstellation verteidigt Wichmann die Personalunion, indem er auf Dänemark und Schleswig, Preußen und Posen hinweist. Es könne nicht die Aufgabe Deutschlands sein, ein Zwanzig-Nationenreich zu bilden. So ruft er in den Streit der Meinungen das Schlagwort „Nationalpolitik“. „Wir können die welthistorische Mission, zu der wir berufen scheinen, nicht anders erfüllen, als wenn wir unsere Nationalität und das Gefühl derselben in jedem Einzelnen möglichst kräftigen und rein erhalten . . .“

Berger, der damals noch in Radikalismus brillierte, ging gar soweit, die vorgeschlagenen Paragraphen für ganz überflüssig zu erklären, da der § 1 schon vollständig genüge, in dem das ganze Gebiet des bisherigen Bundes für Bundesstaatsterritorium erklärt werde. Er will nicht, daß die deutsche Politik die Rücksicht auf die Nachbarstaaten zu ihrer Grundlage nehme: „Wenn wir Österreicher in das Haus mit hineingehören, dann nehmen Sie uns auf . . . Zuerst treiben Sie deutsche Politik, und dann erst europäische“ erwiderte er denen, die wie Vincke den Einschluß Österreichs bei der „gegenwärtigen europäischen Lage“ für ein Unding erklären wollten. Er glaubt fest daran, daß nach der Einigung des deutschen Bundesstaates sich die kleineren slavischen und romanischen Staatsteile Österreichs zu einem Staatensystem konsolidieren werden, das in engste politische und wirtschaftliche Wechselbeziehungen zu Deutschland treten müsse. „Der Knoten dieses Staatenbundes wäre Wien.“

Vogt will die Personalunions-Idee noch weiter ausgedehnt wissen: „Ich sehe nicht ein,“ meint er, „warum nicht

Böhmen ebenso ein nur durch Personalunion mit dem übrigen deutschen Österreich verbundenes Land sein könnte, welches in unseren deutschen Bundesstaat gehört, aber die administrativen Einrichtungen abgesondert von Österreich hat; ja, welches eine legislative Gewalt besäße, aus Czechen und Deutschen zusammengesetzt." Und er begründet seine Ansicht mit dem Hinweis auf die Regierung des Kantons Bern, die in ähnlicher Weise aus Deutschen und Franzosen gebildet sei. Das ist der einzige neue Gedanke, den er in seinen langen, an polemischen Spitzen reichen Ausführungen vorbringt. Der uns schon bekannte Mareck spricht gegen die beiden Verfassungsparagraphen; er will sie, den schwierig zu lösenden Knoten radikal durchhauend, durch das von Trützschler, dem sächsischen Abgeordneten, der später in Baden preußischen Standrechtskugeln erlag, ihm und einigen anderen gestellte Amendement ersetzt wissen: das Staatsoberhaupt eines deutschen Landes darf nicht zugleich Staatsoberhaupt eines außerdeutschen Landes sein. Daß der neugeschaffene Bundesstaat dadurch gewissermaßen in statu nascendi in eine ganze Reihe innerer und äußerer Konflikte gestürzt werden müßte, bedachten sie nicht.

Als letzter Redner dieses redereichen Tages bestieg Heinrich von Gagern selbst die Tribüne. Seine lange Auseinandersetzung gipfelt in einem Antrage, in dem er seine Politik in dieser nationalen Schicksalsfrage zum erstenmale ganz hüllenlos zeigt. Er redet nicht — es war ja Oktober, und nicht mehr März — von Deutschen in Österreich, sondern kennt nur Österreicher. Eine rasche Entscheidung will auch er herbeigeführt sehen, eine rasche Entscheidung, die bei ihm zur raschen Scheidung wird. Österreich könne in den engeren Bundesstaat, den das übrige Deutschland wolle, vorerst nicht eintreten, einesteils, weil die Mehrheit der Österreicher die Bedingung dieses Eintritts in den engeren Bundesstaat, die staatliche Trennung der deutschen Provinzen von den nichtdeutschen, nicht wolle; anderenteils, weil diese Trennung und die Auflösung der österreichischen Monarchie und das Aufgeben ihres weltgeschichtlichen, nur im engsten Bunde mit Deutschland zu erfüllenden Berufes ebensowenig im deutschen National-Interesse liege. So stellt er den Antrag, der die neue Phase seiner Politik bringt: „Österreich bleibt in Berück-

sichtigung seiner staatsrechtlichen Verbindung mit nicht-deutschen Ländern und Provinzen mit dem übrigen Deutschlande in dem beständigen und unauflöslichen Bunde. Die organischen Bestimmungen für dieses Bundesverhältnis, welche die veränderten Umstände nötig machen, werden Inhalt einer besonderen Bundes-Akte." Welcher Kontrast gegen die im Mai mit soviel wahrem und falschem Enthusiasmus, Applomb und aufgeblasenen Phrasen proklamierte Einheit der deutschen Nation, gegen die in hundert Reden und den einzigen praktischen Schritten, die das Parlament getan hatte, bekräftigte Unteilbarkeit und Unantastbarkeit deutschen Bundesgebietes! Gagern machte so den Weg frei für die „preußische Spitze". Eine Trennung der deutschen Gebiete von den übrigen könne bei den unsicheren Verhältnissen in Galizien, das sich dann selbständig organisieren müßte, leicht zu einem Kriege mit Rußland Veranlassung geben. Das hieße ihn mutwillig heraufbeschwören. Und er spottet über diejenigen, welche „die Furcht hegen, in Österreich könne bei dem Fortbestand der Einheit der Monarchie das slavische Element über das deutsche die Oberhand gewinnen" ....

Der siebenundzwanzigste Oktober brachte die Abstimmung; das Haus war zu erschöpft, um noch viele Reden anhören zu können über eine Sache, die schon so lange durchgesprochen und längst spruchreif war. Riehl faßte noch einmal alles zusammen, was vom deutschnationalem Standpunkte zu sagen war. Er sucht besonders die Ausführungen Gagerns zu widerlegen, soweit sie sich auf die deutsch-slavischen Verhältnisse beziehen. „Die Richtung", erklärte er, „die Tendenz des Panslavismus ist jetzt offenbar diese: Es wäre ein mühseliges Unternehmen, ein panslavistisches Reich zu gründen, und und man fand es leichter, Österreich, ein schon fertiges Reich, zu einem slavischen umzugestalten, und das wird keine Macht zu hindern imstande sein, wenn Deutsch-Österreich sich nicht durch feste Verbindung mit Deutschland verwahrt. Es ist ganz natürlich, daß die Slaven, welche die überwiegende Majorität sind, einen überwiegenden Einfluß auf alle übrigen Völkerschaften, welche die österreichische Monarchie bilden, ausüben müssen. Es wird dies eine notwendige Folge, vorzüglich der Gleichberechtigung der Nationalitäten sein, auf

welchen Grundsatz doch die österreichische Monarchie aufgebaut werden soll. Herrscht dieses Prinzip, so muß der deutsche Einfluß aufhören. Man täusche sich nicht damit, daß man glaube, der Einfluß der deutschen Bildung werde immer überwiegen. . . . Ich frage, werden die Slaven aufhören, Slaven zu sein, slavisch zu denken und slavisch zu fühlen, weil sie ihre Bildung von Deutschland erhielten? Sie werden sich durch das numerische Übergewicht notwendig geltend machen und das zentrale Element der Monarchie sein. Natürlich muß die Dynastie dahin gelangen und es ist begreiflich, daß sie sich auf die Seite der Slaven stellt, denn jedermann hat den Trieb, sich zu erhalten. Sie findet aber ihren stärksten Halt, indem sie sich an die Mehrzahl anschmiegt, das sind aber nicht die Deutschen in Österreich, das sind die Slaven." Und er erhebt seine Stimme gegen den unsinnigen Altruismus, der in der Behauptung liegt, die Deutschen müßten die Monarchie im Interesse der andern Völker erhalten, die ein Recht auf sie hätten, und gegen jene, die aus dieser Meinung heraus gegen die Personalunion als eine Verletzung des Völkerrechts perorierten, während es doch die erste Pflicht sei, zunächst die eigene Nation zu erhalten. „Sollten, während alle Völker zur Entwicklung ihrer Nationalität treiben, wir Österreichisch-Deutsche allein nicht berechtigt sein, in den deutschen Bund einzutreten, wohin uns die nationalen Sympathien, unser Wesen und unsere Existenz als Deutsche führen? Man kann uns nicht zumuten, daß wir am Ufer warten, bis die Woge heranschwillt, die uns überstürzt."

In der zwölften Stunde kam noch der Wiener von Mayfeld mit einem Vermittlungsantrag. Er will einen Kompetenzkonflikt der Frankfurter mit der Wiener Versammlung vermeiden, indem er durch seinen Antrag dem österreichischen Reichstag freiere Hand läßt hinsichtlich der Feststellung des Verhältnisses zwischen den deutsch-österreichischen und nichtdeutsch-österreichischen Ländern: Er will die §§ 2 und 3 des Entwurfs durch die Fassung ersetzen: „Deutsche Länder dürfen mit nicht deutschen Ländern nur in der Art zu einem Staate verbunden sein, daß die für ganz Deutschland geltenden gesetzlichen Bestimmungen in solchen deutschen Ländern durch

ihren Verband mit nicht deutschen Ländern durchaus keine Modifikationen erleiden dürfen." So meint er die vielumstrittene Personalunion vorläufig glücklich aus der Verfassung eliminiert zu haben. Indessen war das Haus, das nun schon dreißig lange Reden über diesen einen Gegenstand angehört hatte, der weiteren Debatte müde geworden. Riesser als Berichterstatter des Ausschusses schloß die Diskussion. Gagern zog seinen Antrag zurück. Er sah, daß er die Kraft nicht besaß, in der Versammlung seine Ansicht durchzusetzen und so die Annahme zu erzwingen. Nun wurde endlich der Entwurf des Ausschusses mit überwiegender Majorität zum Beschlusse erhoben.

Aber noch während das Parlament über die Formulierung dieser Verfassungsparagraphen beriet, die die äußeren Verhältnisse Deutsch-Österreichs bestimmen und ordnen sollten, hatte es sich auch wieder mit den inneren Wirren zu befassen, die dieses Land zerrütteten. Denn die Linke hatte sich selbstverständlich mit ihrer parlamentarischen Niederlage vom 12. Oktober nicht zufrieden gegeben. Über ihre dem Ausschusse überwiesenen Anträge wurde am 23. Bericht erstattet, was natürlich die am 12. geschlossene Diskussion mit aller Heftigkeit neu aufleben ließ, ohne auf den Ausgang irgendwelchen faktischen Einfluß zu üben. Die Wortgefechte in der Paulskirche waren den Kämpfenden in Wien ein schwacher Beistand, und es ist merkwürdig, daß die Männer der Linken Glauben oder Hoffnung in dieser Richtung nicht aufgaben, da sie doch längst wissen mußten, daß sie den schwerfälligen parlamentarischen Apparat für ihre Zwecke nicht in Bewegung setzten konnten, so daß ein tätiges Eingreifen der Paulskirche ihnen unwahrscheinlich erscheinen mußte. Einer der Hauptkämpen war, wie immer in dieser Angelegenheit, Venedey. Der Hauptpunkt seines Antrages will alles in deutsch-österreichischen Landesteilen stehende Militär dem Wiener Reichstag und den Ministern unterstellt sehen, eine Maßregel, die natürlich gegen den vom Kaiser mit höchster Machtvollkommenheit ausgestatteten „Diktator" Windischgrätz gerichtet ist. Der Berliner Nauwerck fordert sogar das Einschreiten von Reichstruppen zugunsten der Bewegung. Die Zentralgewalt hatte bereits kurze Zeit nach dem Eintreffen der er-

sten Nachrichten über die Wiener Bewegung die beiden Abgeordneten Welcker, den berühmten Herausgeber des Staatslexikons, und Mosle mit ziemlich weitgehenden Vollmachten entsandt. Die Majorität des Ausschusses begnügte sich damit, diesen Schritt gut zu heißen und die Wahrung der deutschen Interessen etwas schärfer zu betonen. Der Antrag der Minorität, an deren Spitze Venedey stand, deckt sich im Wesentlichen mit dem Venedeys. Der Antrag der Ausschußmajorität wurde nach langer Debatte mit großer Mehrheit angenommen. In der Diskussion setzte es sich Reitter aus Prag zur Aufgabe, die Wiener Bewegung als eine nationale deutsche aufzuzeigen und den von den anderen Parteien ihr gemachten Vorwurf der Ultrademokratie von der Hand zu weisen, indem er besonders auf die slavischen Machenschaften in- und außerhalb des Reichstages hinwies, in den das slavische Element auf willkürliche Weise hineingezogen sei, das nun seine Stellung ausschließlich dazu benutze, gegen das deutsche Element zu opponieren. Die farblose Ausschußerklärung bezeichnet er mit Recht als eine „verhüllte Tagesordnung", und er beklagt es bitter, daß das unzweideutige Verhalten der czechischen Deputierten in der Paulskirche Billigung finde. — Berger, der wieder den radikalsten Antrag gestellt hatte, die Zentralgewalt solle die Aufhebung der Zernierung Wiens verfügen, Reichstruppen unter den Befehl des Wiener Reichstags stellen, die unkonstitutionellen Ordonnanzen des Kaisers ungiltig erklären, unterzog die schwachmütige Politik des Ministeriums und des ihm gefügigen Ausschusses des schärfsten Kritik, in der ihn Vogt mit allen Mitteln seiner gewandten Dialektik unterstützte. Eisenmann benutzte die Gelegenheit, einen älteren Antrag wieder aufzunehmen und zeitgemäß zu adaptieren. Er stellte ein Amendement, das uns zeigt, wie sich die Frankfurter Linke die Durchführung ihres nationalen Programms in Österreich dachte, und wie sie sogar die gegenwärtigen Wirren benutzen zu können glaubte, um die nächste Zukunft dieses Landes in ihrem Sinne zu gestalten. Er beantragte: „Die hohe Zentralgewalt wolle die beiden nach Wien gesendeten Reichskommissäre instruieren und bevollmächtigen, daß sie ihre Vermittlung mit aller Energie im Sinne des Anschlusses der deutschen Provinzen an Deutschland geltend zu machen, und

sohin dahin zu wirken, daß die Abgeordneten aus nichtdeutschen Ländern aus dem österreichischen Reichstag ausscheiden." Unter „nichtdeutschen Ländern" ist hier wohl nur „Nicht-Bundesland" zu verstehen, nicht etwa, daß der demonstrative und verfassungswidrige Austritt jener 36 czechischen Deputierten gutgeheißen wird ... Mit diesem Zusatz erklärte er sich sogar bereit, den charakterisierten Ausschußvorschlag anzunehmen, doch hatte sein Antrag auch diesmal kein besseres Geschick.

Die immer neu aus Wien einlaufenden Alarmnachrichten gaben der Linken Gelegenheit, ihre Anträge in den Umständen entsprechend modifizierter Form zu erneuern. Der Ausschuß kam kaum einen Moment außer Funktion, und am 3. November bereits lebte auch die Debatte im Plenum wieder auf. Venedey hatte diesmal die Berichterstattung. Die Anträge der Linken, die diesmal auch durch Adressen aus dem Reiche Unterstützung fanden, unterscheiden sich von den früheren fast nur durch die Verschärfung des einen oder anderen Punktes: Hauptforderung ist das Aufgebot von Reichstruppen gegen den Bedränger Wiens. Während aber Nauwerck die Ausführung dieser Maßregeln in die Hände der entsandten Reichskommissarien gelegt haben wollte, spricht Berger ihnen schon ein scharfes Mißtrauensvotum aus, indem er ihre Zurückberufung und Ersetzung durch „die Ehre und die Interessen Deutschlands besser wahrende Männer" beantragt. Die Kritik dieser merkwürdigen Abordnung bildet den Hauptteil der Venedeyschen Ausführungen. Wenn die Behauptung gewiß nicht unrichtig ist, daß die Zentralgewalt und mit ihr die von ihr vertretene Reichsversammlung mit ihren Gesandtschaften und Kommissariaten überhaupt wenig Glück hatte, noch Ruhm erntete, so gilt dies doch von keiner in solchem Maße wie von der Welcker-Mosleschen Sendung. Die Vollmacht, die ihnen erteilt war, war eine ziemlich umfassende. Sie besagte, „daß sie als Reichskommissäre für alle österreichischen Gebietsteile des deutschen Bundesstaates bevollmächtigt und befugt sind, alle zur Beendigung des Bürgerkriegs, zur Herstellung des Ansehens der Gesetze und des öffentlichen Friedens erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, zu dem Ende mit den verantwortlichen Räten der

Krone und nach Lage der Verhältnisse mit dem konstituierenden Reichstage in Verhandlung zu treten, entsprechenden Falles die zur Durchführung des vorgezeigten Zweckes erforderlichen Anordnungen zu erlassen, weshalb auch alle Zivil- und Militärbehörden hiermit angewiesen werden, den Verfügungen der Reichskommissäre unweigerlich Folge zu leisten . . ." Will man den mit dieser schwierigen Mission Beauftragten, die sich ihrem Amte so wenig gewachsen zeigten, gerecht werden, so muß man zunächst berücksichtigen, daß die Macht, auf die sie sich stützen konnten, lediglich eine moralische, autoritäre und keine reelle war, da das Parlament allen Bestrebungen, es von einer beratenden zu einer wirklich durchführenden Versammlung zu machen, die besonders von der Linken ausgingen, beharrlich ausgewichen war. Wenn also ihre Vermittlungsvorschläge nicht gutwillig angenommen wurden, — und das konnte nach der Entwicklung der Dinge wenigstens von der reaktionären Seite selbst der verblendetste Parlamentsfanatiker nicht mehr erwarten — so war es einfach ihre Aufgabe, in einem der Würde der Versammlung, die sie vertraten, entsprechenden Protest ihren Standpunkt nochmals zu wahren und vom Schauplatze ihres Mißerfolgs abzutreten, dem Parlament es überlassend, aus dieser Kundgebung der Mißachtung die Konsequenzen zu ziehen. Der eigene Bericht der Kommissäre, der allerdings erst Ende November erstattet wurde, zeigt, wie wenig den geringsten Erwartungen, die man bei ihrer Entsendung gehegt, entsprochen wurde. Es dauerte lange, bis sie ihren Wirkungskreis erreichten. Mit den kämpfenden Wienern sind sie nie in direkte Verbindung getreten, während doch wohl nichts selbstverständlicher gewesen wäre, als daß einer von ihnen, während der andere seine Mission am Hoflager zu erfüllen bestrebt war, sich in die Stadt begeben hätte, um beruhigend auf die über die fortgesetzten Rechtsbrüche empörten Wiener einzuwirken. Dafür mußten sie sich von Windischgrätz und seinen Olmützer Gesinnungsgenossen brüskieren lassen, und es ist gewiß bezeichnend, daß sie jede kleinste Höflichkeit, die ihnen von dieser Seite kam, ausführlichst zu erwähnen sich bemüßigt finden. Als ob es nicht eine höfliche Art und Weise gäbe, jemandem die Türe zu weisen! Jede Kundgebung, die von der Bevölkerung oder Provinzialbehörde

ihnen zu Ehren veranstaltet wird, wird mit einer geradezu kindischen Genauigkeit und Genugtuung verzeichnet — und das Resultat der glorreichen Mission? „Es scheint für unsere Wirksamkeit nur noch übrig zu sein, daß wir uns bemühen, so viel an uns liegt, einer allzu blutigen Entscheidung der Dinge in Wien vorzubeugen!“ Das spricht eine beredtere Sprache, als die schärfste Kritik, die die radikalen Abgeordneten an diese verunglückte Gesandtschaft knüpften. Doch all das konnte die Majorität nicht zu einer Änderung ihrer Politik bewegen oder sie auch nur dazu bringen, ihre das Ansehen des Reiches so rühmlich vertretenden Parteigänger fallen zu lassen. Jeder Antrag der Linken wurde, wie es in dieser ganz und gar parteimäßig verknöcherten „Volksvertretung“ schon längst Brauch geworden war, überstimmt, der ganz farb- und charakterlose Ausschußantrag angenommen. In ihrer Mehrzahl huldigten sie wohl der Ansicht, die Schmerling auf der Tribüne äußerte, daß man nämlich „den Reichskommissären unmöglich zumuten könne, sich mitten in eine kämpfende Stadt zu begeben.“ Wie lächerlich mußte solchem Egoismus der Idealismus der Linken erscheinen, die es gerade als die Aufgabe dieser Repräsentanten betrachtete, sich zwischen die kämpfenden Parteien zu stellen und so ein Blutvergießen zu verhindern. Dabei hätten doch die Herren Welcker und Mosle das Schicksal nicht zu befürchten gehabt, das Robert Blum ereilte, auf den Schmerling in frivolem Zynismus das Wort anwandte: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“ .. Ging doch das Interesse der Reichskommissäre für die Vorgänge in Wien nicht einmal so weit, daß sie erfuhren, Blum und eine Deputation der Linken sei in der belagerten Stadt! So taten sie auch keinerlei Schritte zugunsten Blums nach der Einnahme Wiens bei Windischgrätz. „Wir konnten und durften uns nicht herabwürdigen,“ erklärte Welcker, und meinte, es hätte ja so nichts genützt.

Die Nachricht von der Hinrichtung Blums mußte die Versammlung doch wenigstens zu einer Scheinaktion veranlassen. Einen solchen Faustschlag ins Gesicht durfte sie nicht hinnehmen, ohne auch den letzten Rest an Achtung selbst bei den Gemäßigten einzubüßen. Sie faßte einmütig den Beschluß Verwahrung einzulegen und die „mittelbaren und unmittel-

baren Schuldtragenden" — der Ausdruck des Antrags: „Mörder" ist klüglich vermieden — zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Man kann sich denken, mit welchem Resultat. Genau genommen, liegt in diesem Beschluß doch ein gut Stück Heuchelei. Der eigentlich Verantwortliche oder, um das schöne Wort zu gebrauchen, „Schuldtragende" war ja Windischgrätz, denn die Kleinen des Kriegsgerichts konnte man nicht entgelten lassen, was sie im Auftrage ihres Herrn und Meisters getan. Und daß man Windischgrätz nicht zu Leibe gehen wollte, hatte die Versammlung oft genug erklärt, als sie noch einen Schatten von Macht besaß. Um wieviel weniger konnte sie jetzt einen Schritt gegen ihn wagen? Es war eine Komödie. Vielleicht aber war gerade dies der Grund der sonst so seltenen Einhelligkeit!

Die neuen Kommissäre, die man zur Untersuchung des Falles abzusenden für notwendig hielt, richteten natürlich genau so wenig aus als ihre Vorgänger. Sie erhielten nur die ministerielle Bestätigung, daß die in Frankfurt fabrizierten Gesetze in Österreich keine Rechtsgiltigkeit hätten, eine Ohrfeige, die die ohnmächtige Versammlung ruhig einsteckte. Was half es da, daß Vogt kräftig hinter die Kulissen leuchtete und die Winkelzüge der Zentralgewalt und ihres Ministeriums unter der Ägide Schmerlings aufdeckte. Schmerling behielt im Ganzen doch Recht, wenn er die Linke ob ihrer Hilflosigkeit verhöhnte, indem er vorgab, von ihr ein „Wort der Belehrung" zu erwarten. Die Linke sprach das Wort nicht, das den reaktionären Spuk bannte, und konnte es nicht mehr sprechen.

Die Linke sah ja selbst sehr deutlich, welchen Klippen die einheitspendende Versammlung zutrieb, und sie ahnte schon den Augenblick des Scheiterns, als die blinde und geblendete Mittelpartei noch im seichten Fahrwasser parlamentarischen Geschwätzes gefahrlos zu plätschern glaubte. Die Zentralgewalt beschleunigte diese Entwicklung durch ihre Politik, die, wie Vogt sagte, gegen die Schwachen kräftig und gegen die Kräftigen schwach war; schwach gegen jene „verschmitzte Partei, welche das Mäntelchen des Konstitutionalismus umgehängt hat, dem sie heimlich Fetzchen um Fetzchen, Läppchen um Läppchen abschneidet, bis dieses Mäntelchen endlich zum

unscheinbaren Feigenblatt verkümmert ist und die nackte Despotie entblößt dastehn wird ..."

Im November reiste Gagern persönlich nach Berlin, um das Terrain zu sondieren. Er hatte eine längere Unterredung mit Friedrich Wilhelm IV. Und wenn er Klarheit gesucht hatte in bezug auf die Absichten des Königs, so konnte er nach dieser Audienz hierüber kaum noch im Zweifel sein. Die Antwort des Königs war den Gagernschen Plänen genau so wenig günstig, wie alle anderen seiner Äußerungen, die bisher bekannt geworden waren. Ziemlich kleinlaut kehrte Gagern nach Frankfurt zurück, wo alle Veranstaltungen getroffen wurden, das volle Ergebnis der Unterredung zu verhüllen. So gab man sich trotz allem, und obwohl Radowitz, der Vertrauensmann Friedrich Wilhelms IV., es jedem sagte, der es hören wollte, daß der König auf die Anträge nicht eingehen werde, der Hoffnung hin, daß er doch noch seine Meinung ändern werde. Diese Hoffnung war hinfort die einzige reale Basis der Politik der Gagernschen Partei, und man nährte sie durch ohne Wissen des Parlamentes eifrig betriebene Verhandlungen mit dem preußischen Ministerium. Dieses Intrigenspiel wurde freilich erst später bekannt, als die entscheidenden Abstimmungen schon erfolgt waren. Es führte dann nur zu einigen wirkungslosen Protesterklärungen, in denen dieses Verhalten gekennzeichnet und „dargetan wurde, wie man, während vorgewendet worden, es sei mit Österreich zu verhandeln, eine solche Verhandlung der Wirkung nach unmöglich gemacht und wie bei dem ganzen Vorgang nicht einmal die angenommenen Formen, namentlich bezüglich der Zeittermine, eingehalten worden." (Kolb.)

Die Linke hielt indessen in der österreichischen Frage ihren Standpunkt konsequent fest. Noch Ende November, als in Österreich schon längst alles zugunsten der Reaktion entschieden war und sich keine Maus mehr ungestraft rührte, stellte H. Simon den Antrag, ein Reichsheer einrücken zu lassen, um die Autorität der Zentralgewalt, deren Zweideutigkeit ja die üble Lage des Parlaments zum guten Teil verschuldet hatte, mit Gewalt durchzusetzen. Diese Anträge mußten natürlich wieder den Filter des Ausschusses passieren, wo ihnen jede Schärfe genommen, und durch die wässrige Lauheit ersetzt ward, die den Absichten und Gesinnungen der

Frankfurter Majorität entsprach. Doch dieser Antrag, den mit vielen andern Protestierenden auch Hartmann als ein „Vertrauensvotum für Windischgrätz und den Militärdespotismus“ erklärte, fand die Mehrheit des Hauses nicht, ebensowenig wie die andern.

Aber in derselben Sitzung sollte das Parlament noch in höchst merkwürdiger Weise an die Beschlüsse erinnert werden, die es früher in Sachen der böhmischen Wahlen gefaßt hatte. Es war nämlich bekannt geworden, daß das mährische Gubernium in den Orten, die bisher noch keinen Vertreter nach Frankfurt gesandt hatten, nun plötzlich unter Aufsicht der Kreisbehörden Wahlen vornehmen ließ, die natürlich, — dazu waren schon die geeigneten Maßregeln getroffen — ganz im Sinne dieser Auftraggeber ausfallen mußten. Diese unwürdige Wahlbeeinflussung hatte dem Abgeordneten Berger zu einer Interpellation veranlaßt, die Schmerling mit seiner gewöhnlichen Nichtachtung beantwortete. Nachdem die Sache mehrere Wochen im Ausschuß gelegen, schien sie nun spruchreif zu sein. Der Ausschuß mißbilligte die Handlungsweise Schmerlings nicht, wie beantragt war; aber gegen den Gubernial-Erlaß Stellung zu nehmen, hielt auch er für unumgänglich, besonders da in 74 österreichischen Wahlkreisen bisher noch keine Wahl ausgeschrieben worden war. Auch Hartmann hatte sich als Redner für den Ausschußantrag, der diesmal eine ziemlich zahlreiche Opposition auf der Rechten fand, eintragen lassen, doch ward ihm durch vorzeitigen Schluß der Debatte das Wort abgeschnitten. Die Diskussion war diesmal überhaupt nur kurz, setzte aber mit einem scharfen Speech des greater Austria-Grafen Deym molto vivace genug ein. Er setzte klar und deutlich auseinander, daß Österreich bisher nur nach Gutdünken den Weisungen aus Frankfurt nachgekommen, nur soweit es ihm ins Spiel paßte; daß die Zentralgewalt um diesen Zustand gewußt und ihn geduldet habe; daß es deshalb ganz unberechtigt sei, von der Wiener Regierung jetzt plötzlich die Aufgabe irgend welcher Hoheitsrechte zu verlangen, und daß sie sich freiwillig niemals dazu verstehen werde, noch könne. Es bliebe dem Parlament nur noch übrig, sich Österreich gegenüber entweder auf den Vereinbarungsstandpunkt — den so arg und von Anfang an verpönten — zu stellen,

oder „wenn das Parlament hier Österreich zwingen will, so muß es nicht Dekrete erlassen, sondern ein Heer aufstellen.“ „Entweder Kriegserklärung oder Traktat“, ruft er den erstaunten Deputierten zu, und schleudert ihnen die ganze papierne Existenz ihrer „Taten“ und Beschlüsse ins Gesicht. „Solange dies nicht geschehen, sind alle unsere Beschlüsse hier müßig für Österreich; sie können nur die Nationalversammlung in ihrem Ansehen herabsetzen, nur dem Ministerium hier unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, die es nicht zu lösen vermag, weil es keine Wunder wirken kann. Alle Reichskommissäre, die sie abgeschickt haben, alle Befehle, die Sie gegeben haben, haben durchaus kein Resultat liefern können, weil es in der Natur der Sache lag, weil es unmöglich war.“ „Erobern Sie sich Österreich“, ruft er den Einheitsschwärmern noch am Schlusse zu. Man traut seinen Augen kaum, bei dieser Rede des starren Aristokraten oft „Beifall, Bewegung, Bravo auf der Linken“ verzeichnet zu sehen, einer Rede, die die bisherige praktische Wirksamkeit der Versammlung fast auf Null reduzierte. Doch untersucht man den Zusammenhang des Näheren, weicht dieses Befremden bald, und man findet im Tatsächlichen wenigstens eine auffallende Übereinstimmung des Ideenganges, wenn auch die praktischen Konsequenzen, die die Linke daraus zog, naturgemäß ganz andere waren, als die des böhmischen Magnaten. Hatte sie nicht immer gegen die lediglich theoretischen Beschlüsse der Majorität gewettert? Hatte sie nicht, besonders was Österreich betraf, stets auf ein energischeres Einschreiten gedrungen? Mit den übrigen Ausführungen des Grafen, eigentlich nur Variationen über das Thema: „Österreich, Österreich über Alles“ mußte sie weniger einverstanden sein. Mit einer gewissen Erbitterung führte für sie Raveaux das Wort. Diese nackte Enthüllung der Tatsachen, wie sie Deym in seiner Rede zum Ausdruck gebracht, rief unter ihnen doch eine beträchtliche Erregung hervor, die man auch ihm anmerkt. Denn was er sagte, entsprach kaum dem, was er sagen wollte und sollte. Er führt eine bewegliche Klage über die zweideutige Politik der Österreicher — und spendet dem Erzherzog-Reichsverweser warmes Lob. Er protestiert und weist den Vorwurf der Phrasenmacherei weit von sich und seinen Freunden — natürlich unter

dem ironischen Beifall der Rechten — und macht Phrasen. So ist er dann unklarer und verschwommener als je, und Positives bringen seine Ausführungen überhaupt nicht. Das war erst dem scharfen Verstande Bergers vorbehalten, der die nach so vielem theoretischen Geschwafel plötzlich nach „Praxis" Durstenden weidlich ironisierte. Der Mißbilligungs-Antrag des Ausschusses sei ja auch nur reine Theorie, und könne deshalb nichts schaden. Die Zeit praktischen Handelns sei für sie längst vorbei. Damals, als Wien zerniert war, und das Ministerium 360.000 Mann Reichstruppen zu seiner Verfügung hatte (?), sei der Moment dazu gewesen. — Man entsinnt sich, daß die Anträge auf Stellung eines Reichsheeres gegen Windischgrätz in Berger ihren Hauptverfechter hatten. — Jetzt könne man keine praktischen Schritte mehr gegen Österreich unternehmen, müsse vielmehr gewärtig sein, daß die den Parlamentsbeschlüssen schon so lange zuwiderhandelnde österreichische Regierung gegen die Frankfurter Versammlung vorgehe. Er ist so der erste, der in öffentlicher Sitzung die Möglichkeit einer Abberufung der gewählten Vertreter durch die Regierungen erwähnt. Und in der Tat, wenn die österreichische Regierung, damals — von den Kämpfen in Ungarn und Italien abgesehen — wieder in sich gefestet, wie nur je unter Metternich, sich damals zu einem solchen Schritte nicht entschloß, so war es wirklich nicht, weil sie die „Unverletzlichkeit der Versammlung" respektierte. Das hatte Blums Ende nur zu deutlich bewiesen. Sie mochte vielmehr die Redeübungen in Frankfurt für ungefährlich und gänzlich einflußlos auf ihre Politik erkennen und konnte zu gleicher Zeit billig wenigstens nach außen den Schein einer gewissen Liberalität bewahren. Indessen wurde der Ausschußantrag angenommen, was natürlich die Wiener Regierung auf dem betretenen Wege keinen Schritt aufhielt. Und es war in der Tat eine merkwürdige Spezies von „Volksvertretern", die in den nächsten Wochen aus den österreichischen Wahlorten einrückte. Das war die Art, wie die Reklamation des Parlaments in Sachen der böhmischen Wahlen ihre Erledigung fand . . .

Die beständigen Fortschritte, die, wie wir sahen, die Neukonsolidierung Österreichs im Laufe des Herbstes machte, mußte natürlich auch in einer stets schroffer werdenden Hal-

tung der Wiener Regierung zum Ausdruck kommen. Sie fühlte sich immer mehr erstarken gegenüber dem in Frankfurt versammelten deutschen Parlament, das durch die Annahme der §§ 2 und 3 des Reichsverfassungsentwurfs Deutsch-Österreich in den Bundesstaat hineinkonstituieren wollte. Da waren Ministerialerklärungen, die die Versammlung auf den längst verlassenen Vereinbarungsstandpunkt zurückverweisen wollten; die einen Beitritt Österreichs, trotz allen Phrasen von „Bundespflichten" so lange negierten, bis nicht durch Annahme dieser „vereinbarten" Reichsverfassung die Verhältnisse Deutschlands selbst geordnet seien; die zwar auch das abgegriffene Wort von der „innigen Verbindung" wiederholten, aber von einem Eintritt Österreichs in den Bundesstaat nichts wissen wollten. Die andern Parteien des Hauses schienen derartige Kundgebungen nicht weiter zu berühren, vielleicht weil sie sie als willkommenen Faktor in ihre politischen Rechenexempel einreihen konnten. Die Linke dagegen benutzte sie wie gewöhnlich zu Interpellationen von einer schon fast zur Tradition gewordenen Wirkungslosigkeit ... So brachte am 11. Dezember Wagner mit Unterstützung vieler Gesinnungsgenossen einen Antrag ein, dessen Durchführung die verwickelten Verhältnisse und Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich wohl hätte zur Klärung bringen müssen. Der Rechten und der schon mit vollen Segeln auf die „preußische Spitze" zusteuernden Partei Gagerns, die bei den Abstimmungen den Ausschlag gab, konnte natürlich an einer Klärung in diesem Sinne nichts gelegen sein, und so brachten sie ihn zu Falle. Im Ausschuß wurde er neben seinen Vorgängern eingesargt. Zum Unterschied von den bisher besprochenen Anträgen geht Wagner nicht von den deutsch-österreichischen Provinzen aus. Er will durch gemeinsame, von den Ausschüssen wohl vorbereitete Vereinbarungen ein wirtschaftliches und politisches Bündnis zwischen dem deutschen Bundesstaat und dem nicht-deutschen Österreich konstituiert sehen. Natürlich ist, daß nach einer derartigen Stabilisierung der nicht-deutsch-österreichischen Beziehungen auch eine Eingliederung der deutsch-österreichischen Landesteile leichter angebahnt wäre. Die Ausschußmehrheit, die ja der Majorität des Hauses selbst entsprach, beschloß aber, in einem den Antragstellern direkt entgegengesetzten Sinne ihre Entscheidung *erst nach* Beratung der Verfassung zu treffen ...

In der zwölften Stunde, kurz bevor Gagern seine Minen springen ließ, tat auch die Rechte in der österreichischen Frage einen Schritt, indem sie einen Antrag einbrachte, wohl weniger, um mit ihrer Forderung durchzudringen, als um noch einmal vor dem großen Schlag ihren Standpunkt zu markieren. Denn sie schob ihn sofort, ohne vorhergehende Beratung, dem österreichischen Ausschusse zu. Die Zentralgewalt sollte hiernach mit der Wiener Regierung über das Verhältnis Österreichs zum Bundesstaate in Verhandlung treten . . .

Alle diese Pläne, Absichten und Anregungen wurden beiseite geschoben von dem Programm, mit dem Gagern am 18. Dezember vor die Nationalversammlung trat. Nach der Stellungnahme des österreichischen Ministeriums war Schmerling, als guter Österreicher, der von der deutschen Einheit seine besondere Meinung hatte, wenigstens äußerlich in eine zweideutige Stellung geraten. Er demissionierte also. Mit ihm schieden auch die anderen Österreicher des Ministeriums aus. Gagern, der Gründe hatte, nunmehr seine Zeit für gekommen zu halten — trotz dem ihm ungünstigen Votum des Parlaments vom Oktober — übernahm vom Reichsverweser die Bildung eines neuen Ministeriums. Dies geschah am 16. Dezember. Bereits am 18. in der nächsten Sitzung, legte der neue Ministerpräsident der Versammlung die leitenden Ideen seiner Politik vor. Er hatte sich mit dem Gedanken der Trennung Deutsch-Österreichs von Deutschland schon lange vertraut gemacht, ja, seine Pläne und Ideen von der zukünftigen staatlichen Gestaltung Deutschlands waren darauf zugeschnitten und bedingten sie geradezu. Hatte er doch durch seine Wirksamkeit und durch seinen Einfluß in der Versammlung nicht zum wenigsten zur Erstarkung der Reaktion in Österreich, das heißt also zur Erreichung des Zustandes, der diese Forderung möglich machte, beigetragen — vor dem September wäre das undenkbar gewesen. Nun, nachdem ihm gas Ministerium Schwarzenberg in Kremsier einen guten Teil der Arbeit abgenommen, brauchten gar keine Rücksichten mehr genommen zu werden, denn: „Diese Auffassung der Stellung Österreichs zu Deutschland . . . . scheint auch den Wünschen und Ansichten der großen Mehrheit der Bewohner

der deutsch-österreichischen Lande zu entsprechen." Aus der Olmützer Perspektive war diese Staatsraison hervorgegangen, in Olmütz war diese „Volksstimmung" gemacht worden . . .

In fünf Punkten legt er das Programm, das die Versammlung unter seiner Ministerschaft realisieren soll, dar: 1. Bei der Natur der Verbindung Österreichs mit unsern deutschen Ländern beschränkt sich für jetzt und während des Provisoriums die Pflicht der Reichsgewalt darauf, das bestehende Bundesverhältnis Österreichs zu Deutschland im allgemeinen zu erhalten. Es ist aber das Sonderverhältnis Österreichs anzuerkennen, wornach es anspricht, in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat unter Bedingungen, die die staatliche Verbindung der deutschen mit den nicht-deutschen österreichischen Landesteilen alterieren, nicht einzutreten. 2. Österreich wird also nach den bis jetzt durch die Nationalversammlung gefaßten Beschlüssen, wodurch die Natur des Bundesstaates bestimmt worden ist, als in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht eintretend zu betrachten sein.

Die übrigen Punkte befassen sich mit dem Modus der Ausführung dieser Bestimmungen: ein Unionsverhältnis, das alle die „verwandtschaftlichen, geistigen, politischen und materiellen Bedürfnisse" nach Möglichkeit befriedigen solle, Verständigung über dieses gemeinsame Programm mit Österreich auf gesandtschaftlichem Wege. Wie weit war hier Waitz übertroffen, der die „andere Alternative" nur „tief im Herzen verborgen" zu tragen wagte, und doch schon dafür den Spott der Linken geerntet hatte. Hier ergriff die Linke, die sich im Innersten getroffen fühlte, schäumende Wut. Venedey rief, der Antrag müsse sofort, direkt und ohne Debatte verworfen werden. Besondere Aufregung bemächtigte sich natürlich der Österreicher, die auf der Linken saßen. Hartmann ergriff zum ersten Male, seit er nach dem unseligen Oktober seinen Platz in der Paulskirche wieder eingenommen, wieder das Wort, und man hört das erregte Vibrieren aus den knappen Sätzen seiner kurzen Erklärung heraus. Ihm mußte nach all den Kämpfen, die er mit und für seine Genossen durchgefochten, den engsten Anschluß an Deutschland durchzusetzen, bei seiner ganzen Entwicklung und Bildung, die, in Österreich ihre erste Pflege empfangend, doch in Deutschland wurzelte, bei seiner Kenntnis der bedrohten Lage der von den

slavischen Völkerschaften leicht majorisierten Volksgenossen eine derartige Politik, die einen Teil deutschen Landes preisgab, als hochverräterisch erscheinen. „Verkauft er neun Millionen Deutsche der slavischen Peitsche", meint der Chronist später mit dem Blicke auf Gagern. Er erklärt es für ein Verbrechen, auf den Antrag des neuen Ministerpräsidenten auch nur mit drei Worten einzugehen. Sie seien hier nicht zusammengekommen, mit anderen Verträge zu schließen, sondern über das Schicksal Deutschlands unter sich zu entscheiden. „Wir Österreicher sind nicht hierhergekommen, um Eingang in das Vaterhaus zu betteln. Wir sind hier zu Hause, und haben ein Recht hier zu sitzen wie die anderen Deutschen." Mit der Faust auf sein Pult schlagend, ruft er in den Raum: „Wir werden uns nicht hinausstoßen lassen, nicht fein, nicht grob, nicht durch Ränke, nicht durch Gewalt." Und unter dem stürmischen Beifall seiner Parteigenossen trägt er darauf an, „daß wir über diesen Antrag, wie er es meiner Meinung nach verdient, sogleich und unmotiviert zur Tagesordnung übergehen." Sie setzten es doch nicht durch, denn in dieser Frage war sich auch die Linke insofern nicht ganz einig, als ein großer Teil für die Ausschußberatung des ministeriellen Programmes sich entschied, wie z. B. der Hartmann sonst persönlich sehr nahestehende Wesendonck, Advokat aus und Abgeordneter für Düsseldorf. Nach einer langen Geschäftsordnungsplänkelei wurde beschlossen, zur Vorberatung dieser Ministerialvorlage einen eigenen Ausschuß zu bestimmen. Wie nun dieses plötzliche Akutwerden der österreichischen Frage einen ziemlich bedeutenden Frontwechsel der Parteien hervorrief, so geschah es, daß die antigagernsche Richtung die Majorität im Ausschuß erlangte. Kirchgeßner, der Kandidat der Linken, war Vorsitzender.

Nach sehr umständlichen Untersuchungen, Einvernahmen und Aktenüberprüfungen erstattete der Ausschuß am 11. Januar endlich seinen Bericht. Indessen hatte Gagern es doch für gut befunden, die empörten Geister etwas zu beschwichtigen. Er erklärte, daß er nach wie vor auf dem Standpunkt stehe, daß die Versammlung in Verfassungsfragen vollständig unabhängig sei und nicht an Vereinbarung mit irgendwelchem Faktor gebunden. An diese Erklärung knüpft der Aus-

schuß in seinem Gutachten an. Seine Entscheidung ist — wie das ja bei seiner Zusammensetzung vorauszusetzen war — ganz gegen das Programm des Mannes vom kühnen Griffe ausgefallen. Es wird das allerdings in dem Erachten nicht direkt ausgesprochen, wie es überhaupt etwas auf Schrauben gestellt ist. Aber es wird doch deutlich genug erklärt, daß „die Nationalversammlung mit dem ihr vom deutschen Volke gewordenen Berufe, für alle zum frühern deutschen Bunde gehörigen Länder eine gemeinsame Verfassung zu geben, für unvereinbar erachtet, in die Ausscheidung der zum frühern deutschen Bunde gehörigen Länder Österreichs aus dem deutschen Bundesstaate zu willigen.“ Für die erwähnte Mitteilung wird dem gewiß über dieses Lob wenig entzückten Reichsminister die „vollste“ Anerkennung ausgesprochen; und im letzten Absatz wird der Antrag Wagners, wegen einer Union mit den nichtdeutsch-österreichischen Gebietsteilen in Unterhandlungen zu treten, wenigstens dem innern Sinne nach wieder aufgenommen und der Zentralgewalt zur geeigneten Ausführung empfohlen. Mit der Abfassung des Berichtes war wiederum Venedey betraut, der es allmählich zu einer Spezialität auf diesem Gebiete gebracht haben muß. Er bringt erst eine etwas umständliche historische Einleitung — er war nicht umsonst Privatdozent der Geschichte in Heidelberg gewesen; dann wird das Verhalten Österreichs seit dem März zur Nationalversammlung und ihren Beschlüssen wie zur Bewegung überhaupt charakterisiert. Er sucht die Einwürfe, die gegen Österreich wegen seiner Widersetzlichkeit gegen und Nichtachtung von Reichsgesetzen gemacht wurden, zu entkräften. „Wenn das Benehmen Österreichs hinreichen sollte, es vom deutschen Bunde auszuschließen, so würde, sobald allen deutschen Regierungen mit gleichem Maße gemessen werden müßte, d. h. wenn sie wegen ihres Widerstandes gegen den neuen Bundesstaat aus demselben ausgeschlossen werden sollten, der deutsche Bundesstaat sehr bald auf die Paulskirche und die Zentralreichskanzlei beschränkt sein.“ Dies, wenn er auch im Übrigen die Wendung in der österreichischen Politik damit erklärt, daß bei der Wiener Regierung das Bestreben der „Restauration der vorrevolutionären Zustände“ vorhanden sei, daß dieses Bestreben besonders seit dem Fall Wiens, nach dem „die undeutsche Tendenz vor-

herrschend wurde", an Festigkeit und Nachdruck gewonnen habe. Er weist darauf hin, daß das Ministerialprogramm nicht durch die Notwendigkeit des Augenblicks geschaffen sei, indem er den Antrag Gagerns bei der Debatte über die §§ 3 und 4 des Reichsverfassungsentwurfs in Erinnerung ruft, der schon dieselben Forderungen enthielt. Endlich zeigt er auf, daß dieses Programm nichts weiter als die Fortentwicklung und die Spitze jener preußischen Tradition sei, die schon seit Langem zum Bestande der Berliner Politik gehöre und darauf abziele, Preußen die Hegemonie in Deutschland zu erwerben. Hatte Gagern behauptet, daß auch der größere Teil der deutschen Bewohner Österreichs gegen die von ihm angestrebte Form der Neugestaltung Deutschlands nichts einzuwenden habe, so stellt das Gutachten dem die Frage entgegen: Würde Österreich selbst diese Ausschließung am Ende zugeben? und verneint sie geradezu. „Am Ende aller Verwicklungen, die aus einer Ausschließung Österreichs hervorgehen würden, dürfte Deutschland sogar in Krieg geraten, um nur seine eigene Teilung durchzusetzen," eine Vorhersage, die später unter anderen Umständen eintraf, als Venedey damals bedenken konnte . . Hatte doch das österreichische Ministerium, trotz allem sonstigen Widerstreben und allen Vorbehalten, ausdrücklich betont, „daß es nirgends ausgesprochen, nicht in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat eintreten zu wollen," und ferner, daß „Österreich fortfahren würde, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen." Doch spricht im ganzen aus diesen Sätzen nur eine geschraubte Vermeidung der Negation, während der positiven Bejahung ebenso geflissentlich ausgewichen wird: Eine Politik des Zuwartens, die auf eine noch weiter fortschreitende Besserung der inneren Verhältnisse rechnend, dann erst ihre Bedingungen stellen will, um danach um so sicherer die Zukunft des deutschen Bundesstaats oder Staatenbundes seiner Vergangenheit nicht zu unähnlich gestalten zu können. Diesen Tendenzen tritt nun das Gagernsche Programm nur höchst einseitig entgegen, indem es sie nicht auf dem Boden bekämpft, von dem sie ausgehen, sondern die Frage durch den Ausschluß der österreichischen Länder aus dem Bundesstaate, der auf die preußische Hegemonie zugeschnitten wird, zu lösen sucht, eine wahre Roßkur für alle die, die noch an den Einheitsidealen

des März festhielten, und eine Kur, für deren Gelingen auch Gagern eine Garantie nicht übernehmen konnte. Diese ungeheure Amputation konnte natürlich nicht nach dem Ge- Geschmacke des Ausschusses sein. Er sprach seine Meinung deutlich in seinem Conclusum aus. Die Frage war nun, ob die Mehrheit der Reichsversammlung die Ansicht der Ausschußmajorität zu der ihren machen würde. Die Überzahl im Ausschuß, der ja ad hoc erst zusammengetreten war, war sehr groß, sie betrug zwei Drittel. Es war also sehr wahrscheinlich, daß das Haus, wie es auch bisher meistens der Fall gewesen war, sich dem Votum seines Ausschusses anschließen würde. Geschah dies, so war das Haus gleich mit der ersten Programmerklärung des neuen Reichsministeriums in den schärfsten Widerspruch getreten, und dieses hätte den Platz räumen müssen, da bei einer Angelegenheit von derartig entscheidender Bedeutung eine Meinungsdifferenz nicht unausgeglichen bleiben konnte. So legte sich Gagern mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit ins Zeug, um die Versammlung für seine Pläne zu gewinnen. Aber auch ohne dies nahm die Debatte gewaltige Dimensionen an. Nicht weniger als 95 Redner waren vorgemerkt, und drei Tage lang rauschte der Redestrom. Venedey leitete die Diskussion mit einem kurzen Präludium ein, in dem er vor allem bittet, die Angelegenheit nicht als Vertrauensfrage aufzufassen. Man habe es deshalb im Ausschuß vermieden, ein Mißtrauensvotum in irgendeiner Form auszusprechen. „Ein furchtbares Gewicht wird auf dem Manne ruhen, der diese Frage heute zur Kabinettsfrage macht. Vierzig, fünfzig Stimmen wird er persönlich vor Deutschland zu verantworten haben, wenn Deutschland zerteilt wird.“ Diese pathetische Apostrophierung konnte natürlich Gagern nicht bewegen, in seiner Politik auch nur einen Schritt von dem Wege zu tun, den er sich vorgezeichnet hatte. Er ergriff gleich nach Venedey, der im Namen des Ausschusses gesprochen hatte, das Wort, und indem er den Minoritätsantrag, der das Ministerialprogramm akzeptierte, zu dem seinigen machte, war im Wesentlichen das Schicksal der Vorlage schon entschieden. Denn Gagerns persönliche Gefolgschaft war sehr stark, und die berechtigten Zweifel, ob man gegen den Willen der wieder zu Kräften gekommenen österreichischen Regierung etwas durchzusetzen imstande sei,

taten das Übrige. Diese Zweifel waren allerdings auch auf der Gegenseite vorhanden, nur hatte der Ausschuß daraus die Folgerung gezogen, daß der gegenwärtige Moment nicht geeignet sei, mit den Wienern Machthabern überhaupt in Verhandlungen zu treten. Sie muß also an die Möglichkeit eines günstigeren Augenblicks geglaubt haben, wenn sie sich auch über die Mittel, einen solchen herbeizuführen, schwerlich mehr Rechenschaft legte. Die meisten vertrauten immer noch fester als je auf die Kraft ihrer Worte und papierenen Beschlüsse; daß sich diesen, nachdem sie auf dem parlamentarischen Schneckenweg Gesetzeskraft erlangt, jemand widersetzen könne, kam ihnen trotz den Erfahrungen der letzten Monate mit Preußen und Österreich nicht in den Sinn. Und in dieser Hinsicht war Gagern, der stets den bedeutenden Staatsmann herauszukehren liebte, weil er sich auf die diplomatischen Kniffe und Pfiffe mehr verstand als seine Frankfurter Umgebung — seinen „Freund" Schmerling ausgenommen — nicht besser als alle die andern. Nachdem er die Nationalversammlung durch seine Politik — denn ihm muß man die Sünden seiner Freunde in dieser Beziehung aufs Register setzen — jedes Schattens einer realen Macht beraubt hatte, und auf diese Weise allerdings seine Gegner in der Paulskirche matt gesetzt waren, glaubte er im Vertrauen auf seine persönliche Bedeutung, von der niemand mehr überzeugt sein konnte als er, durch diplomatisches Kulissenspiel und Kompromisse so viel von den „Märzerrungenschaften" retten zu können, wie er zum Abschluß, zur Krönung seines Einheitsstaats ohne Österreich gebrauchen konnte.

In seiner Rede ist er bemüht, dieses „ohne Österreich" nach Kräften und Möglichkeit zu begründen, wobei er so weit geht, zu behaupten, daß „von dieser Sehnsucht nach Einheit, welche das übrige Deutschland erfüllte, Österreich, auch das deutsche Österreich, weniger ergriffen war." Eine Behauptung freilich, der Wiesner sofort entgegentrat. Doch hielt es der Ministerpräsident von seinem erhabenen Standpunkte aus für unter seiner Würde, auf diese Widerlegung zurückzukommen. So sind aber auch die Folgerungen, die er daraus zieht, falsch, und ebenso wie das, was er über die Volksstimmung gesagt hatte, aus der Luft gegriffen, und

zwar aus der Olmützer. Über die Stimmung in den Wiener Regierungskreisen war er natürlich unterrichtet und hatte zweifelsohne seine guten Gründe, als er erklärte: „Noch immer glaube ich nicht daran, daß Österreich einer Regierung des Gesamtdeutschlands sich unterwerfen könne und werde, deren Spitze nicht das Oberhaupt Österreichs selbst ausschließlich bildet." Was aber wiederum beweist, daß er und seine Leute bereits entschlossen waren, alles zu tun, um die „österreichische Spitze" zu verhindern ... Arneth benutzte die Gelegenheit zu einer großen Philippika gegen die angenommenen Verfassungsparagraphen 2 und 3, denen er alles Unheil zuschiebt und aus denen auch er den Ausschluß Österreichs herauslas. Ziegert kontrastierte klagend den Mai von 48 mit dem Winter des neuen Jahres, das ihm nur „Niederlage, Jammer und Gewalt und dabei schmählichen Egoismus und Partikularismus zeigte. Die Restauration tritt überall festen Fußes auf, und ich sehe, und viele sehen mit mir, wie der alte Bundestag sich schon auf der offenen Landstraße nach Frankfurt befindet." Der Mann war — preußischer Regierungsrat ... Die Schuld an dieser Wandlung ist er freimütig genug, der Versammlung selbst beizumessen. Doch hielt er noch einen guten Ausgang für möglich, wenn man, zur Durchführung des Bundesstaats entschlossen, schleunig eine mächtige Spitze schüfe. Über das Wie allerdings blieb er die Auskunft schuldig, aber auch so fand er bei den Doktrinären keinen Anklang, denen es ein Unding schien, an eine Exekutive mit definitiver Gewalt zu denken, ehe die Reichsverfassung, dieses Sorgenkind, bis zum letzten Punkt geschäftsordnungsmäßige Erledigung gefunden. Doch trat er dafür ein, dem Ministerium das erbetene Mandat zu erteilen. Denn wenn er auch im Oktober noch für die §§ 2 und 3 gestimmt hatte, an ihre Durchführung zu glauben, ist ihm im Januar nicht mehr möglich: „Die Fortdauer der staatlichen Einheit Österreichs ist eben unvereinbar mit der Unterordnung Deutsch-Österreichs unter einem vom Gesamtstaat Österreich unabhängigen, starken, einheitlich regierten Bundesstaat. Österreich kann und wird in einem Teile seines Einheitsstaats die deutsche Zentralgewalt nie herrschen lassen." Trotz allem ist er aber überzeugt, daß die Trennung keine dauernde sein werde: „Denn Österreichs Einheitsstaat wird nur durch die

Macht der Bajonette und durch die Bureaukratie aufrechtrehalten werden können. Früher oder später wird sich Österreich in seine nationalen Elemente auflösen, und dann wird auch der Deutsch-Österreicher wissen, ob er sich an den deutschen Bundesstaat anzuschließen hat." Daß dieser Anschluß nicht schon früher erfolgen konnte, sei die Schuld der Versammlung, die den günstigen Moment des Eingreifens im Oktober ungenutzt vorübergehen ließ ... Wagner von Steyr machte es sich zur Aufgabe, die schwindelhafte Agitation aufzudecken, die in Österreich von Kanzel, Amtsstube und Beichtstuhl gegen die §§ 2 und 3 getrieben worden war; er ist der Überzeugung, daß ohne dies und ohne die Unmöglichkeit freier Aussprache, bei geeigneter Aufklärung des Volks, sich die große Mehrheit für diese Fassung ausgesprochen haben würde, und spricht sich mit aller Entschiedenheit dagegen aus, daß die Nationalversammlung die Initiative zur Trennung ergreife: „Erschweren sie nicht den Deutschen in Österreich gegenüber den Slaven ihre Stellung, wenn Sie von hier aus das Band lösen, das die Deutschen in Österreich an Deutschland knüpft." Der seit seinem Abfall von der Linken bestgehaßte Wilh. Jordan hatte in seinen langen Ausführungen viel von den Unterbrechungen seiner ehemaligen Parteigenossen zu leiden. Ohne im Wesentlichen neue Gesichtspunkte beizubringen, nur die alten Klagen mit etwas mehr Pathos und tönender Rhetorik hervorbringend, tritt er für das Gagernsche Programm ein, dem er noch ein demokratisches Schwänzlein anhängt, wohl eine Reminiszenz an die erste Periode seines parlamentarischen Daseins ... Nach ihm betrat Schmerling die Tribüne. Der neue Ministerpräsident hatte die Debatte dieses Tages eröffnet, der alte schloß sie. Dieser politische Janus zeigte jetzt in der Paulskirche wieder sein deutsches Gesicht, nachdem er noch kurz vorher in Wien seinen wahren Charakter eines schwarzgelben Patrioten nicht verborgen. Jetzt fand er es allerdings für gut, diesen Patriotismus um einige Nuancen herabzudämpfen, und sein „Vor allem Österreicher" kalten Blutes abzuleugnen. Und mit einer Unschuldsmiene, als ob er noch nie in seinem Leben eine politische Intrige gesponnen, beteuert er: „Daß ich mein Amt sogleich niederlegen würde, wenn mir die Zumutung würde, zu wirken,

daß die Gestaltung Deutschlands durch Österreich gehindert werden sollte.“ Er war nämlich, nach dem Rücktritt vom Ministerposten, von der Wiener Regierung zum diplomatischen Vertreter bei der Zentralgewalt ernannt worden und soeben mit neuen Instruktionen nach Frankfurt zurückgekehrt. Er sprach natürlich im Sinne der österreichischen Politik, die auf das Recht der Einmischung in die Gestaltung Deutschlands nicht verzichten mochte. „Sie dürfen darum nicht das Gebäude der Verfassung so entwerfen, daß notwendig der Ausfall Österreichs aus Deutschland hervorgehen muß.“ Denn Opfer anzunehmen und jeglichen Vorteil zu erhaschen, war man in Wien gern bereit. Opfer zu bringen oder auch nur den kleinsten Vorteil zugunsten der Gesamtheit aufzugeben, war dieser Politik so fremd, daß eine solche Forderung nicht anders als mit dem Scheidebrief beantwortet werden konnte.

Der erste Hauptredner der Linken, der feurige Lud. Simon, machte sich gleich am nächsten Tage daran, diesen Zwiespalt, diese Widersprüche zwischen dem Reden und Handeln des ehemaligen Reichsministers festzuhalten. Wie wirkungsvoll wäre das gewesen, wäre es geschehen, solange er noch im sichern Besitze des Amtes thronte und sich den Beschlüssen des Hauses so geneigt stellte, das er innerlich verhöhnte und dessen Willen er, so gut er konnte, lähmte. Jetzt konnte das höchstens noch theoretische Bedeutung haben und mußte nur vielleicht noch dazu beitragen, manchen Zweifelhaften in das schwarzweiße Lager zu scheuchen, wo er vor solchem Doppelspiel sicherer zu sein glaubte. Und mit demselben Mann, den er jetzt so in seiner ganzen Zweizüngigkeit an den Pranger stellte, sollte die Linke bald darauf eine Art taktischen Bündnisses schließen. Vorläufig aber war Schmerling noch der Feind, und wie ihm, so hält Simon auch der übrigen Versammlung ein langes Sündenregister vor. Merkwürdig ist die scharfe Voraussicht, mit der er der späteren schwarzweißen Erbkaiserpartei das Scheitern ihrer liebsten Pläne voraussagt. „Glauben Sie,“ ruft er ihnen zu, „daß das jetzige Oberhaupt des preußischen Staates sich von der Volkssouveränität zu Frankfurt mit der Kaiserkrone Kleindeutschlands belohnen lasse? . . . daß es bereit sei, gegen die Widersprüche einzelner Vettern ‚von Gottes Gnaden‘ ein

fördernd gegenüber: Sie konnten der Volksbewegung nur geringen Widerstand entgegensetzen, die dadurch eine um so größere Intensität gewann, als auch der bürgerliche Radikalismus in ihnen mehr als in den Großstaaten zu Hause war. In Weimar war zudem eine liberale Politik schon seit Karl Augusts Zeiten Tradition. So steht auch Wydenbrugk in dieser Frage der Linken näher als der preußischen Partei. „Zerreißen Sie den Boden des Vaterlandes nicht," ruft er warnend aus. Die Unionspläne, mit denen die Gagernschen den Riß durch die deutsche Einheit verkleistern wollen, sind ihm ein Spiel mit Worten, voller Unklarheiten. Aber eine prägnantere Formulierung der großdeutschen Ideen und Forderungen findet er nicht, wenn er zu der beliebten Melodie des Schutz- und Trutzbündnisses mit dem nicht-deutschen Österreich noch den Gedanken einer gegenseitigen Besitzgarantie hinzufügt, freilich, dies zur Beruhigung seiner Freunde, mit der famosen Einschränkung, daß „die gleiche Berechtigung aller Nationalitäten und ein bedingtes selbständiges Staatsleben derselben in Österreich eine Wahrheit werden wird". Im Augenblick, da dieses selbe Österreich sich mit Aufgebot seiner äußersten Kräfte zur unbedingten Niederwerfung der nach selbständigem nationalen Leben ringenden Ungarn und Italiener anschickte! Vor allem aber warnt er davor, im Vertrauen auf die Volkssouveränität mit ungleichem Maße zu messen und für Österreich Sonderbestimmungen zu schaffen, die ja mit gleichem Rechte dann auch jeder andere Staat für sich fordern könnte. Und den Gagernschen mag wohl die Frage boshaft im Ohr geklungen haben, ob man denn schon so sicher sei, daß die preußischen Heere gegen die eventuellen Feinde der Verfassung, die jetzt dem preußischen Staatskörper so bequem angepaßt werden sollte, marschieren würden? Und was geschehen würde, wenn dies nicht der Fall sei? Mit dem Schlußtrumpf, den er ausspielte: dann würden Sie den alten Bundestag oder so etwas Ähnliches wiederum bekommen ...

In der Rede Sepps, einem der Extrem-Klerikalen des Hauses, sprach sich zum ersten Male jene merkwürdige Annäherung an die Linke aus, deren schon Erwähnung geschah. In ihr kommt der alteingewurzelte Gegensatz des bayrischen



Partikularismus zu Preußen oft drastisch zum Ausdruck. „Wir bedanken uns für den preußischen Stock“, ruft er einmal aus, und malt Preußen als abschreckendes Beispiel der Ländergier an die Wand, in einer oft geradezu komischen Weise diese Preußenfurcht äußernd. Österreich soll dieser gefährlichen Macht in Bundesstaat die Wage halten; oder es sollen beide austreten, damit die kleinen Staaten dann in Ruhe, von dem bösen Nachbar ungestört, ein einiges Deutschland bilden können! Schwer zu glauben, daß so etwas ernst vorgebracht, und noch schwerer, daß es ernst genommen werden könnte. Trotzdem bekennt er sich andererseits wieder zu den Deymschen Utopien, indem er abschließend die Aufnahme Gesamtösterreichs in den Bundesstaat fordert, als dem besten Mittel, „um mit der schnellen und friedlichen Ausbreitung der deutschen Sprache unser Herrschergebiet in Mitteleuropa festzustellen . . .“ Von Würth, vor einigen Wochen noch Staatssekretär Schmerlings, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Preußen ihre gegen Österreich erhobenen Vorwürfe wegen seiner zweideutigen Politik in Reichssachen gut verzinst zurückzugeben. Er benutzt die Kenntnisse aus seiner Ministerzeit, die Hintergedanken der preußischen Diplomatie bloßzulegen, Bemühungen, über die die Linke mit donnerndem Applaus quittiert. In der Sache selbst hat sich der Mann, der noch im Oktober gegen die §§ 2 und 3 gedonnert, auch der Linken beträchtlich genähert. Er schlägt jetzt, das ministerielle Gesuch im Sinne der Linken amendierend, vor, „das Reichsministerium zu ermächtigen mit der österreichischen Regierung zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche der Durchführung der deutschen Reichsverfassung entgegenstehen könnten, und zur Anbahnung einer Union der außerdeutschen Provinzen Österreichs mit ganz Deutschland in Verhandlung zu treten.“ Diese Entscheidung ist allerdings mit der ministeriellen Erklärung vom 13. Dezember, die Wurm höhnisch präsentiert, nur schwer zusammenzureimen, und läßt seinen Standpunkt wie seine ganzen Darlegungen in etwas zweifelhafter Beleuchtung erscheinen; es heißt da nämlich: „. . . daß nach der Natur der Verbindung Österreichs mit außerdeutschen Ländern und nach den vorliegenden Erklärungen der österreichischen Regierung der Eintritt der deutsch-österreichischen Provinzen in den deutschen Bundesstaat auf dem Grund der von der deutschen Nationalversammlung

angenommenen Verfassungsbestimmungen nicht erwartet werden kann." Würth hielt es nicht für nötig, diese Differenz aufzuklären ... Auch Moritz Mohl, der bedeutendste Nationalökonom der Versammlung, der besonders in Zollfragen glänzte, erweist sich als Anhänger des Deymschen 70 Millionen-Reiches. Er ist nicht einen Moment im Zweifel, daß hinter dieser vom Ministerium geforderten Ermächtigung in Wahrheit die Oberhauptsfrage stehe, daß das Parlament zu der Entscheidung gebracht werden soll, die das Ministerium wünscht, damit es dann die letzten Schritte für die Sicherung der preußischen Spitze tun kann. Deshalb muß Österreich, das im Wege steht, fort. Er aber argumentiert anders. Ihm ist auch klar, daß Österreich sich nicht unterordnen kann, noch wird. Deshalb muß man, wenn man es im Bundesstaat haben will, ihm die Regierung desselben übertragen. Alles andere sei eine Absurdität. So zählt er die ungeheuren merkantilen und politischen Vorteile auf, die aus dem Einschluß des ganzen Großstaates erwachsen. Einstweilen tritt er für den Kommissionsbeschluß ein. Am letzten Tage schickte die Linke in Vogt und Giskra, der im Namen der Kommission das Schlußwort sprach, noch einmal ihre besten Renner ins Feld. Aber auch Gagern sprang im entscheidenden Augenblick wieder auf die Bresche. Er tat, was in seinen Kräften stand, das Haus zu seinen Plänen zu bekehren. — In außerordentlich witziger Weise deckt Vogt den Untergrund, aus dem das Ministerialprogramm erwachsen, auf, und erblickt bereits „das antediluvianische Ungetüm", das in seinem Gefolge im Anzuge ist: den erblichen Kaiser. Wenn die Ministeriellen behauptet hatten, eine Einheit der deutschen Stämmen sei nicht zu erzielen, weil sie sich nicht zur Aufgabe ihrer Spezialinteressen entschließen könnten, so berichtigt er diese unsinnige Insinuation: „Die Einheitsfrage ist deshalb schwer zu lösen, weil die Dynastien dagegen sind, nicht die Stämme, und sie ist deshalb schwer zu lösen, weil die Dynastien wohl wissen, welche Opfer sie nicht bringen wollen." Die Folgerungen, die er darauszieht, fallen natürlich seinem republikanischen Standpunkt entsprechend aus, obwohl er sich ebenso natürlich bewußt ist, daß von einer Durchführung dieser Ideen wenigstens momentan keine Rede mehr sein kann. Aber auch in bezug auf die Aussichten der Gagernschen Pläne ist er der alte Skeptiker: „Denn

daß die Verhandlungen, welche das Ministerium anbahnen will, zu irgendeinem Ziele führen werden, zu dieser Überzeugung gehört etwas mehr als mein Glaube." Den neuen Annäherungsversuchen des Wiener Kabinetts bringt er das verdiente Mißtrauen entgegen, da er nur zu deutlich den egoistischen Hintergedanken erkennt, Deutschland solle Österreich seine auswärtigen Besitzungen garantieren. Eine mehr als moralische Verpflichtung dazu muß allerdings auch er, unbeschadet aller Sympathien für die ungarische und italienische Freiheitsbewegung, anerkennen. Denn seine Worte: „Sie haben hoffentlich den Ehrgeiz in sich, daß, wenn Sie geeinigt und gekräftigt sind, kein Kanonenschuß auf der Welt erschallen darf, ohne daß Deutschland darin sein Einsehen hat" lassen in diesem Zusammenhang keine andere Deutung zu. Dies nimmt er aber dann gerade wieder zum Anlaß, gegen die Ausschließung Österreichs zu donnern, weil es nur so möglich sei, auf die außerdeutschen Provinzen wenigstens auch positiven Einfluß zu nehmen. In diesem Ausschluß sieht er nur die Spaltung in ein größeres Preußen und ein größeres Österreich, und meint, „die Feinde Ihrer kleinen Einheit sind ebenso mächtig und ebenso stark als die Feinde einer größern Einheit." Die Tatsachen sollten beweisen, wie sehr er hierin Recht hatte. Er geht natürlich auch auf die innern Verhältnisse Österreichs ein und kommt auch hier zu andern Resultaten, als den offiziell von der Ministerbank verkündeten. Er wirft die Frage auf, wer denn eigentlich den österreichischen Gesamtstaat, der in den Wiener Manifesten verkündigt sei, wolle, und gibt, die einzelnen den Staat bildenden Faktoren der Reihe nach überblickend, sich selbst die Antwort: Nur die Beamten und die Dynastie. In kurzen Worten rekapituliert er noch einmal die Entwicklung, die Österreich im Verlaufe der letzten Monate genommen: Wie erst die Slaven, ihre nationalen Rechte durch die deutsche Einheit bedroht wähnend, sich gegen die Deutschen gekehrt und sich die Regierung auf sie gestützt habe; wie aber nach Niederwerfung der deutschen Bewegung die Sonderinteressen der Slaven, für eine Weile beiseite gestellt, zu schönster Blüte sich entfalteten; so daß z. B. die [illegible]slaven unter ausdrücklicher Erklärung, sie dächten nicht [illegible]e Gesamtmonarchie, die Errichtung selbständiger König[illegible] von Ungarn und Slavonien forderten, die mit den

andern österreichischen Provinzen nur durch Personalunion verbunden sein sollten; daß ebenso die Tschechen, vor kurzem noch treuste Gefolgsmannen jeder Regierung, die gegen die Deutschen vorging, jetzt in dem vielberufenen Kremsierer Reichstag die äußerste Opposition bildeten. Was konnte da auch noch an Volk übrig bleiben, das nach der Behauptung des Reichsministeriums hinter dem Kremsierer Programme stand? Das deutsche gewiß nicht: „Solange das Volk in Österreich für Deutschland sprach und für Deutschland handelte, da haben Sie seine Stimme nicht hören wollen, und nun, wo es nicht sprechen kann, da wollen Sie einige Gespensterstimmen für die Stimme des Volkes in Österreich ausgeben?" Liefen doch noch, und dies dauerte bis zum letzten Moment, bis alles vorbei war, täglich Adressen ein für Reichsverfassung und Volkseinheit! Vogt wendet sich zum praktischen Teil des Ministerialprogramms. Gagern wollte Österreich als ausscheidend betrachten. Die Wiener Regierung verwahrte sich hiergegen, erklärte sich vielmehr zum Eintritt nach Beendigung des Verfassungswerks bereit. Bei so verschiedenen Standpunkten sei aber ein Verhandeln nicht nur überflüssig, sondern überhaupt unmöglich. So findet Vogt, daß das Ministerialprogramm sich in vagen Ausdrücken bewege, weder Mittel noch Zweck habe. Was er dann über die formelle Gewalt der Reichsregierung sagt, die ja alle Rechte des alten Bundestags überkommen habe — wozu auch das, Grundgesetze und Verfassungsänderungen zu erlassen, gehörte, — ist eine blutige Ironie auf die faktischen Machtverhältnisse: eine Ironie, die förmlich grotesk wird, wenn er das Ministerium auffordert, sich Österreich gegenüber auf diesen Standpunkt zu stellen, vielleicht werde es so noch etwas erreichen. Denn vom Ministerium wurde neuestens die Parole ausgegeben, daß es nunmehr an der Zeit sei, „praktisch" zu werden. Vogt freilich ist sich selbst nur zu sehr schmerzlich bewußt, daß die Zeit praktischen Handelns unwiederbringlich dahin sei. Es ist soviel der besten Zeit mit Theoretisieren verbracht worden, daß nun nichts mehr übrig bleibt, als fortzutheoretisieren: „Sie müssen an Ihrem Werk verzweifeln, wenn Sie praktisch werden wollen, denn die Gewalt, die Sie früher hatten, existiert jetzt nicht mehr, und die Gewalt, die Sie *benutzten*, ist jetzt gegen Sie." Das einzige, was noch zu tun,

ist, die Verfassung endlich unter Dach zu bringen, und dann zu sehen, welche Regierung sie aus freien Stücken annehme; irgendeine zu zwingen, habe man die Macht nicht mehr ... Alles übrige sei gleichgiltig. Darum: „Machen Sie sich theoretisch fertig."

Nach diesem Hauptredner der Linken ein Hauptredner der Rechten: von Vincke, der Ex-Löwe des vereinigten Landtags. Der Einschluß Gesamtösterreichs, wie es ein Teil der Austriacanti des Parlaments gefordert, mußte ihm natürlich als eine „monströse Mißgeburt" erscheinen. Aber auch gegen die Aufnahme der deutschen Teile Österreichs spricht er sich aus, weil die — pragmatische Sanktion dagegen sei, die ja noch zu Recht bestehe. Ein jüngeres Aktenstück scheint er gerade nicht bei der Hand gehabt zu haben. Also darum hatte man im März gerungen und Blut vergossen, um zuletzt vor längst vermoderten Pergamenten ehrfurchtsvoll zu erstarren! Aber das war der Standpunkt der meisten, die eben am „Rechtsboden" klebten, und nach der Erschütterung des März, die den alten „Rechtsboden" in tausend Stücke schmetterte, nichts mehr ersehnten als Ruhe, wie sie der frühere Zustand doch wenigstens in sich schloß ... Vincke findet die Alternative gestellt entweder Staatenbund mit oder Bundesstaat ohne Österreich. Den Bundesstaat wolle in Österreich weder Regierung noch Volk; er ist nämlich Politiker genug, die Kundgebungen einer geknebelten Presse für „Volksstimmung" auszugeben. Den Staatenbund dagegen wolle man in Deutschland nicht, und könne ihn nicht wollen. Auf diese Weise ist denn der gordische Knoten leicht zerhauen. Für Österreich bleiben dann die Bestimmungen der Bundesakte in Kraft: gegenseitige Besitzgarantieen; Verbot von Bündnissen zum Nachteile der andern u. s. w. Alles, was schon da gewesen. Hierzu noch als neuen Punkt eine „kommerzielle Einigung", die er sich wohl nach dem Vorbilde des Zollvereins dachte, — das war alles, was Vincke dem „kindlichen Enthusiasmus" derer bot, die „den Traum der deutschen Einheit auch beim Erwachen fortzuträumen" idealistisch genug zu sein wagten. Und an ein Vordringen des slavischen Elements, das die Linke als Popanz an die Wand malte, kann er nicht glauben. Was er sich aber in seiner Rede zur Hauptaufgabe macht,

ist, Preußen gegen alle im Laufe der letzten Debatte erhobenen Anschuldigungen zu verteidigen. Und da ja Beschuldigung die beste Entschuldigung ist, so gibt er alle einfach an Österreich zurück, ein artiges Ballspiel, an dem sich die Deputierten in der Paulskirche oft genug ergötzten . . .

Jetzt war Schluß der Debatte beantragt worden. So hätten nur noch Rüder und Giskra namens des Ausschusses zu Worte kommen dürfen, und da hätte Rüder, der Beauftragte der ministeriellen Ausschußminorität, gegen den redegewaltigen Giskra schweren Stand gehabt. So entschloß sich Gagern noch einmal, das Wort zu ergreifen, um „das Treffen wiederherzustellen," wie Rüder später sagte. Noch einmal legt er seine Ideen dar, was er als die Bedingungen erachtet, „unter denen bei den gegebenen Verhältnissen die Einheit, der starke Bundesstaat hergestellt werden kann." „Wird er so nicht hergestellt," meint er, „nun denn, so sind wir für die Verwirklichung noch nicht reif." So fest war er, allen Erfahrungen zum Trotz, überzeugt, daß nur auf seinem Wege das große Ziel zu erreichen sei. Ein geringer Skeptizismus läßt sich allerdings in seiner Rede schon verspüren. Es scheint, daß, seit er Ministerpräsident war, er manches sah, was seine frühere unerschütterliche Zuversicht doch etwas wankend machte. Daß er sich aber des allein rechten Weges bewußt sei, darüber war er sich nie im Zweifel. Und was er über die Aufnahme Österreichs sagt, ist nicht mehr als eine façon de parler, die österreichischen Abgeordneten nicht ganz vor den Kopf zu stoßen. „Wenn der offene und entschiedene Wille Österreichs dargetan wird, mit seinen deutschen Provinzen in den Verfassungsstaat einzutreten, den wir mit den Eigenschaften des Bundesstaats zu bilden im Begriffe stehen, dann würde ich eben so offen die Hand dazu bieten, und ich würde es für die beste Tat meines Lebens betrachten, wenn ich auch nur ein Geringes dazu hätte beizutragen vermocht." Er hatte aber nie etwas dazu beigetragen, solange noch die Gelegenheit war. Und der Wille Österreichs im Januar 1849! Da doch nur die Regierung noch die Macht hatte, einen Willen auszusprechen, und jede ihr nicht genehme Regung unterdrückte! — An die Möglichkeit eines Gesamtstaates mit ganz Österreich glaubt er nicht, hält diesen Zustand auch nicht für wünschens- und erstrebenswert: „Die vorwaltende Idee unserer Zeit ist die

Entwickelung der Freiheit auf nationaler Grundlage." Den Eintritt der deutschen Provinzen in den Bund hält er nur dann für möglich, wenn zugleich ein inniges Unionsverhältnis mit den nichtdeutschen Teilen der Monarchie hergestellt werde. Das gehörte ja auch zu den Postulaten der Großdeutschen der Linken. Gagern fürchtet dagegen, daß die nichtdeutschen Provinzen hierauf nicht eingehen würden. Was konnte das dann aber für ein „inniges Unionsverhältnis" sein, von dem er und seine Leute so viel schöne Redensarten im Munde führten? Wenn es wirklich so „innig" sein sollte, mußten dann nicht die Slaven auch hieran Anstoß nehmen? Vogt hatte ganz recht, als er sagte, daß hinter diesem Programm, hinter dieser Beratung die Oberhauptsfrage stehe. Gagern selbst muß ihm das zugeben: Wenn Österreich mit seinem ganzen Komplex in den Bundesstaat einträte, „dann gewiß, dann wüßten wir, und ich räume gern das ein, wer die Geschicke dieses Reichs zu führen haben würde." Aber das paßte natürlich nicht in Gagerns Programm. Auch meint er, daß sogar bei einer Entscheidung in diesem Sinne die eigentlichen Schwierigkeiten der Frage nocht nicht beseitigt seien. — Eine gewisse Interessengemeinschaft Österreichs und Deutschlands ist ihm die Garantie für die losere Verbindung, die er anstrebt. Die Frage des Verhältnisses von Deutsch-Österreich zu den nichtdeutschen Teilen des Landes will er gar nicht zu lösen versuchen. Der von ihm als ideales Ziel angestrebte Inhalt der Union, wegen deren in Verhandlung zu treten er die Bewilligung des Parlamentes nachsucht, ist etwa: gemeinsame Handelspolitik, Zollgesetzgebung und Schiffahrtsakte. „Ist das nicht ein Verhältnis, wobei die volle Selbständigkeit des beteiligten Einzelstaates für das Wohl[1]) seiner politischen Richtung zum Voraus aufgegeben und ein Unterpfand geleistet ist für ein Zusammenhalten bei den politischen Eventualitäten?" In diesem optimistischen Glauben unterstützt ihn das Entgegenkommen, das er österreichischerseits in der Angelegenheit der Reichskonsulate gefunden. Und so gewinnt und predigt er wieder „Vertrauen" zur österreichischen Regierung . . .

Mit allen Mitteln seiner glänzenden Rhetorik verteidigt

---

[1]) Offenbar ein Fehler des stenographischen Protokolls. Es sollte gewiß stehen: *die Wahl.*

Giskra gegen ihn den Standpunkt der Ausschußmajorität. Wenn er auch selbst zugesteht, daß Neues vorzubringen kaum noch möglich sei, so bietet er doch in seiner Rede, wohl einer der bedeutensten Leistungen des redereichsten Parlaments, eine vollkommene Zusammenfassung aller Tatsachen und Gründe, die sich zugunsten des großdeutschen Programmes geltend machen lassen. Er weist zunächst darauf hin, daß das Kremsierer Programm sich über die zukünftige Gestaltung Österreichs noch keineswegs mit der apodiktischen Gewißheit ausgesprochen, wie die Gagernsche Entscheidung glauben macht. Er ist vielmehr der Überzeugung, daß die Föderativverfassung, die jetzt schon die meisten österreichischen Volksstämme zu Anhängern habe, sich mehr und mehr durchsetzen werde, so daß sich zuletzt auch die Wiener Regierung der Erkenntnis nicht werde entziehen können, daß diese Verfassung die den österreichischen Verhältnissen allein angemessene sei. „Mit dem Föderativprinzipe ist die Einfügung Deutsch-Österreichs in Deutschland vollkommen vereinbar.“ Auf die berühmte Redensart Gagerns vom „Kultur-nach-Osten-tragen“, die auch Jordan wieder lang und breit ausgeführt hatte, hat er nur die Entgegnung: „Wenn auch wirklich die Staatsformen nach solchen humanitären Doktrinen gebildet werden sollten, und Österreichs Weltaufgabe wäre, der Germanisierung nach Osten als Kanal zu dienen, dann begreife ich nicht, wie man Deutsch-Österreich vom andern Deutschland trennen will, wie man dann acht Millionen Deutschen in Österreich zumuten wolle, daß sie die doch eher ganz Deutschland zufallende Aufgabe übernehmen und das leisten sollen, was den ganzen 45 Millionen zukommt? Jedenfalls wäre doch der geistige Druck von 45 Millionen eng verbundenen Deutschen nach Osten größer als der, den 8 Millionen üben könnten, die, abgetrennt von den andern, inmitten anderer feindseliger Nationalitäten vielleicht um die nationale Existenz kämpfen müssen?“ Mit besonderer Schärfe aber wendet er sich gegen die, welche vor allem auf die preußische Spitze hinarbeiten: „Bei solchen Bemerkungen und Ansichten sind alle die ministeriellen Reden, daß man eifrig forsche, wie Österreich bei Deutschland bleiben könne, Redensarten, und die Formen, von denen man spricht, sind leere Formeln.“ Von dem vorgeschlagenen Unionsverhältnis verspricht er sich gar

nichts: die Geschichte lehrt ihn, was von derartigen „unauflöslichen Bündnissen“ zu halten sei, die, sowie mächtige Interessen dagegen auftreten, ein unseliges Ende finden. Daß Giskra in seinen politischen Lieblingsgedanken den Anschauungen des Grafen Deym sehr nahe steht, haben wir bereits gesehen. Auch heute entwirft er eine begeisterte Schilderung der Zukunft Deutschlands, wenn es gelänge, „ganz Österreich ins Deutsche Reich hineinzunehmen, . . . in all seiner großen Manigfaltigkeit und Herrlichkeit“. Doch weiß er, daß die momentane politische Konstellation dies unmöglich macht, „wenn auch die Zeit noch kommen wird, da es gefahrlos und allen Heil bringend geschehen kann.“ Um so mehr muß man darauf dringen, daß wenigstens die deutschen Teile des Landes dem Bundesstaate sofort sich anschließen. „Die andern Länder treten in einen Staatenbund zum ganzen Deutschland; d. h. mit anderen Worten, was die Ausschußmehrheit leitete: Festhalten am deutschen Bundesboden, und Union mit den außerdeutschen zugewandten Landen.“ Dies hält er für möglich und leicht erreichbar. Wie er sich die Formierung des neuen Österreichs des weiteren denkt, führt er gleichzeitig genauer aus. „Der Monarch ist dabei offenbar in ganz Österreich derselbe. Die Vertretung des Volkes erfolgt in zweifacher Weise, einmal in den Provinzialhäusern für die staatlichen Bedürfnisse und deren Pflege in diesen Provinzen, das andere Mal im Zentrum durch die Repräsentanten dieser Föderativelemente in einem Reichsrate. Diesem fällt nur das Heer- und Kriegswesen, die Finanzen und die äußern Angelegenheiten zu, die durch das Zentralministerium verwaltet werden . . . Jede Zusammensetzung der Vertretung in ein Volkshaus, nach der Kopfzahl, wäre in Österreich eine Unterjochung der kleineren Völkerstämme durch die größeren. Die deutschen Provinzen, verfassungs- und traktatenmäßig im Bundesstaate, verfolgen in ihrem innern Leben ihre Landeszwecke, wie jeder andere deutsche Staat, in Bundessachen unterstehen sie der Zentralgewalt, wie jeder andere Staat . . . Die anderen Länder (i. e. die nichtdeutschen) verfolgen im innern Staatsleben ihre Zwecke, und sind nur gegenüber den deutschen Provinzen durch den Inhalt der Unionsakte gebunden. Die Hauptpunkte einer solchen Unionsakte sind natürlich die gleiche Regentenfolge, die volle Terri-

torialgarantie im Schutz- und Trutzbündnisse, gleiche Heeresverfassung, die Zolleinigung, die Freizügigkeit u. s. f. mit der Tendenz einer endlichen vollen Vereinigung." Hier ist Giskra nicht ganz klar, und vermengt offenbar die Unionsakte, auf der sich der neue föderalistische Staat Österreich aufbauen soll, mit der, welche das, nach seiner Idee nicht endgiltige, lockerere Unionsverhältnis der nichtdeutschen Länder zum deutschen Bundesstaat festsetzen soll. Aber das ist nur eine Unklarheit des Ausdruckes, nicht des Gedankens. So ist denn der Schluß und des Problemes Lösung: „Deutsch-Österreich ist im deutschen Bundesstaate und mit den nichtdeutschen zugleich im Gesamtstaate Österreich!" Die Macht, das durchzuführen, wobei sie die Zustimmung aller Völker sicher sein können, habe die österreichische Regierung. Die Frage sei nur, ob sie den Willen habe, und hier ist wieder der Zusammenhang mit der Oberhauptsfrage von selbst gegeben. Giskra ist nun eigentlich, wie die ganze Linke, Republikaner. „Aber wenn ein Kaiser beliebt wird, oder notwendig ist, lasse ich mir ihn gefallen, dann aber muß es der österreichische sein." Dieser Lösung würde sich auch Preußen fügen müssen, und er fragt Gagern ironisch, warum man denn nicht mit Preußen darüber in Verhandlung träte? Am Schlusse seiner langen Rede spielt er den Gagern vom Oktober, der jeden Gedanken, den Besitz eines Teils des Reichs durch das Verfassungswerk in Frage zu stellen, als eine unwürdige Zumutung zurückgewiesen, gegen den Gagern vom Januar aus, der sich schon ohne besondere Skrupel mit dieser Zumutung abgefunden, und endet mit einer begeisterten Apostrophe. Doch was nützten alle begeisterten Reden . . .

Ohne das Resultat der Abstimmung abzuwarten, deren Ausfall nicht mit Sicherheit vorauszusagen war, reichten 60 österreichische Abgeordnete des Hauses, unter ihnen auch Hartmann, eine Erklärung ein, in der sie „gegen jeden Beschluß der deutschen Nationalversammlung, wodurch Deutsch-Österreich von dem deutschen Bundesstaate ausgeschlossen würde, feierlich protestieren"; sie bestreiten die Kompetenz der Versammlung zu einer derartigen Teilung Deutschlands, und erklären, daß sie ihren Platz in der Paulskirche unter keinen Umständen aufgäben, — ziemlich überflüssig, da es ja *nicht* einmal den Heißspornen der äußersten Rechten einge-

fallen war, eine derartige Forderung zu stellen . . . Das Gagernsche Programm aber ward mit einer Mehrheit von achtzehn Stimmen über dem Mittel genehmigt. Die Abstimmung rief eine große Erregung auf der Linken hervor, namentlich als Arndt, der typische Vertreter des ganzen Deutschlands, sein Votum zugunsten des vom Ministerium akzeptierten Minoritätserachtens abgab. „Das ganze Deutschland soll es sein," scholl ihm vieltönig entgegen, und nur mit Mühe konnte Präsident Simson die Ruhe wiederherstellen. So war denn die Richtung, in der die Nationalversammlung an der Einigung Deutschlands weiterarbeiten wollte, endgiltig festgelegt. Die österreichische Regierung nahm bald genug Stellung dazu, in einer Note vom 4. Februar, in der sie, ohne sich viel um Gagerns Verhandlungspläne zu kümmern, erklärte, daß sich Österreich einer von einem andern Fürsten „gehandhabten" Zentralgewalt nicht unterordnen werde, und sich auch energisch gegen den zu gründenden einheitlichen Bundesstaat aussprach. Die österreichischen Abgeordneten, unter ihnen selbst der sonst so regierungsfromme Sommaruga, protestierten gegen diese letztere Auffassung des Verfassungsproblems. Irgendeinen Einfluß auf die endliche Entwicklung hatte natürlich dieser Protest ebensowenig, wie alle anderen ähnlichen „Aktionen", zu denen sich die immer mehr an Boden verlierende Versammlung im Todeskampfe noch aufraffte.

In diesem Moment versuchten die Großdeutschen der Rechten noch einen Gegenschlag gegen die Gagernsche Partei. Sie begannen mit dem linken Zentrum wegen eines neuen Verfassungsprojektes zu verhandeln, über das man sich mit der österreichischen Regierung ins Einvernehmen setzen sollte. Es wurde eine Deputation — Heckscher, Sommaruga, von Hermann — nach Olmütz gesandt, doch der Welckersche Antrag und seine Folgen unterbrachen diese Betriebsamkeit, ehe sie noch zu einem Ergebnis geführt hatte.

Es wurde bereits betont, daß Hartmann in den Verhandlungen des Parlaments wenig hervortrat. Die seltenen Male, die er aus seiner Zurückhaltung herausging, zeigen aber, wie leidenschaftlichen Anteil er an den Debatten nahm. Besonders deutlich kam das, wie wir sahen, in den Verhandlungen über die deutsch-österreichische Frage zum Ausdruck. Und wenn

er sonst in diesem erregten Jahre nur selten zur Feder griff, der Zorn über das Fehlschlagen aller Hoffnungen, die ihn im Mai nach Frankfurt geführt, drückte sie ihm wieder in die Hand. Schon im Vormärz in seiner grünen Grenzbotenzeit, haben wir bei Hartmann satirische Anläufe entdecken können, witzig zwar, doch noch etwas schwerfällig und unreif. Jetzt hat die Zeit ihn gereift, und mit einem Male steht er gewappnet vor uns. Vermummt tritt er auf: in die Kutte des Kapuziners hat er sich gehüllt; und weithin schallt seine Predigt ... Schon einmal hatten wir ihn ja im Mönchskleide angetroffen, als er nach seinem ersten Aus- und Aufflug in Brüssel einen geruhigen Winter verbrachte. Aber hier finden wir nichts von dem beschaulichen Betrachter, der, wie Hartmann einmal von Landesmann sagte, hinter Klostermauern sitzt und unberührt von dem Gewühle der Welt dem Treiben der Erdenkinder von ferne zuschaut und seine mildversöhnlichen Anmerkungen macht. Weit eher gleicht er dem berühmten Augustiner, dessen Wirkungsstätte ihm ja so vertraut war, und gleich ihm steigt er, die Geißel des Spottes schwingend, in den Kampfplatz hinab.

Die Reimchronik das Pfaffen Maurizius ist die einzige satirische Dichtung größeren Zugs, die das „tolle" Jahr hervorgebracht, so reich es natürlicherweise an karikaturistischen Produkten war. Um es ganz zu begreifen und würdigen zu können, muß man versuchen, sich ein Bild von der Stimmung zu machen, die es gebar. Wir haben gesehen, daß sich nach dem für die demokratischen Parteien des Parlaments so unheilvollen Verlaufe der Semptemberunruhen eine dumpfe Niedergeschlagenheit aller Abgeordneten der Linken bemächtigte; wie unser Dichter dieser drückenden Schwüle zu entfliehen strebte und so der Gedanke, im freiheitringenden Wien für die bedrohte Sache mitzukämpfen, in ihm entstanden war. Die Wiener Ereignisse hatten die tiefe Gemütsdepression nicht vermindert, die auf ihm lastete, als er hinauszog. Schritt für Schritt und Stunde um Stunde sah er ein Stück seiner Illusionen nach dem andern schwinden, jener Illusionen, die ihm in den „Tagen des Märzen" sein Deutschland, von dem Dunkel der Reaktion befreit, als „beste der Welten" vorgegaukelt hatten. Doch auf die Dauer konnte er sich natürlich dieser trüben Stimmung nicht hin-

geben. Die Jugend mußte endlich wieder zu ihrem Rechte gelangen. „Es war Jugend, die alles beherrschte, und Jugend bewährt ihre Lebenskraft bis ins Sterben hinein. Dieser lebhafte Pulsschlag, dieser in den trübseligsten Situationen oft bis zur Jovialität getriebene Übermut gab der Zeit ein Gepräge, welches ihr Andenken mit einem nicht ganz zutreffenden Ausdruck unbefangener Heiterkeit fixiert hat. ... Bis zum letzten hoffnungslosen Seufzer gab es ein allmähliches Ausschwingen, während dessen der kaum erwachte neue Lebensmut nur gegen seine eigene Natur zur Verleugnung der ihm angebornen Heiterkeit gedrängt werden konnte ... Bei näherem Anblick herrscht schon im ganzen humorvollen Treiben frühzeitig der ironische Zug vor, der bald zur Selbstironie wird, zu jenem charakteristischen Zug deutschen Politisierens, das in seiner Not zu dieser letzten, schlechtesten Waffe des Hilflosen zu greifen sich von lange gewöhnt hatte ... Aus jener Mischung von dreistem Lebensmut, von unüberwindlicher Jugend des Daseins und der Empfindung, und von Humor, der vom Zweifel bis zur Verzweiflung zurückgetrieben, schließlich zum eigentlichen Galgenhumor ausartet, aus diesem Zusammenfluß des hellen Stromes mit dem trüben ist auch unsere Dichtung emporgestiegen" ... Soweit Ludwig Bamberger in seiner Vorrede zur Reimchronik, der, selbst ein Veteran dieser versunkenen Zeit, in einer Gesamtausgabe der Werke Hartmanns dem verstorbenen Freunde ein Denkmal gesetzt ...

Die Reimchronik wurde erst im Jahre 1849 geschrieben, und zwar der erste Gesang bereits im Beginn des Monats Januar. Die Wunden, die ihm sein Wiener Aufenthalt geschlagen, bluteten noch frisch und noch hatte die Erinnerung die grauenvollen Bilder, die vor seiner Seele standen, nicht gemildert. Den Wiener Märtyrern widmet Hartmann darum sein Caput primum. Österreichische Zustände und die Parteiungen, die die Frage der Zugehörigkeit Österreichs zum „engeren" Deutschland in der Paulskirche hervorgerufen, sind es vor allem, die ihn beschäftigen. Hier bekämpft er Gagern, den Führer der antiösterreichisch gesinnten „Kleindeutschen bis auf Messer." In äußerst prägnanten aphoristischen Aufzeichnungen seiner zweiten Pariser Zeit findet sich über Gagern die beißende Bemerkung: „H. (Herwegh?) sagte von Heinrich

Gagern, er scheine vielen darum groß, weil er so großen Schatten werfe," ein Wort, das selbstverständlich auch schon dem Frankfurter Jahr angehört. Eine volle Schale seines laugenscharfen Hohnes schüttet er dem „Edlen" übers Haupt für das, was ihm, dem Deutsch-Österreicher, als der schimpflichste Verrat an der Sache des Vaterlandes, als eine Kapitulation vor jenen Mächten erscheinen muß, die man im März überwunden glaubte ... „Verkauft er neun Millionen Deutsche der slavischen Peitsche" — mit diesem Aufschrei schließt er seine Apostrophe an Gagern. „O Heinrich, Heinrich, du bist gerichtet", ruft er mit dem zürnenden Pathos eines Propheten des alten Bundes ... Doch gleich unterbricht er sich und legt seinem durchgehenden Pegasus die Candarre an: „Was soll der Lärm, o Reimchronist? Erzähle sacht, was weiter ist." Auch unter Gagerns Anhang, seinen „Hintersassen", wird fürchterliche Musterung gehalten. Besonders der „kriegerische Mönch" von Radowitz, der Freund und spätere Minister Friedrich Wilhelms IV., erhält hier sein Teil:

Von ihm auch sagen die Soldaten:
Er ist ein großer Diplomat —
Und sagen drauf die Diplomaten:
Er ist ein trefflicher Soldat.
Er hat erfunden auch den Satz
Den unerschöpften Weisheitsschatz.
Daß das Entscheidende im Krieg
Der Sieg! —

So findet er für jeden das Wort, das seine schwache Seite am stärksten trifft. Besonders die Professoren entgehen seiner Pritsche nicht. Ihre Weisheit, die alles nach fixen Maßstäben regeln will, hat bei ihm so manches auf dem Kerbholz:

Wollt ihr die allerbesten Staaten
In wenig Monden ruinieren
So lasset sie durch Advokaten
Und Professoren nur regieren.



Hartmann als [illegible]

[illegible] von Franz [illegible]

[illegible] Krumbholtz.

[illegible] weil er so [illegible] das selbstverständlich auch [illegible] Eine volle Schale [illegible] dem „Edlen“ [illegible] Deutsch-Österreicher [illegible] des Vater[illegible] Nächten [illegible] glaubte . . . [illegible] slavischen [illegible] letzte Apostroph[illegible] bist gerichtet“, [illegible] seines Propheten des [illegible] er sich und legt [illegible] an: „Was [illegible] was weiter ist.“ [illegible] „Intereffanten“, wird [illegible] der Friderische [illegible] spätere Minister [illegible]

[illegible]

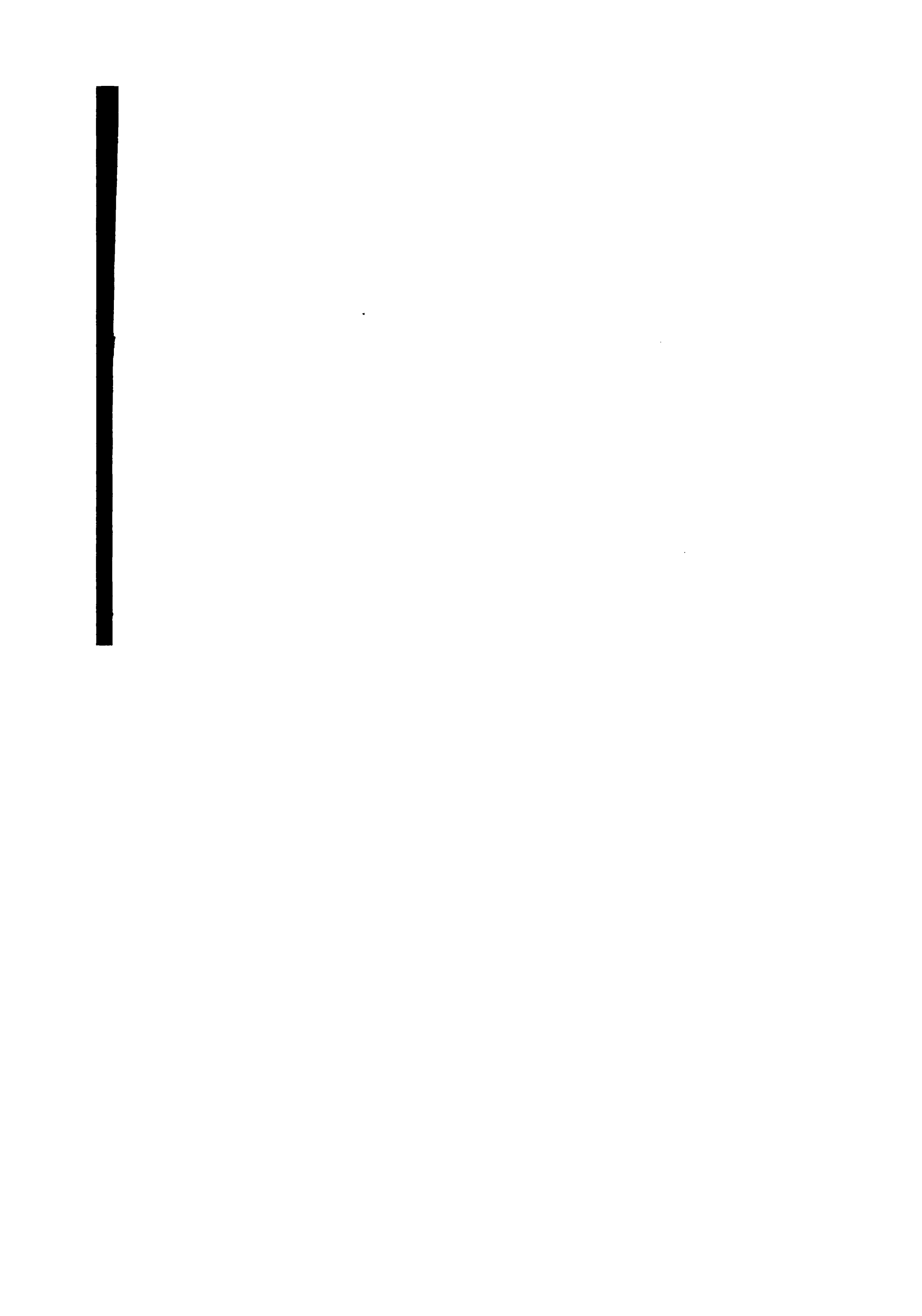
[illegible] das seine schwache [illegible] Professoren entgeben [illegible] alles nach ihren Maßstä[illegible] auf dem Kerbh[illegible]

[illegible]

Zu S. 368.



Hartmann als Pfaff Maurizius.
Ölbild von Franz Heilbuth ca. 1858.



Und beide waren im Parlamente allerdings überreichlich vertreten. Hauptsächlich auf Dahlmann, den Emperor-maker der Paulskirche, der auf alle Verfassungsentwürfe den wesentlichsten Einfluß genommen, zielt sein Spott ab:

Professor ist Dahlmann, ist ein Adept
Er hat gefunden ein alt Rezept
Mit dem man Kaiser machen kann.
Nun hat sich schon der arme Mann
Geplagt wie Fausti Famulus
Zu fertigen den Homunkulus,
Und ist ihm aus vielen Fixen und Faxen,
„Aus langen Studien eine Arbeit erwachsen",
Die Arbeit aber will nicht frommen,
Der Kaiser nicht aus dem Tiegel kommen.
Der gute Mann wollt' schier verzweifeln;
Er glaubte schon an Spuk von Teufeln:
Doch war die Hülfe nah bereits —
Sie kam mit Beseler und Waitz.

So werden wir gleich in das in der Paulskirche herrschende Leben und Treiben eingeführt und mit den Hauptakteuren vertraut gemacht. Nun entwickelt sich das Weitere schier von selbst. Es wird uns in einer grotesken, die Hexenszenen aus Macbeth travestierenden Episode das Entstehen der Kaiserpläne in der Gagernschen Partei aufgezeigt. Er schildert die Spaltung, die Zerrissenheit und die hieraus resultierende Ohnmacht der Volksvertretung, Übel, gegen die kein Arzt Abhülfe schafft:

O Gott, das Parlament ist krank! . . .
Der Reimchronist, . . . bedenkt er, was es wirklich ist
Und was es sein und werden könnt',
Will ihm das Herz im Leibe brechen.

In seiner unklaren, heterogenen Zusammensetzung scheint es ihm ein Symbol des deutschen Kopfes zu sein, der auch noch nicht genau weiß, was er will. Und immer und immer wieder kommt er auf die angestrebte Abtrennung der deut-

schen Provinzen Österreichs zurück, die ihn mit bitterem Groll und Hohn erfüllt. Er glaubt, die Ursache alles Elends, des Mißlingens aller Pläne, des Scheiterns aller Hoffnungen deutlich vor Augen zu haben:

Das ist der Zeiten schwere Not,
Der Widerspruch, so schwer zu heben
Daß wohl die Monarchie schon tot
Und daß noch die Monarchen leben,

ein Spruch, mit dem er sich auch in dem von Heinrich Simon herausgegebenen Parlamentsalbum verewigte. ... Dies scheint ihm auch die Ursache des Untergangs von Wien zu sein. Als warnendes Spiegelbild will er das Schicksal der unglücklichen Stadt denen vor Augen halten, die, wie er meint, noch die Zukunft Deutschlands in ihrer Hand haben, damit sie ein caveant consules sprechen, so lange es noch Zeit ist. ... Und dies ist es, was dem ersten Teil des Hartmann'schen Gedichts eine gewisse historische Pose verleiht. Der Dichter fühlt hier, daß er an einer Wegscheide der Geschicke Deutschlands steht, daß es, welchen Weg man auch einschlagen mag, keine Umkehr mehr gibt. ... Er nimmt Gelegenheit, die Stellung des Reichs, des in Frankfurt vertretenen, zum Wiener Aufstand zu besprechen, wobei für die famose Reichskommission, die Entwicklung und Verlauf der Wiener Ereignisse in Olmütz beobachtete, ein paar kräftige Hiebe, wohlverdient, abfallen. Besonders aber tritt hier, und ganz naturgemäß, die persönlich-gemütliche Seite seines Wesens hervor. War er doch mit allen Fiebern seines Herzens mit der Wiener Erhebung und ihren Hauptakteuren verknüpft. So setzt an dieser Stelle eine ergreifende Totenklage ein, ergreifender noch durch den Kontrast der Stimmung der vorhergehenden Verse. Der Zorn hat hier der stillen Wehmut Platz gemacht, die an Freundesleichen trauert. Und wie viele der Märtyrer ihres Ideals standen ihm nahe:

Jellinek und Blum und Becher,
Ich habe sie gekannt, die drei,
Ich darf mit Stolz sie Freunde nennen —

Mein Aug' ist naß — die Wunden brennen,
Denk ich an sie ...

Diese drei Gräber sind es vor allen, die er mit den Immortellen seiner Verse bekränzt, und er hat sich hier zu Tönen aufgeschwungen, deren tiefe Schönheit und Weihe ihm auch später nur in den höchsten Momenten dichterischen Schaffens zu erreichen vergönnt sein sollte. Besonders sein Lied auf Robert Blum war damals in aller Munde und wurde nur von dem Freiligraths, dem es allerdings nicht gleichkommt, an Popularität übertroffen. Dieses hat entschieden einen weit künstlicheren Strophenbau, wie ja überhaupt eine bedeutende Virtuosität der Form zu Freiligraths dichterischer Eigenart gehört. Das Hartmannsche ist trotz dem dreifachen Schlußreim weit einfacher und von großem poetischen Schwung, der nur manchmal durch die zu stark hervortretende satirische Tendenz etwas beeinträchtigt wird. Hiervon hat er sich in den Nänien auf Jellinek und Becher ganz frei gehalten, die darum auch rein menschlich tiefer sind. Er gedenkt der vergangenen Zeiten, die er mit den Freunden verbracht:

Als wir zusammen in der Nacht
Gesessen und bei dunklen Kerzen
Der Eine in des Andern Herzen
Die Freiheitsflammen angefacht

und Wehmut ergreift ihn. Eine meisterhafte, lebensvolle Charakteristik Jellineks, seines Wesens wie seines Geistes folgt.[1]) So löste er das Versprechen ein; daß er dem Bruder des Toten gegeben, der ihn gebeten, sich seines Freundes anzunehmen, dessen Andenken besonders einige Wiener Korrespondenten besudelten. Und Becher! Es tauchen in seiner Erinnerung die längst verklungenen Tage wieder auf:

Wo mit Sonaten und Quartetten
Die Stunden hold vorüberglitten ...

[1]) Bemerkenswert ist, daß diese sich auf Jellinek beziehenden Verse noch in neuester Zeit in einem Arbeiterliederbuch zu finden waren; sonst unverändert, aber unter der Überschrift: „Ferd. Lassalle. (1863)."

Er war ein guter Kamerade
Im Kellerloch, bei Wein und Bier,
In Saus und Braus und am Klavier
Und endlich auf der Barrikade.

So wie er ihn im Momente des Scheidens sah, als er die letzten Schüsse auf die eindringenden Rotmäntel abgab, so hat er sein Bild festgehalten in lapidaren Versen:

Die blond' und grauen Locken wehten
Wie Fahnen um sein alt Gesicht
Und also glich er dem Propheten,
Der noch auf Trümmern Zukunft spricht! . . .

Doch all diese Not und Trübsal kann ihm den Mut nicht rauben, der ihn zuversichtlich in die Zukunft blicken läßt:

Bald wird der Freiheit Aufgebot
Erwecken andre tapfre Männer . . .
Die Köpfe schlägt man wohl vom Rumpf,
Doch die Idee, ein ander Ding,
Sie spielt euch doch den letzten Trumpf!

Das gibt ihm auch wieder die Kraft, sich über die Kleinlichkeiten des Tages zu erheben und die Peitsche seiner Satire unverdrossen gegen alles zu schwingen, woran sein offener Sinn Anstoß nimmt: gegen „Kleindeutschlands Großsultane" und ihren Hauptmann Gagern, die „Deutschland gerne teilen lassen." Schon sieht er eine neue Sündflut gegen sie heranziehen, die sie vertilgen wird.

Doch, noch einmal wendet er sich über die Grenze: Der ungarische Aufstand, immer weiter um sich greifend, läßt noch auf einen bessern, wenigstens ruhmvollen Ausgang hoffen, wo sonst überall große Kraft in Kleinigkeiten und schwächlichen Ansätzen verzettelt ist. So findet er auch hier noch begeisterungsvolle Töne und wie ein Seher tritt er den Windischgrätz-Jellacic und ihren Schergen entgegen, Kossuth und der Seinen Mut zu den Sternen erhebend. Wie nichtig sind hiegegen die Dinge in deutschen Landen geworden, wo

alles in Persönlichkeiten aufgeht und den Ausblick auf die große, gemeinsame Sache verloren hat. Schlimmer aber noch siehts in Frankreich aus, dem Lande, das ein Jahr früher die Fackel in Brand setzte, deren lodernder Purpurschein ganz Europa aus seiner Erstarrung weckte. Doch auch in dieser Lage findet der leichtbewegliche französische Witz noch ein Scherzwort, das unser biederer Chronist getreulich wiedergibt.

Wollt Ihr den Ruin:
Wählt Lamartine —
Wollt ihr das reiche Bürgerpack:
Wählt Cavaignac. —
Wollt Ihr Euch leeren lassen die Tasche,
Wählt Raspail mit der Kampherflasche.
Wollt Ihr die Armen lassen leben:
Mußt Ihr Ledru die Stimmen geben. —
Doch wollt Ihr eine bloße Standarte,
Wählt Louis Napoleon Bonaparte.

Dann fährt er fort:

Sie haben die bloße Standarte gewählt —
O Volk, wie tief bist du gesunken!
„Du hast gesprochen“ — doch wie Proudhon erzählt:
Du warst, als du sprachest, betrunken.

So ist auf den kurzen Freiheitsrausch der allgemeine Katzenjammer gefolgt ... Hat er hier

Die Rechte .... mit dem Vincke,
Schwerin und mit den neuen Sieben
Urprofessoren dir beschrieben

so setzt er sich vor, im zweiten Kapitel seiner Chronik an die Linke, seine eigene Partei, denselben Maßstab anzulegen.

Zunächst freilich schwingt er sich in die Regionen der „höheren“ Politik. Dieses Kapitel muß nur kurze Zeit nach dem ersten entstanden sein, Ende Januar bis Anfang Februar, wie die ausführliche Zitierung von Uhlands berühmter Rede

zur Kaiserfrage vom 22. deutlich genug beweist. Bambergers Ansicht, daß er noch auf Ereignisse des März (die Auflösung des Reichstags von Kremsier) anspiele, ist entschieden unrichtig, da an der betreffenden Stelle ganz offensichtlich die erwähnte österreichische Note vom vierten Februar gemeint ist.

Als vielbeschäftigter Mann hält unser Chronist sich seine Berichterstatter, und wer kann ihn über Frankfurter Verhältnisse besser orientieren als ein Kater, da der Kater ja jetzt dort die vorherrschende Grundstimmung ist? Das ist denn auch das erste seiner „symbolischen Tiere". Und das ist gar noch ein ganz besonderer Kater, der bei der so viel gehänselten „Urprofessoren"-Clique, „Dahlmann und seinen gelehrten Konsorten" eine Vertrauensstellung einnimmt. So kann er mancherlei aus der Schule plaudern. Er charakterisiert dann auch unübertrefflich die berühmte Note:

Die Camphausen, der Taubenbote
Als Zeichen, daß sich die Fluten verlaufen,
Und daß die Könige nicht mehr ersaufen,
Daher trägt im diplomatischen Schnabel

und die Bestürzung, die sie bei allen Freunden Gagerns verursacht: Es war das die Zirkularnote, die die preußische Regierung am 23. Januar an die deutschen Höfe richtete, in der sie sich gegen die Aufrichtung eines neuen Kaisertums aussprach, in der Verfassungsfrage die „Vereinbarung" mit den Einzelregierungen als unumgänglich notwendig hinstellte, dagegen über die Stellung Österreichs noch recht unklar blieb (nachdem die Versammlung schon entschieden hatte) und auch die Position Preußens im Bunde nur verschwommen ausdrückte.

Die Note lautet so: Wir wollten,
Wir möchten, dürften, könnten, sollten —
Nicht dick, nicht dünn — nicht warm, nicht kalt —
Doch allerdings — Zentralgewalt —
Nicht warm, nicht kalt — nicht dünn, nicht dick —
Macht — auswärtige Politik.
Das Parlament — nun ja! — versteht sich —
Doch gebührt die Souveränität sich —

Und insbesondere — gewisser Maßen —
In Gnaden — Alles gehen lassen.
Und Österreich? — ja ganz gewiß! —
Das Parlament — und dann ein Riß! —
Und ohne Vollmacht — Vereinbarung
Und Einzelstaatsinteressenwahrung.
Nichts da von Kaiser! — aber dann?
Geschehn wird, was geschehen kann.
Die Freiheit — ja! allein aber — nein! —
So soll es sein, so soll es sein!
Die Vierunddreißig werden höflichst geladen —
Gez. Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden.

Aus der Heiterkeit der Linken, als Rößler wenig später seine Interpellation über die preußische Note einbrachte, kann man schließen, was Gagern, der sich ja ganz im Stiche gelassen vorkommen mußte, für ein Gesicht dazu machte. Unser Maurizius sagt:

Als der Edle das Ölblatt empfangen,
Ließ er das edle Haupt sehr edel hangen,
Dann hob er's wieder in edlem Zorn,
Entrüstung hinten, Entrüstung vorn.
Es zuckten die edlen gewaltigen Brauen
Daß es dem Schneer fing an zu grauen.
Und Beckerath begann ängstlich umher zu schauen.
Der Schrecken flog im Parlament 'rum,
Und bebend erbleichte das Zentrum.
Leise lächelte nur der leise Radowitz,
Fett aber lächelte Vincke,
Frech machte Vogt einen lauten Witz
Und homerisch lachte die Linke ...

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Und daß ihnen dieser reichlich zuteil ward, dafür sorgte die ganze Linke und unser Reimchronist insbesondere. Gagern hält einen großen Monolog frei nach Faust:

O, sähst du, arge Politik,
Zum letzten Mal mein Mißgeschick!

Der kaiserliche Homunkulus, den sie, wie uns ein früheres Bild zeigte, auf der Bornheimer Heide zusammengebraut und -gebrütet, ist ihnen nicht zum Heile gediehen

> Besonders, wenn er hie und da
> Ihn zärtlich ruft: Papa, Papa!
> Das klingt, als käm' es von einem Kinde
> Einer verborgenen Jugendsünde.

Hier ist speziell Dahlmann, der Hauptsprecher der „Professorenpartei“, aufs Korn genommen ... Mit diesen freundlichen Mitteilungen beendet unser Kater seine Audienz. Als Draufgabe beschert er uns noch das famose Kaiserlied, das einem Witzwort des witzreichen Vogt seine Entstehung verdankt und auf die trotz mehrtägiger heftiger Redeschlacht unfruchtbare Debatte anspielt, in der sich das Parlament über einen Regierungstermin für das zu wählende Reichsoberhaupt nicht einigen konnte. So schlägt es also, um allen Schwierigkeiten mit einem Schlage ein Ende zu machen, einen „Kaiser auf Kündigung“ vor. Und zu allem ist es dem Arndtschen Liede „Was ist des deutschen Vaterland?“ nachgebildet! ...

Der trüben Stimmung, in die diese Parlamentsmisere unsern Dichter versenkt, entzieht ihn die Ankunft seiner Brieftaube, die seinen Blick auf Gegenstände lenkt, die außerhalb des sterilen Schattens der Paulskirche geschehen:

> Hier habt Ihr, was ich aus Westen und Osten
> Aus Nord und Süd erfuhr durch Taubenposten.

Deren sind im ganzen fünf, die uns von den verschiedenen Kampfplätzen der Demokratie berichten. Die erste zeigt uns die demagogische Agitation der Ultramontanen in Bayern: „eine neue Theologie, eine rot angelaufne, will man verfassen.“ An ein berühmtes Vorbild, das Gedicht Heines „Unsere Marine“, lehnt sich die zweite an. Den unmittelbaren Anstoß dazu hat jedoch wohl die Rede Beselers über das Gagernsche Programm gegeben, die er unter beständig zunehmender Heiterkeit der Linken mit der kühnen Metapher schloß: „Meine Herren, es ist Sturm in der Luft! Feinde

sind ringsum! Das Schiff ist in Gefahr! Unser Schiff ist in Gefahr! Legen wir Reff in die Segel! Nageln wir die Flagge an den Mast! — Heinrich Gagern auf dem Hinterdeck, und wir werden den Sieg gewinnen!“ Jeder der verspotteten Gegner muß einem Schiff seinen Namen geben — der Bau einer Reichsflotte war ja damals bekanntlich eine der populärsten nationalen Forderungen — und die ausführliche Beschreibung der so benamsten Fahrzeuge gibt gute Gelegenheit zu manchem wohlgezielten Pritschenschlag.

Der ‚Gagern‘ heißt das erste Schiff.
Es fährt mit starker Blähung und Spannung —
Am Hintern das Bild vom kühnen Griff,
Doch vorne fehlt noch die Bemannung . . .

Der ‚Schmerling‘ ist ein künstliches Schiff,
Wie das der Nero der Mutter ließ schenken,
Um tückisch sie am ersten Riff
(Die Mutter Deutschland) zu ertränken.

Unter den erwähnten Pariser Aphorismen findet sich über Schmerling das Epigramm: „Beim Tode mancher Menschen hat man das Gefühl, als ob sie dem Leben und einer Strafe entwischt wären. Wann immer Schmerling sterben mag, es wird mir scheinen, als ob er dem Galgen entronnen wäre.“ Ein Wort, das natürlich auch dem Ideenkreise der Reimchronik sich einreiht. Auch Jordan wird wieder arg mitgenommen:

Der ‚Jordan‘ ist Marinerath,
(Man nennt ihn boshaft das Gegenteil auch)
Das Schiff nach ihm heißt: ‚Der Apostat,‘
Doch hat es einen Leck und ist feil auch.

Und so geht es fort, viele Verse hindurch. Man sieht, daß schon hier die Geißel des Spottes sich in die gedörnten Skorpionen des sich verraten wähnenden Mannes verwandelt,

dem es scheint, daß man mit seinen heiligsten Gütern schmählichen Schacher getrieben[1]):

Schon dieses Lied ist kein Narrenschiff,
Wie das vom Brant, dem alten Dichter,
Es ist ein verfluchtes Verbrecherschiff,
Am Ruder sitzt und wacht der Richter!

Das dritte Lied führt uns zuerst im zweiten Kaput wieder nach Österreich zurück und die Besprechung der neuen Vorgänge gereicht dem Dichter zu einer wahren Herzstärkung. Mit erneuter lyrischer Schwungkraft singt er von den Kämpfen der tapferen Magyaren gegen ihre Unterdrücker. Und denen, die sein Deutschtum verdächtigen wollen, weil er die Niederlage deutscher Heere feiert, ruft er flammenden Zornes zu:

Ich sag's: wer den Sieg der Knechte will,
Weil's Landleut' sind — das ist Kretinismus . . .
Den Patriotismus, ihr lieben Herrn,
Den lass' ich für Windischgrätz' Verehrer,
Den miss' ich gern . . . .

Mit den davongejagten Vormärz-Ministern und Regierungen, die in London ein Asyl gefunden, beschäftigt sich das vierte Gedicht, und manches bittere Wort bekommen sie zu hören. Doch geht auch mehr als ein Stich nach anderer Richtung:

Guizot ist vakant — doch glaubt er bestimmt,
Man wird nach Berlin ihn zitieren,
Wo Manteuffel bei ihm Lektionen nimmt
Im Kammerkorrumpieren . . .

---

[1]) Wie er selbst auch meint:

„So ist nun meine Taube, seht,
Ich glaube, sie hat Krallen . . .“

Das letzte jedoch versetzt uns wieder nach der Paulskirche:

Es hat mich dahin ein süßes Muß
Unwiderstehlich gezogen.

Dieses „süße Muß“ ist Uhlands herrliche Rede gegen das Erbkaisertum und den Ausschluß Österreichs aus den Bund. Ja, eigentlich ist die letzte Taubenpost in ihrem Hauptteile nichts weiter als eine Versifikation dieser berühmten Worte. Doch ach!:

Es ist verschollen, es ist verhallt
An Seelen dürr und trocken . . .
Wer diesen Professoren beut
Das Größte und das Süßte,
Er ist und bleibet — morgen wie heut —
Ein Prediger in der Wüste . . .

So ist die Taube nun aller ihrer Botschaften ledig. Der Sperling, der jetzt an der Reihe des Rapportierens ist, ist von ganz anderer Art:

Es ist ein Mann des Status quo!
Nur Ruhe, ruft er, um Gotteswillen.

Er schwärmt für die Versöhnung der heterogensten Parteien und Standpunkte und malt sich in stillen Stunden die Friedensidylle dieses goldenen Zeitalters aus:

Da wird als eine verschämte Braut
Die Linke der Rechten angetraut,
Und liebend zusammen zeugen sie
Die demokratische Monarchie!

Dagegen:

Der Fortschritt ist das Unglück der Erde.

Er zittert schon im Gedanken an die Möglichkeit einer neuen Bewegung. So ist er denn auch im ganzen für die österreichische Note eingenommen, die er beredten Schnabels schildert. Die Restituierung des Bundestags werde aller störenden Unruhe der Zeit ein Ende machen, und er — kann seinen Geschäften wieder ruhig weiter nachgehen. Das ist sein Ideal. Ein kleiner „Gesinnungsumschwung", nur ein geringer Abfall von den Prinzipien, und es ist erreicht, das große Ziel. Und zu sehen braucht das ja nicht jeder:

Dunkel war die Nacht in jenem Februar!

Und wozu muß man den jedes Ding mit seinem groben Namen nennen? .. Das wird unserm biederen Reimchronisten denn doch etwas zu viel und entrüstet wirft er dem Judas, der die Freiheit des Landes um die Silberschillinge einer behaglichen Existenz zu verkaufen bereit ist, das Fenster zu ... Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß auch der Sperling, wie so manche Figur der Chronik, einen Typus aus dem „tollen" Jahr darstellt ...

Das nun folgende „Traumbuch für Michel" ist das längste Kaput der Chronik. Hier hat Hartmann auch, was ja aus der Natur der gewählten Verkleidung der Satire leicht zu erklären ist, seiner ohnehin ziemlich üppigen Phantasie am meisten die Zügel schließen lassen. Haben uns die symbolischen Tiere bis in den Februar hinein begleitet, so führt uns das „Traumbuch" die Ereignisse des März vor, wie die Erwähnung des Welckerschen Antrags vom 12. März und seiner Ablehnung (21.) beweist. Nachdem Hartmann in einer Einleitung die Segnungen der Windischgrätzschen Militärwirtschaft kritisiert, beginnt er seine Träume zu erzählen, die ihm „im brausenden Kopfe schäumen". Und wahrlich, schwer scheint unser Chronist oft vom Alpdrücken geplagt zu sein ... Ein Charakteristikum der Traumform ist das Abbrechen am Schluß, oft mitten in der Strophe, immer aber, ehe das begonnene Bild fertig ausgeführt ist. So gleich das erste, das in einer vielleicht unbewußten Reminiszenz an Prutz' satirische Komödie „Die politische Wochenstube" die kreißende Germania vorführt: Das Kaisertum mit seinem Gefolge, dem Militarismus, giebt sich als ihren legitimen Sprößling aus:

Und sie glaubten ihm aus Furcht!

Doch:

Da umzogen viel Wolken den Himmel — Und —

Mit dieser versteckten Drohung bricht Strophe und Traum ab. Eine andere Nacht bringt eine Begegnung mit Dahlmann, Waitz und Beseler, der Professorentrias, die mit einem neuen Kaiserembryo schwanger gehen:

Mich faßte mitternächtlicher Graus,
Aufwacht' ich — die Glock' schlug zwölfe.

Daß Hartmann in seiner Chronik mit der Benutzung Heinescher Formen einen guten Griff tat, haben wir bei Gelegenheit der Schiffsfabel im zweiten Kaput bereits erwähnt. Im folgenden bietet er nun die Imitation eines der berühmtesten und kühnsten Stoffe der Heineschen Jugendperiode, des Kirchhofs, und man muß gestehen, daß sie glücklich und zweckentsprechend durchgeführt ist. Und noch ein Zweites ist Heine entlehnt: Die Figur des gespenstischen Begleiters entstammt Heines satirischer Winterreise. Der „vermummte Gast", der ihn „in der stillen Mondnacht zu Köllen" verfolgt, ist hier nach Frankfurt versetzt. Wie Heine die Verwirklichung seiner Ideen, den Effekt seines Werkes und seines Wortes in einer Figur personifiziert, die er geradezu genial anschaulich zu machen weiß, ohne sie ihren mystisch-geheimnisvollen Reiz einbüßen zu lassen, so ist bei Hartmann diese symbolische Spaltung des Ich eingetreten. Er selbst geht mit seinem Geist auf dem Leichenfeld spazieren. Bald gibt sich ihm sein rätselhafter Begleiter, das „Männlein mit greisem Haar" zu erkennen:

Ich bin das Stück von dir, das den Haß
Gepredigt aus allzugroßer Liebe
Das Stück von dir, das mit schmerzlichem Spaß
Die häßlichen Reime der Chronik geschrieben.

Auch der Zweck ihrer geheimnisvollen nächtlichen Wanderung bleibt uns nicht lange verborgen:

Man hat uns zweie, die wir doch
So gut die Gesellschaft der Paulskirch kannten
Ernannt, uns zu ehren im Tode noch,
Zu Reichsepitaphenfabrikanten.

Eine gespenstige Parlamentssitzung ist bald im Gange. Die Toten steigen aus ihren Gräbern und machen es sich auf diesen improvisierten Sitzen bequem. Jeder von ihnen muß „sein Sprüchel aufsagen", den Stoff zur eigenen Grabschrift zu liefern. Natürlich erhält Gagern den gebührenden Vortritt:

„Ich mit der Persönlichkeitsgewichtsbewußtseinaufgeblasenheit,
Ich bin ich, in ganzer Größe, wie Sie sehen jeder Zeit,
Ich bin ich, das ist gewiß, doch bin ich selber noch mit mir im Streit
Über das, was ich denn bin, denn ich selbst (Ungeheure Heiterkeit).

Und so fort, das Verschwommene, in seinen Plänen und seiner Diplomatie so unklare und doch mehr als selbstbewußte Wesen Gagerns auf das glücklichste persiflierend. So werden noch Mathy, Bassermann, Beckerath, Soiron, Raumer, Schmerling und Heckscher, Welcker und Vincke, Radowitz und andere vorgenommen, viele weniger bedeutende Glieder der Versammlung nebenbei gestreift und abgetan. Alle hervorragenden Führer müssen bei dieser nächtlichen Heerschau Revue passieren, keinem bleibt das Erscheinen auf der Lästerparade erspart. Besonders bissig wird Heckscher behandelt, der in der Verkleidung eines Schafs aus der Grube steigt:

Nie trug ich weiße Wäsche,
Mein staatspapiernes Gesicht
Gleicht einer Handelsdepesche,
Die Fallimente bespricht ...

Das Jagen nach Ministerposten und fetten Staatsanstellungen, das ja auch in Detmolds Piepmeyer eine Hauptrolle spielt, wird ihm besonders zur Last gelegt. Auch von Welcker, dem Ex-Großdeutschen heißt es:

Ich bin eine Wetterfahne, — jeder sehe
Wie schnell und wie geschickt ich mich drehe.

Nur über die Linke fällt wieder kein Wort, und in gewohnt parlamentarischer Weise meint Präsident Simson: „Sie fehlt mir ohne Entschuldigung," was Anlaß zu allerlei spottenden Auslegungen giebt. Zum zweiten Male läßt sich der Dichter die Gelegenheit entgehen, in den Reihen seiner eigenen Parteigenossen Musterung zu halten, wo es doch auch des Tadelns- und Spottenswerten genug gab. Doch verrät er selbst uns die Stimmung, die ihm ein solches Vorgehen unmöglich macht:

Verzeih', mein Leser, ich hab' nicht das Herz,
Sie heimzusuchen mit meinem Scherz,
Die Armen, die sich mühen und plagen,
Und täglich sehen zu ihrer Qual,
Ihr Ideal die Überzahl
Aufschieben, überstimmen, vertagen;
Verzeih', daß ich nicht über Schwache,
Die täglich eine Schlacht verlieren,
Und doch das Schwert der Zukunft führen,
Daß ich über sie nicht Witze mache.

Die Zeit des Galgenhumors, in der einem nichts heilig ist, war noch nicht für ihn gekommen, noch hofft er auf einen endlichen Sieg, wenn er auch nicht mehr weiß, woher er kommen soll. So macht er denn seiner Galle in bitteren Worten auf die Gegner Luft. Doch das Krähen eines „gallischen Hahns" läßt die Geister zerstieben. Helle Märzsonne strahlt in sein Fenster und weckt wehmütige Erinnerung:

O März, wo bist du mit deiner Wonne? . . .
O März mit deinen Iden,
Wie schnell bist du geschieden!
Wann wirst du wieder wohl erscheinen? —
Ich rieb mir die Augen und mußte weinen . . .

Das vierte Traumgesicht führt uns in den Augsburger Hof, das Klublokal eines Teils des Zentrums. Die zentralen Parteien hatten, da ja aus ihnen die Reichsregierung sich zusammensetzte, viele Mitglieder, die sich nicht so genau an die ehemals vertretenen Prinzipien hielten, sondern bei den Abstimmungen dem von der Ministerbank ausgegebenen Stichwort folgten. Hartmann, der stramme Demokrat, geißelt das natürlich als Grundsatzlosigkeit, Verrat, dem oft auch eigensüchtige Motive nicht fremd sind. Besonders Laube, sein alter Freund, sein ehemaliges literarisches Vorbild in mehr als einer Beziehung, hat jetzt den letzten Rest seiner Achtung und Liebe verloren, durch seine allerdings keineswegs tadelfreie Stellungnahme zum kleindeutschen Programm, durch die er ganz offensichtlich den Interessen seiner deutschböhmischen Wähler zuwiderhandelte. So schwingt der Jünger seine Geißel auch wider seinen alten Meister.

Bei Gott, er ist der Schlechtsten Einer!
Einst hat er oder jetzt gelogen . . .

Der Traum der fünften Nacht richtet sich gegen den hannoverschen König, der Windischgrätz und Jellacic, den „Bluthunden der Reaktion", wie der damals beliebte Terminus lautete, nach dem Vorgange des Zaren die Orden seines Hauses gesandt. Und noch einmal führt ihn schwerer Alpdruck in die altvertrauten Mauern Wiens. Beim Anblick der traurigen menschenleeren Straßen packt ihn wieder schmerzliche Erinnerung alter Vergangenheit. Und plötzlich hat er eine Vision. All das reaktionäre Treiben, dessen Übermächtigwerden so vielen seiner Blutsfreunde Leib und Leben gekostet, sieht er in einer Gestalt verkörpert vor sich, das starre despotische Prinzip, das gleich steinernen Götzen Menschenopfer heischt: Die eiserne Jungfrau des Mittelalters.

Sie hatte Pulver und Blei in der Hand
Und sprach mit Lächeln: „Das ist meine Gnade!"
Vom blutgen See, in dem sie stand:
„Der Maienthau, an dem ich bade."

Auch Blum war ja zu Pulver und Blei „begnadigt“ worden! Als sie die Hand nach dem Nachtwandler ausstreckt, wacht er mit einem Schrei auf . . .

Inzwischen hatte die Verwerfung des Welckerschen Antrags zu einer neuen Parteigruppierung im Parlamente geführt. Seine uns heut ganz unbegreifliche Nebelhaftigkeit und Vertrauensduselei — unbegreiflich besonders, wenn man die unmittelbar vorhergehenden Ereignisse bedenkt, charakterisiert die haltlose Schwäche der Majoritätsparteien besser als ihre stundenlangen Debatten, und macht uns auch verständlich, warum die Linke schon längst alle Hoffnung und Vertrauen auf Frankfurt verloren hatte und für den Erfolg ihrer Ideen durch Propaganda außerhalb der Versammlung zu wirken suchte. Die Änderung der Parteiverhältnisse in der Paulskirche stellte zwar einen momentanen Erfolg der radikalen Parteien dar. Hartmann aber erfüllt sie trotzdem mit nicht geringer Sorge und Mißtrauen, da er sich ihrer Heterogenität bewußt bleibt, und in der Verbindung so extremer Gegner geradezu etwas wie Unehrlichkeit empfindet. Gagern, der sich für den Antrag Welcker mächtig ins Zeug gelegt hatte, gab mit dem ganzen Ministerium seine Demission:

> Und Republikaner und Ultramontane
> Tanzen zusammen den Siegeskankan
> Und rote Flaggen und Kirchenfahnen
> Nageln sie an die Ministerbank an.

Das vorläufige Resultat dieser Koalition aber ist:

> Der Gagern und der Kaiser sind gerichtet,
> Und Gagern hat aufs Portefeuille verzichtet.

Diese Verse enthalten den sicheren Beweis, daß „das Traumbuch“ vor dem 27. März, an welchem durch Paktieren mit einem Teile des linken Zentrums der Erbkaiser mit einer Majorität von 4 Stimmen noch glücklich unter Dach und Fach gebracht wurde, vollendet war. Zwischen Kaput 3 und 4 befindet sich eine Lücke, die ganzen folgenden Ereignisse sind übergangen, die doch mit ihrer Durch-

peitschung der Verfassung, dem „Kuhhandel“ der Erbkaiserpartei mit einem Teil der Linken und vollends der unglücklichen Kaiserdeputation Stoff genug zur Satire gaben. Die innere Erregung und Spannung, in der Hartmann sich befand, mag zu groß gewesen sein. Auch beschäftigte ihn zu der Zeit, wenigstens vorübergehend, ein anderes Gedicht. So kam der Mai heran. Die Zustände in Deutschland schienen nach der Ablehnung Friedrich Wilhelms IV. endgiltig verfahren. Mit um so größeren Erwartungen wendet der Chronist sich nach dem Osten, aus dem ihm manche Siegeskunde herüberdringt. Auf den Augen Kossuths standen damals die Hoffnungen auch der deutschen Demokratie. So darf es uns nicht wundernehmen, daß Hartmann ihm glühende, begeisterte Verehrung weiht und seinem Namen das ganze vierte Kapitel seiner Chronik widmet. Es befaßt sich ausschließlich mit den Schicksalen, dem Auf und Nieder des ungarischen Aufstandes. Wie sehr sein Herz und Gemüt bei all diesen Schwankungen mitfühlt, mitjauchzt und blutet, dafür ist uns schon die Form dieses Teils des Gedichtes sprechender Beweis. Hat er sich bis jetzt genau an den Fortgang der politischen Ereignisse gehalten und sich nur hie und da einmal einen lyrischen Seitensprung gestattet, der auch noch heute unschwer seine psychologische Erklärung finden mag, so reißt hier der Faden der Erzählung auf einmal jäh ab. Das Gedicht zersplittert in eine ganze Schar von einzelnen Gedichten, deren mehr lyrischer Charakter hervortritt und in seinem Grundton an die böhmisch-nationale oder österreichisch-historische Stoffe behandelnden Gedichte der ersten Hartmannschen Sammlung Kelch und Schwert gemahnt. Ein loser gedanklicher Zusammenhang bleibt, wie in dem Zyklus „Krakau“ des Vorjahres, immerhin gewahrt .... Schon der Eingang ist reinlyrisch, eine Frühlingsstimmung, die Hartmann ja auch früher so gut zu treffen wußte. Er atmet Auferstehung aus jeder Zeile, Pfingstzeit, zu der es entstanden. Doch heute, da alles der Sorgen des geschäftigen Tages sich entschlagend hinausströmt und in der milden Frühlingsluft Genesung und Erholung sucht, bleibt einsam nur unser Chronist zu Haus. Ein ander Frühlingsopfer liegt ihm im Sinne. Seines Volkes Erinnerung und Gewissen will er wecken, daß es eines Volkes, das um seine

Freiheit gegen den gemeinsamen Unterdrücker ficht, nicht vergesse. An die Zeiten des griechischen Freiheitskampfes mahnt er, da alle Gaue Deutschlands von Philhellenen voll waren. Und nur einen Bruchteil der alten Begeisterung und werktätigen Anteilnahme will er für die ringenden Magyaren fordern. Und was für ergreifende Töne weiß er zu finden, die auch heute noch zu unseren Herzen sprechen. Ob er die stille Poesie der Heide ausmalt oder die von Waffenlärm und Pferdegetrappel widerhallende Pußta, ob er einen begeisterten Dithyrambus auf Kossuth bringt, in der er die einzige Rednergabe des Gewaltigen mit den feinen Formen seines Versbaus zu umschmiegen weiß, oder ob er in schlichten Strophen einer armen Schar ungarischer Hussaren, die durch Gefahr und Not ihre Heimat zu erreichen suchen, ihr zur Wehre zu dienen, ein Monument setzt aero perennius — ob er in breithinrauschenden Versen und epischem Flusse Österreich, dem freiheitsfeindlichen, zu Trutz und Schimpf sein Lied anstimmt, — ob er in den bunten Farben, die er immer auf seiner Palette hat, uns ein Gemälde ungarischen Lagerlebens entwirft, die Kühnheit und Schnelligkeit im Angriff, die Zähigkeit der Verteidigung des ungarischen Volksheers durch Lieder verherrlicht, immer tut er es mit demselben leidenschaftlichen Schwung, derselben Treffsicherheit in Ton und Stimmung. Seinen alten Kampfgefährten und seinem alten Feldherrn, den Wiener Studenten und dem tapferen Polenhelden Bem setzt er ein würdig Denkmal. Daß er Görgeys nicht vergißt, ist selbstverständlich, ist es doch noch lange vor dem dies ater von Villagos, der erst alle Träume, die sich an den ungarischen Freiheitskampf geknüpft, in Rauch auflöste und als trügerisch erwies. Auch Komorn und seiner heldischen Besatzung widmet er ein Liedlein voll feinen Humors, und so einem Manne, dem ihn das Leben nach Jahren sehr nahe bringen sollte. So läßt er wie auf einem Rundgemälde die Entwicklung des Kriegs an uns vorüberziehen, und die Genreszenen fehlen nicht. Doch auch den Ausgang des Kampfes sollte er uns noch schildern.

Wich schon das vierte Kapitel in Darstellung und Ton ganz von seinen Vorgängern ab, so ist der Kontrast der Stimmung und Form beim letzten beinahe noch größer. Kein Wunder!

als es entstand, war schon der große Freiheitskampf, der ganz Europa durchzuckt, überall und hoffnungslos zu Ende. Als Hartmann ihn schrieb, aß er schon das bittere Brod des Exils, an den bergigen Ufern des Genfersees. „Apostel und Apostaten“ nennt er seinen Schlußgesang, und deutlich hat der Chronist im Voraus die trübe Grundfarbe bezeichnet, in der er seine „satirischen Fresken“ beendet: Grau in grau, die Verzweiflung, und etwas Schwarz, die Trauer, sind nunmehr die einzigen Schattierungen, die er aufträgt:

Es ist nicht mehr die Kappe mit Schellen,
Die Totenglock' ists mit dem Gellen
Und traurigen, schaurigen Geisterton.
Die lustige Zeit ist weinend entflohn. . .

Gallenbitter wird er, wenn er des Wechsels der Zeit, die kein einziges der Versprechungen von ehemals gehalten, gedenkt, und der vergeblichen Opfer, die dem Ideal gefallen sind. Doch wie? vergeblich? Nein, nie wird er aufhören zu glauben, daß ein Tag noch den Sieg der Freiheit und ihrer Streiter bringen wird: „Das Wort des Heils wird sie überdauern.“ Die vergangenen Niederlagen werden ihnen eine Lehre sein, teuer erkauft freilich, um so tiefer aber dem Gedächtnis eingebrannt:

Wir lernten hassen wie Schierlingssaft
Das Vertrauen, unsere Leidenschaft . . .
Wir lernten, daß wir müssen das Halbe
Zerschmettern gleich dem goldnen Kalbe . . .
Wir lernten, daß die Satten und Reichen
Verräther sind und uns umschleichen . . .
Wir lernten, es gibt keinen Friedensschluß. . .

Um so tiefer verdammt und verachtet er die, die feige genug sind, Frieden zu schließen über die Leichen der gefallenen Brüder hinweg. Besonders gegen die Unterdrücker seiner engeren Heimat hatte sich allzeit die Schneide seines Hasses gewandt, denn auch für schuldig an dem Übel des ganzen Vaterlandes und aller muß er sie halten. So richtet sich seine Verachtung

nun hauptsächlich gegen die, die sich hier kampflos unterwerfen. Sie verleugnen ihre früheren Ideale und die Prinzipien, auf denen sich bisher ihr Lebenswerk aufgebaut, um den Leiden des Exils zu entgehen, und beflecken so den blanken Schild ihrer Ehre mit unauslöschlichem Makel. Und gerade hier muß er den Schmerz erleben, so manchen Genossen seiner jugendlichen Freuden und Leiden, seines Aufstrebens und endlichen Emporkommens zu finden. Auch Karl Beck, der als Sänger der Lieder vom armen Manne einer der ersten die sozialen Forderungen der Zeit erkannt und ihnen poetisch gerecht zu werden versucht hatte — wenn er sich auch über die tatsächliche Bedeutung des Problems durchaus nicht klar war — ist ein Abtrünniger geworden, ein Apostata an der eigenen Vergangenheit. Um, wie man damals sagte, Amnestie für sich zu erwirken für sein revolutionäres Vorgehen in Wort und Lied, verherrlichte er jetzt die Männer der „Ordnung" als Retter des Vaterlandes; ja noch mehr, er konnte es sogar über sich gewinnen, seinen früheren Genossen in Gesinnung und Tat als Rebellen wider göttliches Gesetz in den Rücken zu fallen. So deckt unser Chronist die ganze Hohlheit seines früheren Treibens auf, zeigt, daß es immer nur eine äußere Hülle war, der der Inhalt, die Ausfüllung keineswegs entsprach: Er sei eben nur ein Modepoet, der allen Schwankungen der launenhaften Göttin rückhaltlos folge . . .

Wie erhebend ist es dagegen, das Schicksal anderer zu sehn, die mutvoll, starr und stark die Konsequenz ihres Tuns und Lassens auf sich nehmen, wie elend sie dadurch immer auch werden mögen. Und ein ehrendes Gedächtnis ist der Lohn ihrer ausharrenden Treue, die ein leuchtend Vorbild ist kommenden Geschlechtern . . . Hier hat er vor allen Gottfried Kinkel, den er in diesem Jahre als Menschen wie als Dichter schätzen gelernt hatte, vor Augen, der, vom Kriegsgericht wegen bewaffneter Teilnahme am badischen Aufstande zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt, im Zuchthause zu Naugard schmachtete.[1])

---

[1]) Hartmann soll, nach Vogt, derjenige gewesen sein, welcher nach dem Zusammenbruch in Baden den Freunden zuerst die schreckliche Nachricht von der Verurteilung Kinkels zum Tode brachte.

Bei solchen Gedanken mag er sich der kleinen Erbärmlichkeiten derer gar nicht erinnern, die durch ihre Rat- und Tatlosigkeit, ihre ewige Vertrauensduselei, durch ihr Nichtsehenwollen aller Sturmzeichen den Krieg von vornherein zu einem verlorenen gemacht, und die jetzt, im Vollbewußtsein ihrer Verdienste und ihrer Unentbehrlichkeit fürs Vaterland, aufgeblasener als je einherstolzierten, ein wahrer Hohn auf die, die ehrlich außer Landes darbend ein kümmerliches Leben führten.

Ich weiß, daß in Bremen
Sich mußte der Judas im Keller schämen.

In Bremen waren nämlich Gagern und Mathy sehr gefeiert worden. Viel lieber wendet er sich zu einem derer, die er als Apostel der Wahrheiten, die auch ihm ewige sind, ansieht, einem, dessen Leben, ein Zeichen seiner Blutzeugenschaft, dem Henker verfiel. Und der edelsten einem weiht er sein Lied, die für die edle Sache geblutet: Ludwig Batthyanyi. — Dieser Teil der Reimchronik, der längste Abschnitt derselben, der rein epischen Charakter trägt, war ursprünglich wohl als besondere Dichtung geplant und erschien auch als solche später in Hartmanns Sammlung „Schatten. Poetische Erzählungen". (1851.) Er wurde hier eingefügt, weil er in Ton und Stimmung das ganze Werk würdig abschließt, und die ganze Skala der Empfindungen noch einmal anklingt, die den Dichter der Reimchronik beseelten, als er ins Exil ging, von kampfesmüder Resignation und Verzweiflung, bis zu erneuter Siegeshoffnung und -Gewißheit. Er schildert die letzten Stunden des tapferen Grafen vor seiner Hinrichtung, wie er noch einmal sein ganzes Leben im Geiste vorüberziehen läßt, eh' es ans Sterben geht. Den Händen roher Henkersknechte zu entrinnen, plant er Selbstmord. Entdeckt fügt er sich resigniert dem dumpfen Geschick in der freudigen Zuversicht:

„Ich hab' gelebt,
Und du, mein Vaterland, wirst leben!"

„Mit diesem prophetischen Dichterwort schließt der letzte Gesang des ersten und letzten Buches der Reimchronik. Nur

noch ein kurzer Spruch wie nach gefallenem Vorhang, eine erneute Totenklage um die deutschen Kampfgefährten und das enttäuschte Vaterland, und im Gefühl bitterer Verzweiflung — ein trauriges Abbild der damals über Europa gelagerten Stimmung — wirft der Dichter den Griffel aus der Hand." (Bamberger, a. a. O.) Die vollständige Umkehrung aller Zustände, der Umschlag, der, seit er die erste Zeile seiner Chronik geschrieben, auf jedem Gebiete eingetreten und die Sicherheit des Errungenen in eine völlige Unsicherheit der öffentlichen Rechtsverhältnisse verwandelte, treten ihm in blutiger Deutlichkeit vor Augen, da er die alten Blätter noch einmal überliest, während schon die freie Luft der Schweiz, freilich des Exils! ihn umweht. Und wer soll da auch helfen, da alles Unrecht unvergolten bleibt?

Ich sehe Leute in Lumpen und Borten,
Ich seh' Gelehrte und Professoren
Und Präsidenten und Assessoren,
Weinküfer seh' ich und Redakteure,
Und Superintendenten und Accoucheure
Und Börsenleute und Zeitungsschreiber,
Astronomen und Steuereintreiber,
Lumpenhändler und Altertumskenner,
Biedermänner, Hansemänner, Bassermänner —
Allein wo sind die Männer, die Männer?
Ich sehe sie nicht, wohin ich auch blicke! . . .

So ist denn der große Kampf zu Ende, der Dichter muß sein Schwert, die Feder, aus der Hand legen.

Lebt wohl und dieses erste Buch
Der Chronik, das ich mit Lachen begann,
Ich schließ' es als betrübter Mann.

* * *

Es ist nicht uninteressant, die Reimchronik mit einigen anderen satirischen Schriften, wie sie damals aus dem üppigen Nährboden der Revolution aufwucherten, zu vergleichen. Im Wesentlichen unter ähnlichen Bedingungen wie sie entstanden

Detmolds Piepmeyer und Schwetschkes Novae epistolae obscurorum virorum. Beide gingen von der Paulskirche aus. Detmold ist uns ja schon von Hartmanns vormärzlichem Hanoveraner Aufenthalt her bekannt; er hatte damals zu dem geistreichen Manne, der zu den liberalen Größen seines Landes gehört hatte, rasch Sympathie gefaßt. Das Jahr 48 bedeutete für ihn eine vollständige Umwandlung. Er schloß sich jetzt der Rechten an, ohne jedoch im Parlamente irgendwie hervorzutreten. Nach dem Rücktritt Gagerns nach dem Scheitern seines Kaiserprojekts erhielt er das Portefeuille der Justiz, ohne jedoch zu wesentlich praktischer Wirksamkeit zu gelangen, und behielt es bis zur Abdikation des Reichsverwesers bei.

Die „Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, von J. H. D. und A. S., Professoren der Freskomalerei", sind eine Kompagniearbeit Detmolds mit dem Maler A. Schröder. Auch der mehrfach erwähnte Abgeordnete von Boddien, der als geschickter Karikaturist eine gewisse Berühmtheit im Parlament erlangt hatte, soll nach einigen dabei beteiligt gewesen sein. Doch dürfte es heute unmöglich sein, festzustellen, in welcher Weise die Arbeitsteilung stattgefunden. Die Ideen stammen aber auf alle Fälle meistenteils von Detmold. Wie nun die Persönlichkeit des Verfassers von Piepmeyer von der des Autors der Reimchronik grundverschieden ist, so ist diese Ungleichartigkeit — vom politischen Standpunkte ganz abgesehen, — auch in den Produkten ihres Geistes deutlich ausgesprochen. Bietet der Pfaff Maurizius die politische Arbeit eines Dichters, so ist die Piepmeyrias die Arbeit eines Politikers. Hat uns in der Chronik die etwas ungeregelte Überfülle der Phantasie manchmal überrascht, so kann nur die Kürze, der er sich befleißt, Piepmeyer vor dem Vorwurf ermüdender Trockenheit retten. Vergleichen wir den Inhalt, so wird der Kontrast noch größer. Wo die „häßlichen Reime der Chronik" sich genau an den Gang der politischen Ereignisse halten, die sie mit scharfem Witz umspinnen und persiflieren, finden wir im Piepmeyer das zur Orientierung Allernotwendigste mit flüchtigen Strichen kaum angedeutet. Er ist ein aus einer Menge von Zügen zusammengesetzter Typus, ein eben durch die Fülle von Wider-

sprüchen, die er in sich vereinigt, konsequent durchgeführter Charakter: Das Zerrbild des „wilden“ Abgeordneten, die damals in großer Zahl zwischen den Parteien herumirrlichtelierten. So haben wir dort fortlaufende Handlung, hier nur die Entwicklungsgeschichte einer Person ... Schon das erste Blatt, das Piepmeyer vor seinen Wählern zeigt, dokumentiert seine Prinzipienlosigkeit. Er verspricht sich für Schutzzoll und Freihandel, für Gewerbefreiheit und Zunftzwang einzusetzen, ist monarchisch und republikanisch, gerade, wie es der persönliche Verkehr mit den einzelnen Schichten seiner Wähler erfordert. So wird er denn einstimmig gewählt. Im Parlament ist er nach seiner Ankunft „ungewiß, ob er auf der Rechten oder Linken Platz nehmen soll“. Ein Journalist, dem er später seine „besten“ Ideen verdankt, gibt ihm Verhaltungsmaßregeln. Bald beginnt er die bekannten Deputierten in ihren Äußerlichkeiten zu kopieren. Auch für Hartmann fällt hier ein kleiner Stich ab. Wie sich Hellers „Brustbilder aus der Paulskirche“ über seinen „kokett gepflegten“ Bart etwas mokieren, so sehen wir Piepmeyer, der natürlich auch die Bartmode der Linken mitmacht, vergnügt und breit grinsend vor dem Spiegel Beobachtungen anstellen mit dem beglückenden Bewußtseine: „Noch 14 Tage, — und ich sehe gerade aus, wie der Abgeordnete von Leitmeritz.“ Nachdem er dieses erhabene Ziel glücklich erreicht, macht er allerhand Dummheiten, verspielt seine Diäten auf der Spielbank im nahen Homburg, endlich gerät er, wieder durch die Vermittlung seines journalistischen Freundes, auf die erhabene Idee, ein Nationalgetränk zusammenzubrauen, das die Einheit Deutschlands symbolisieren soll. — Bei den namentlichen Abstimmungen glänzt er durch Abwesenheit, tut sich aber in der nahen Restauration gütlich. — Ein köstliches Blatt zeigt ihn uns vor dem Spiegel, im Nachtgewand eine Rede einübend, in der er eine „verräterische Kamarilla, eine brutale Soldateska, die offenbare Reaktion“ und ihre Machenschaften ans Licht ziehen will. Ein andermal erscheint er uns in einem wahren Arsenal geleerter Fässer und Terrinen, umgeben von einer Batterie von Flaschen, denen er fürs Vaterland den Hals gebrochen, dem schönen Traum sich hingebend, das Phantom des Einheitstranks, dem er nachjagt, schon erreicht zu haben. Dazwischen allerlei ergötzliche Anspielungen auf par-

lamentarische Gewohnheiten und Gebräuche. Und, das erste und einzige Mal, finden wir hier eine ziemlich harmlose Verspottung einer Institution, von deren Errichtung man sich in der Paulskirche Wunder versprach, die natürlich, wie so vieles andere, nicht eintrafen: des volkswirtschaftlichen Ausschusses. Piepmeyer ist in heller Verzweiflung, als er vernimmt, daß dieses wahre Mädchen für alles auch die Frage eines Nationalgetränks in das Bereich seiner Untersuchungen gezogen habe. Er wähnt sich um die schönsten Hoffnungen betrogen. Nunmehr geht all sein Dichten und Trachten darauf, in diese illustre Körperschaft aufgenommen zu werden. Schon ein Anblick der Registratur, in der Aktenfaszikel auf Aktenfaszikel zu gewaltigen Stößen aufgetürmt liegen, erfüllt ihn mit ehrfurchtsvoller Scheu und Bewunderung. Und was für erbauliche Dinge bekommen wir da zu sehen! Keine Materie, die hier nicht eine ihrer würdige Behandlung und Erledigung gefunden hätte. „Über Verbesserungen an Hosenträgern", „desgleichen an schwerem Geschütz", „Über verschiedene Mittel gegen Ungeziefer, NB. vertraulich zu behandeln," wie „Über die Unsterblichkeit der Seele" (im volkswirtschaftlichen Ausschuß!) sehen wir Kist' und Kasten voll. Nur nebensächliche Kleinigkeiten ohne Bedeutung haben hier keine Spuren zurückgelassen, wie das leere Fach beweist, das „zur deutschen Reichsverfassung" überschrieben ist. — Im Parlament hat er, allen Anstrengungen zum Trotz, kein Glück. Nachdem verschiedene seiner Redestürme durch die Unbeugsamkeit des Präsidenten, da er sich nach Schluß der Debatte zum Worte gemeldet, abgeschlagen sind, gelingt es ihm auch später nur, als Hausleerer zu wirken. — Sein Spielabenteuer in Homburg ist nicht das einzige geblieben. Durch „seinen Freund, den Journalisten", hat er in Homburg eine Dame kennen gelernt, die „eine russische Fürstin, und wohl gar die Fürstin Lieven sein könnte." Die Fürstin Lieven, einer der zahlreichen Diplomaten im Unterrock, die seit den Zeiten der heiligen Allianz die Sache des weißen Zaren führten, hatte als Freundin und politisches Orakel Guizots zur Zeit des Julikönigtums in Paris eine gewisse Rolle gespielt. Auf diese Weise war sie zu einer Art von Berühmtheit gelangt. Die Freundin unseres Piepmeyer war natürlich eine Hochstaplerin, die unter dieser Flagge segelte, und auf seinen

Namen überall Schulden machte. Die Forderungen der Gläubiger versetzen ihn in große Wut, und beim nächsten Fraktionsabend bringt er diesen empörenden Vorfall zur Sprache. Dies bietet nun willkommene Gelegenheit, die lächerliche Überschätzung der eigenen Bedeutung und Machtvollkommenheit, die vielen Abgeordneten besonders der Zentren eigen war, in fünf verschiedenen Typen zu charakterisieren. Die Anknüpfung diplomatischer Verhandlungen mit Rußland über diesen betrüblichen parlamentarischen Zwischenfall ist noch das mindeste, was verlangt wird. Ein andrer fügt noch die Forderung hinzu, wenn Rußland Entschädigung verweigere, ihm den Reichskrieg zu erklären. „Ein solcher werde in ganz Deutschland sehr populär sein." Ein anderer Gesinnungsgenosse Piepmeyers ist der Meinung, ein Abgeordneter könne zu solchen Unannehmlichkeiten, wie die Bezahlung seiner Schulden eine ist, nur mit Einwilligung der Nationalversammlung gezwungen werden, worauf beantragt wird, einen diesbezüglichen Paragraphen in die „Grundrechte" aufzunehmen. Auf alle Fälle aber wird beschlossen, die Angelegenheit zum Gegenstand einer Interpellation an das Reichsministerium zu benützen. — Als sich die Zeichen hereinbrechender Reaktion mehren, entschließt Piepmeyer sich, seinen Sitz weiter nach rechts zu verlegen. Da der Gedanke an eine gewaltsame Sprengung des Parlaments nun nicht mehr fernliegt, übt er sich eine wirkungsvolle Pose ein: die offene Brust den Bajonetten darbietend, so will er diesen Augenblick erwarten. Auch für das Monument, den Lohn solch ausharrender Treue, der ihm ja nicht entgehen kann, hat er die passende Stellung schon gefunden. — Eine Adresse seiner demokratischen Wähler veranlaßt ihn, seinen alten Platz auf der Linken wieder einzunehmen. Er benützt diese Gelegenheit, um sein „Festhalten an den alten Prinzipien" ad oculos zu demonstrieren, zu einer Interpellation an das Ministerium, die die Übergriffe des Bederkosaer Nachtwächters [1]) der gebührenden Bestrafung zuzuführen verlangt,

[1]) Im Original heißt derselbe Pitschaft. Pitschaft, Professor aus Mainz, war Mitglied des Vorparlaments und hatte durch sein eigentümliches Reden und Betragen die stürmische Heiterkeit und den Unwillen dieser Versammlung erweckt.

und verliest dieselbe unter großem Beifallsgetrampel der Linken. Nach dieser Kraftanstrengung nimmt er, einige Zeit procul negotiis zuzubringen, Urlaub zu einer Heimreise. Doch auch hier ist er nicht müßig. In einer Versammlung des demokratischen Vereins hält er eine große Rede, in der er berichtet, „was die Nationalversammlung bereits alles für Deutschlands Größe und Wohlfahrt getan. Sie habe Schleswig für Deutschland erworben (!), und nur Österreich dafür weggegeben, das doch nie gut deutsch gesinnt gewesen, und auf die Gesinnung komme doch am Ende Alles an. Sie habe die ausländischen Orden verboten, da man ja einheimische genug habe und sich daher wohl gegen fremdes Fabrikat schützen dürfe, sie habe den ‚Adel als Stand‘ abgeschafft, damit der gute und alte Adel endlich wieder zur rechten Geltung gelange und sich nicht mehr über neugebackenen Adel zu ärgern brauche; außerdem habe sie noch mehreres Andere getan, was der Raum hier einzeln aufzuführen verbiethe“ ... Als Lohn für seine Gesinnungstüchtigkeit wird ihm ein imposanter Fackelzug gebracht. — Den Rest seines Aufenthalts in der Heimat benutzt er — auf die Gesinnung kommt ja alles an, — zu einer Audienz bei dem Minister seines Ländchens, dem er seine durch seine einflußreiche politische Stellung erhöhte Verwendbarkeit darlegt. — Bei seiner Rückkehr nach Frankfurt schließt er sich der Erbkaiserpartei an, überzeugt, daß hier noch am meisten zu holen sei. Dieser innern muß natürlich auch eine äußere Metamorphose entsprechen. Er bemüht sich, Weltmann zu werden, legt seine „Märzerrungenschaften“ — seinen Vollbart ab, lernt französisch und sogar tanzen und betreibt allerhand „Studien“, die ihn für den hohen Posten, der ihn erwartet, tauglich machen sollen. Da auch die Erlangung einer Kammerherrnstelle bei dem zukünftigen Kaiser nicht ausgeschlossen scheint, probiert er, was er für eine Figur macht mit dem Schlüssel an der „unteren Fortsetzung des Rückens“ ... Nach der entscheidenden Abstimmung macht er sich auf den Weg nach Potsdam, „um etwas zu werden“ ... Ich fürchte, daß etwas von der Trockenheit des Piepmeyerschen Lebenslaufs auf diesen Bericht abgefärbt ist. Das war nicht zu vermeiden, da die trefflichen Federzeichnungen, die von Schröder und Boddien herrühren, das eigentlich

Ergötzliche an der Sache, in Worten nicht wiederzugeben sind. Der von Detmold verfaßte Text befleißigt sich einer nüchternen Sachlichkeit, die einer parlamentarischen Erhebung angemessen sein mag, hier aber doch nicht ganz am Platze ist. Vereinzelte Anspielungen auf Rob. Blum (das brechende Himmelsauge der Freiheit [1]) und andere parlamentarische Größen, denen Piepmeyer nacheifert, vermögen den Brei nicht zu würzen, zumal man spürt, wie wenig sie hierher gehören oder im Zusammenhang mit dem Ganzen stehen. Es fehlt aber jeder dichterische Schwung, jede Inspiration, ohne die auch der Satiriker kein höher zu wertendes Werk schafft. Und so muß man sagen, daß der Verfasser des „Piepmeyer" dem der „Randzeichnungen" beträchtlich nachsteht . . .

Weniger prätentiös, ja ganz einfach, dazu vertraut, wie ein alter Bekannter in der Form, tritt uns ein kleines Büchlein entgegen, das sich: »Novae epistolae obscurorum virorum« nennt. Es sind sechs Briefe, von verschiedenen Männern der Versammlung gerichtet »ad D. Arnoldum Rugium philosophum rubrum nec non abstractissimum.« Verfasser ist der Hallenser Abgeordnete und Buchdrucker Schwetschke, der der nach ihrem Versammlungslokal so genannten Kasinopartei angehörte, zu der auch die in der Chronik eine so große Rolle spielenden Professoren Dahlmann, Waitz, Beseler und Droysen sich zählten. Auf diese Autorschaft scheint sich Schwetschke nicht wenig zugute getan zu haben, und allerdings sind die harmlosen Scherze in der Paulskirche mit vieler Heiterkeit aufgenommen worden.

Der Versuch, jene in der Weltliteratur einzig dastehenden satirischen Schriften zum Zwecke einer modernen Satire in Form und Stil zu imitieren, mag im ganzen als geglückt erscheinen. Und bei einem guten Witz, der sich an geistreiche Vorbilder anlehnt, pflegt der Erzähler ja stets die Lacher auf seiner Seite zu haben. Mehr als das aber sind diese novae epistolae keinesfalls. Von der vernichtenden Schärfe, dem schneidenden Hohn, der die ganze Welt in ein schallendes Gelächter ausbrechen ließ, das den verrosteten

---

[1]) Aus Blums Rede über die Schaffung einer Zentralgewalt.

Zuständen, die sie geißeln, zum Totengeläute ward, — von all dem findet sich in dem Schwetschkeschen opusculum keine Spur. Scherz, Satire, Ironie ohn' tiefere Bedeutung. Das ist aber alles. Und auch Satire wie Ironie kommen dabei mehr als schwächlich heraus . . . Dies mag genügen, vom äußeren Habitus dieser neuen Dunkelmännerbriefe einen ungefähren Begriff zu geben. Auch vom Inhalt, wenn von einem solchen überhaupt gesprochen werden kann, — die Briefe machen oft den Eindruck, als seien sie nur der Form halber geschrieben, und das Wesen des Verfassers widerspricht einer derartigen Argumentation durchaus nicht — ist wenig zu sagen. Die Schreiber der Briefe sind sechs Abgeordnete der radikal-demokratischen Partei, deren durchsichtige Maske sich dem Kenner durchwegs leicht lüftet. Es sind Karl Vogt — Carolus Jocosus, professor in naturalibus. — Wilhelm Zimmermann — Guilelmus Lignifaber cognominatus: Amor et deliciae generis humani (er war nämlich grundhäßlich) — Friedrich Schlöffel — Fridericus Löffelius vir communis — Adolf Wiesner — Adolphus Pratensis, publicista incomparabilis — Hugo Wesendonck — Hugo Schnickschnackius Ictus Rhenanus — und Schaffrath — Saxo dialecticus. — Karl Vogt ist es, der den Reigen beginnt. Nicht unwitzig wird auf einige Reden angespielt, die er in der Paulskirche gehalten. Da er einsieht, daß trotz allen Kraftanstrengungen von ihm und seinen Freunden die Sache der Demokratie zurückgeht, hat er vor, eine neue Partei zu gründen, »novam et inauditam«, die Lumpaziokratie. Ruge wird zum Beitritt eingeladen und um seine Meinung befragt. — Dem Führer folgt Wilhelm Zimmermann, der bekannte Geschichtsschreiber des Bauernkriegs. Seine Epistel persifliert die zur Formel gewordene Interpellationsbeantwortung des Ministers Schmerling und klagt ergötzlich-bewegt über angebliche Vergewaltigungen durch die Majorität. — Der dritte im Bunde ist Friedrich Schlöffel, ein überzeugter Demokrat, der später den einzigen Sohn auf den Schlachtfeldern Badens verlor, und mit seinem Weib ins Exil ging, wo er bald darauf starb. Er teilt Ruge mit, daß er einen Antrag zu stellen gedenke auf Unterstützung der Katzenmusiken von Reichswegen, da diese ja ein Haupthebel zur Förderung und Verbreitung demokratischer Ideen

seien. Er bittet ihn, in seinem Organ — Ruge gab damals nach seinem Austritt aus der Paulskirche in Berlin die Zeitschrift „Reform“ heraus — für den Antrag Propaganda zu machen. — Von einem freudigen Familienereignis in der Partei berichtet Wiesner. Dieser war ein sehr langweiliger Sprecher, der kein Ende fand, wenn er einmal einen Anfang gefunden hatte. Er gehörte deshalb auch zu den sogenannter Hausleerern (wie Piepmeyer oben) und erhielt den geschmackvollen Spitznamen: „Das Wiener Tränkchen.“ Als nun Baron Rothschild einmal an heftigen Obstruktionen leidet, die er sich durch einen Kurssturz zugezogen, verfällt sein Leibarzt, nachdem alles fehlgeschlagen, auf die glückliche Idee, unsern Adolphus zur „Besprechung“ des Übels herbeizuholen. Äußerst drastisch wird uns die nun folgende Szene und die effektvolle Wirkung des sonderbaren Mittels beschrieben. Und Adolphus ist selig. Muß die gerechte Sache nicht nun doch endlich triumphieren? Ist die demokratische Partei nicht nun, dank seiner Stärke, aller Not ledig und besonders der Geldsorgen überhoben? Und in Gedanken an die reiche Rothschildsche Dotation, die ihm nach seiner Wunderkur ja nicht ausbleiben kann, verteilt er schon Agitationsgelder nach allen Seiten. — Der fünfte Brief, Wesendonck untergeschoben, beschäftigt sich fast ausschließlich mit unserm Freunde Piepmeyer. Wie Schwetschke dazu kommt, ihn unter die radikalen Demokraten zu versetzen, darüber wäre er ihm allerdings noch Rechenschaft schuldig. Der würde sich für so gefährlich kompromittierende Nachbarschaft wohl bedankt haben. — Hier dagegen wird er geradezu zu einem Rottenmeister der Linken gemacht. Doch dauert die Freude nicht lange. Mit allen Mitteln suchen die rechten Parteien ihn abspenstig zu machen, was ihnen endlich durch große Versprechungen auch gelingt. Darob Heulen und Wehklagen auf der ganzen demokratischen Linie. — Man sieht, wie wenig der hier gezeichnete Piepmeyer mit dem detmoldischen Original übereinstimmt: er ist eine karikierte Karikatur . . . Der letzte Briefschreiber, Saxo dialecticus, ist auf einen ingeniösen Einfall gekommen. Er will ein Buch herausgeben, ungefähr des Titels: die Kunst, in 24 Stunden ein brillanter Volksredner zu werden. Besonders wichtig ist ihm aber die Anlage eines demokratischen Phrasenlexikons. Zu diesem wich-

tigen Vorhaben, von dem er sich eine gewaltige Förderung der guten Sache verspricht, erbittet er sich Ruges Segen . . .

Ich bin mir bewußt, wie wenig ich durch eine so dürftige Inhaltsangabe dem heiteren Büchlein gerecht werden kann. Vielen Lesern wird es so manche frohe Stunde bereitet haben, besonders in früherer Zeit, da die heut' schon verschollenen Tage, in denen die Paulskirche von politischen Debatten widerklang, noch in aller frischer Erinnerung, die persiflierten und persiflierenden Persönlichkeiten nicht nur im Gedächtnis des Historikers konserviert waren. Doch höhere Ansprüche darf es heute nicht mehr stellen. Es ist mit seiner Zeit untergegangen. Nur der Fachmann kann ihm noch Interesse entgegenbringen. Eine Satire im tieferen Sinne des Wortes ist es nicht, hierin ganz unähnlich seinen großen Vorbildern, auf die es sich so vorlaut beruft. Es geißelt nur in hyperbolischer Form kleine Eigenheiten einzelner, unbedeutende Äußerlichkeiten einer Partei, deren Wesen sie nicht ausmachten. Und das Gleiche gilt auch von dem Detmold-Schröderschen Opus, das uns nur das mit spitzem Griffel gezeichnete Bild eines Typus bringt, der allerdings in seiner unklaren Verschwommenheit, zugleich aber in seiner würdelosen Stellenjägerei einige charakteristische Seiten der Zeit an den Pranger stellt. Einen Kreisausschnit ihrer Epoche, der ein belebendes Licht des Verständnisses auf sie fallen läßt, bieten sie beide nicht. In keinem von ihnen pulst das Herz warmmenschlichen Fühlens, das unser Empfinden mitschwingen läßt bei der Schilderung von Kämpfen und Taten, die unserer Zeit, unserem Gesichtskreis schon längst entrückt sind. So haben sie uns auch wenig mehr zu sagen. Anders die Reimchronik. In ihr finden wir einen Teil des wahren Geistes und Lebens ihrer Zeit, „gesehen durch ein Temperament" und gesehen mit dem Auge eines Dichters, eines Menschen, der an allem, was seine Zeit bewegte, leidenschaftlich Anteil nahm. Und in der Verklärung dieses Temperaments führt uns die Chronik ihre Zeit vor. So ist sie eine Satire in großem Stile, wenn das „tolle" Jahr überhaupt eine hervorgebracht hat . . .

Der Erfolg der Reimchronik war ein ungeheurer. Die kleinen Heftchen waren sofort nach ihrem Erscheinen in jeder-

manns Händen. „Wenn ein neues Heft erschien, waren die Buchhandlungen von Käufern gefüllt, in den Werkstätten lasen sich die Arbeiter es vor, in der Paulskirche sah man ebenfalls die Mehrzahl der Deputierten mit Lesen beschäftigt. Selbst auf die gamins de Francfort erstreckte sich der Einfluß der Reimchronik: sie riefen dem ihnen bekannten Verfasser ‚Pfaff Maurizius' nach und fügten wohl auch einen seiner Witze bei, der ihnen besonders begreiflich geworden war." So der glaubwürdige Bericht eines Zeitgenossen. Durch seine Chronik erlangte Hartmann plötzlich eine außerordentliche Popularität, weit über Frankfurts Weichbild hinaus. War seine politische Tätigkeit in der Paulskirche nur unbedeutend, war sein Name als Abgeordneter nur in Verbindung mit den Wiener Kämpfen weiteren Kreisen vertraut, hatte er bisher als Politiker höchstens innerhalb der Grenzen Böhmens sich geltend zu machen gewußt, hatte er sich aber andererseits durch seine beiden Gedichtsammlungen die Achtung und Beachtung der literarisch Gebildeten erworben, — die Reimchronik verbreitete seinen Namen in Schichten des Volkes, in die er vorher nicht gedrungen war, und durch alle Gaue Deutschlands. Nach einem Bericht, der sich aber nur erst auf die ersten drei Hefte beziehen kann, wurden 30.000 Exemplare davon verkauft, und es ist anzunehmen, daß sich diese Ziffer in der Aufregung der Folgezeit noch wesentlich erhöhte. Begeisterte Kundgebungen der Zustimmung kamen ihm von vielen Seiten zu, denn seine Pseudonymität konnte er nicht lange wahren, und der ungebundene Strom der Begeisterung trat so über seine Ufer, daß er sogar zu gebundener Rede seine Zuflucht nehmen mußte, wie diverse Sonette, Akrosticha auf Maurizius und ähnlichen Unfugs mehr beweisen. Auch in den feierlichen Verhandlungen der Nationalversammlung trieb der muntere Pfaffe seinen Spuk. In der 189. Sitzung vom 20. März, bei der Beratung des Welckerschen Antrags, also in einem hochwichtigen und ernsten Moment, zitierte Simon von Trier, als er sich gegen die in den letzten Monaten von der österreichischen Regierung inaugurierte Politik wandte, die Verse des Kap. I., indem er bemerkte: „Wir können mit Österreichs Völkern nicht eher in Bund treten, bis wahr geworden, was kürzlich ein Dichter sang:

„Bis Österreich, das Sklavenschiff,
Auf dessen Bank in Eisenbanden
Die hundert Völker liegen, stranden
Und brechen wird an Aufruhrs Riff“ ...

wohl nicht ohne einen ironischen Seitenblick auf den erstaunten Freund, der in unmittelbarer Nähe der Rednerbühne saß ...

Nur einer hatte an dem erstaunlichen Erfolge des satirischen Talents Hartmanns keine rechte Freude: seine alte Freundin, die österreichische Regierung, die ja jetzt wieder zu Kräften gekommen war. So gefiel sie sich denn auch wieder in den alten Praktiken, die man im März längst auf Nimmerwiederkehr abgetan geglaubt. In Prag wurde eine große Kriminaluntersuchung veranstaltet, mit Hausvisitation und Zubehör, Hartmanns Freunde wurden zur Polizei zitiert, auch seine alten Eltern, die natürlich von all dem und den neuen Verbrechen des ungeratenen Sohnes und Untertans kaum eine Ahnung hatten, soll man wieder inquiriert haben. Bei alledem kam aber nichts heraus. Die Freunde „wußten natürlich von Nichts.“ Und die Nürnberger hängen keinen ...

IX.

Der Ausgang.

Indessen hatte sich der politische Horizont, unter dem die Frankfurter Versammlung zusammengetreten war, bedenklich bewölkt, und kundige Leute sagten schon den Zeitpunkt voraus, an dem das Gewitter losbrechen und einschlagen werde. Das Parlament hatte sich immer mehr auf seine vornehmste Aufgabe, eine einheitliche Verfassung für Deutschland zu machen, beschränkt, hatte alle Aufforderungen beharrlich abgewiesen, so dringend und einleuchtend dieselben auch waren, sich in die Verhältnisse von Berlin oder Wien einzumischen und ein Wort — Machtwort wäre zu viel gesagt — zu sprechen. Und nun sah es selbst dies unter so großen Hoffnungen begonnene Werk unter seinen Händen zerfließen, obwohl man sich auch hier schon beschieden hatte und das „einheitlich" längst von dem einst so stolzen Programm abgesetzt war. In dem Schicksal der Berliner Versammlung sah sie ein drohendes Spiegelbild ihrer eigenen Zukunft vor sich — und doch konnte sie sich, von der Linken gedrängt, nicht zu einer Hilfsaktion entschließen, sondern fand es noch gut, der preußischen Regierung ihr Recht, dem Landtag mit so absolutischer Gewaltpolitik entgegenzutreten, zu bestätigen. Es bestand ja allerdings vom rein juristischen Standpunkte ein Unterschied zwischen ihr und der preußischen Versammlung, indem die in der Paulskirche — natürlich auch nur theoretisch!, denn diesen Standpunkt praktisch geltend zu machen wagte man ja am Ende gar nicht mehr und konnte es auch nicht — von den Regierungen unabhängig war, während die zu Berlin tagende im Herbste

eine neu erstarkte Regierungsgewalt sich gegenübersah. Aber dieser Doktrinarismus der Rechtsbodenfanatiker war ja eben eine der Hauptschwächen der Nationalversammlung, und so kann man nicht einmal sagen, daß diese Taktik der Borniertheit aus der zarten Rücksichtnahme hervorging, die die Partei Gagerns für ihr Schoßkind, die Berliner Regierung, stets übrig hatte. Es kam noch hinzu, daß es kleine Reibereien und Kompetenzkonflikte zwischen den beiden Versammlungen gab, Eifersüchteleien, die sich sogar auf kindische Äußerlichkeiten erstreckten, wie den Namen und Titel: Denn die preußische prätendierte auch „National"versammlung zu heißen. Auch in der Posenschen Frage war man zu keiner Einigung gekommen. Diese Konflikte waren natürlich sehr im Interesse der preußischen Regierung, da sie ja das Ansehen beider Versammlungen schmälern mußten.

Den Berliner Radikalen wiederum war die Frankfurter Versammlung nicht energisch und demokratisch genug. Nähere Betrachtung zeigt allerdings, daß sie nicht geringere Doktrinäre waren, wie die Professoren in der Paulskirche. Hierfür ist das merkwürdige Faktum beweisend, das Ludw. Simon in seinem Erinnerungsbuch „Aus dem Exil" mitteilt: die Frankfurter Linke nämlich stellte, nachdem sie die Unmöglichkeit einsah, die Paulskirche zu einem Schritte zugunsten des aufständischen Wien zu bewegen, bei einer in Berlin stattfindenden Tagung der demokratischen Fraktionen deutscher Kammern die Forderung, man sollte in corpore aus den konstituierenden Körperschaften austreten, die Massen organisieren und der bedrängten Hauptstadt zu Hilfe eilen, — ein Schritt, dessen Tragweite ganz unübersehbar ist: da lehnten die Berliner Radikalen ein derartiges Vorgehen ab, mit Hinblick darauf, daß ja demnächst die Linke in ihrer Kammer die Mehrheit erlangen würde. So felsenfest waren sie von ihrer Macht überzeugt. Ihr Vertrauen täuschte sie nun allerdings insofern nicht, als sie bald darauf tatsächlich die Majorität erreichten. Aber damit waren auch die Tage ihrer parlamentarischen Weisheit gezählt.

Die Frankfurter Versammlung war ja so blind nicht, daß ihr zwischen den Debatten in lichten Momenten die Bedrohlichkeit der zunehmenden Erstarkung der Einzelregierungen, besonders der größeren Staaten, ihre mehr und mehr

herausfordernde Stellung gegen die mehr oder minder demokratischen Landtage, sowie die durch die eigene Schuld der Paulskirche vollständige Ohnmacht der Zentralgewalt nicht zum Bewußtsein gekommen wäre. Sie setzte ihre umständlichen Beratungen fort in dem unheimlichen Gefühl, daß ihr die beständig steigenden Wässer der Reaktion bald bis an den Hals gingen und demnächst über dem Haupte zusammenschlagen mußten. Eile war Not, dem Interimszustand ein Ende zu machen, und von den „Errungenschaften" unter Dach und Fach zu bringen, was noch zu bergen war, d. h. das Verfassungswerk mit tunlichster Beschleunigung dem beabsichtigten Ende entgegenzuführen. Aber die eigene Macht hatte man unwiderbringlich verscherzt. Wollte man in diesem Sinne vorgehen, so war man auf die Gutmütigkeit und Bereitwilligkeit derselben Regierungen angewiesen, die man zu fürchten allen Grund hatte, falls man nicht die Massen, die durch das Warten und die fortgesetzten Enttäuschungen ja auch schon kühler geworden waren, von neuem entfesseln wollte — und das wollte man eben nicht, konnte wahrhaftig von den „Professoren" auch niemand erwarten oder ihnen zumuten; so mußte man sich aufs Verhandeln legen.

Es läßt sich denken, daß bei solchen Erwägungen die allgemeine Stimmung eine ziemlich trübe war, auch bei solchen, die andere Konsequenzen zogen. Die Perspektive war gar zu wenig ermutigend. Daß sich Hartmann diesen Eindrücken nicht entziehen konnte, ist nicht mehr als natürlich. Es ist schon bezeichnend, daß seine Lektüre, wie sich aus einigen seiner Zwischenrufe schließen läßt, die Schriften Machiavells bildeten. Noch charakteristischer ist aber das Epigramm, das er auf Bitten eines Parteigenossen, der während seiner Krankheit in Frankfurt im Hause eines Arztes freundliche Aufnahme gefunden, in ein Autographenalbum schrieb, das jener als Zeichen seiner Erkenntlichkeit dem Gastfreund schenkte. Es lautet:

„Gestern las ich den Anti-Machiavelli von Friedrich dem Großen. Es kam mir vor, als wollte er nur in die Schüssel spucken, um Andern den Appetit zu verderben. So ist es immer, wenn Könige schlecht vom Absolutismus sprechen."

Paulskirche d. 5. März 849.

Im Januar hatte er schon an Amely Bölte geschrieben: „Die Nationalversammlung ist eine Selbstmörderin und kann es bei ihrer Zusammensetzung auch nur sein. Es kursiert hier ein Verslein, das sie vollkommen charakterisiert:

Fünfundsiebzig Bureaukraten —
Viele Worte, wenig Taten.
Fünfundzwanzig Aristokraten —
Armes Volk, du bist verraten!
Hundertdreißig Professoren —
Armes Deutschland, du bist verloren!
Und dazu die Klerisei —
Deutschland, du wirst nimmer frei!

Dennoch haben wir im Jahre 1848 soviel gewonnen, daß die persönliche Freiheit wenigstens gesichert ist, daß die Gesellschaft vollkommen regeneriert wird, wenn die Revolution auch darin ihren Zweck verfehlte, uns zu einigen und groß und stark nach außen zu machen. Auch das wird kommen; denn der Boden für die kommende Revolution ist frei und eben. Allerdings haben wir gebildeten Deutschen uns einen Augenblick eingebildet, daß wir eine gebildete Revolution ohne viel Blutvergießen machen könnten; aber die Fürsten wollen es nicht, und unser armes Vaterland wird, trotz aller Bildung, gezwungen sein, wie England und Frankreich durchs rote Meer ins Land der Freiheit zu ziehen." Bei denen, die auf anderer Basis standen, als Hartmann, mußten die Schlußfolgerungen aus diesen Begebnissen natürlich andere sein.

All das sind denn auch die psychologischen Voraussetzungen für den Antrag Welckers vom 12. März. Die unmittelbare Veranlassung aber war die folgende. Von den österreichischen und preußischen Noten, die aufs deutlichste zeigten, daß die Regierungen nicht mehr daran dachten, im Sinne der Versammlung am Verfassungswerke mitzuarbeiten, sondern sich vielmehr bereiteten, ihm nach Vermögen Hindernisse in den Weg zu stellen, haben wir bereits gesprochen. Die Auflösung des Kremsierer Reichstags, die Oktroyierung einer Verfassung für Gesamtösterreich, die gleichzeitige Erklärung, daß Österreich seinen Anteil an der Bestimmung der

deutschen Verhältnisse nicht aufzugeben gedenke, mußten in derselben Richtung wirken. Besonders der merkwürdige Entwurf zur Ordnung der Regierungsverhältnisse in dem neuen deutschen Großstaat mit seinem fürstlichen Siebenmännerdirektorium, der von österreichischer Seite ausging, mußte zur Eile anspornen. Das Oktroyieren war nachgerade bedenklich in Mode gekommen. Doch auch von preußischer Seite hatte man sich eines Besseren nicht zu versehen. Dazu konnte die russische Intervention in Ungarn gar zu leicht Lust nach mehr erwecken. Nur das kann aber auch die beispiellos „unstaatsmännische" und unweltläufige Art dieses seltsamen Antrags erklären, der offenbar in aller Eile zusammengezimmert war. Doch muß dieser Vorwurf auf das ganze Zentrum, den großen Staatsmann Gagern inbegriffen, bei der Begeisterung, mit der sie Welckers Auftreten aufnahmen, ausgedehnt werden. „Er gibt", sagt Bamberger sehr richtig, „ein vollständiges Bild der jammervollen Hilflosigkeit der Zeit." Zunächst ward gegen auswärtige Einmischungen protestiert oder vielmehr, der verschwommenen Welckerschen Phraseologie entsprechender, nur „die Entrüstung ausgesprochen." In der Hauptsache lief der Antrag aber auf En bloc-Annahme der Reichsverfassung durch die Versammlung und erbliches Kaisertum für Preußen hinaus. Eigentlich also eine Art Selbstoktroyierung, die aber der Gagernschen Partei, die jede demokratische Änderung des mattherzigen Verfassungsentwurfs perhorreszierte, auch vom Erbkaiser ganz abgesehen, nur in die Karten passen konnte. Standen doch wichtige Kapitel, wie z. B. das Wahlgesetz, noch aus! Das beste dran war aber der Appell an das große Herz und den Patriotismus der Fürsten. Die traurige Zeit unfruchtbaren Ringens im Vormärz, all die jammervollen Erfahrungen des eben vergangenen Jahres schienen an diesen Köpfen eindruckslos vorübergegangen zu sein. Also die Fürsten wurden „eingeladen", zur Verwirklichung der Verfassung das Ihrige beizutragen, und um seinen bisherigen großdeutschen Neigungen nicht auf einmal den Abschied zu geben, lud Welcker auch Österreich ein: gegen sein Ausscheiden wird „feierlicher Widerspruch" eingelegt. Einstweilen aber will man die Verfassung ohne es fertig stellen. Welcker ließ den Deputierten mehr Zeit zur Überlegung, als er sich augenscheinlich genommen hatte:

unter großer Beteiligung erfolgte am 21. die Abstimmung; bei 540 abgegebenen Stimmen ward der Antrag auf Übergang zur Tagesordnung mit einer Majorität von 5 verworfen. Ein böses Vorzeichen für das Schicksal des Antrags. So hatte denn alles Videant consules-Geschrei, das Rießer und Genossen so unnachahmlich und unermüdlich wiederholten, nichts genützt! Der Ausschußantrag, der den Inhalt des Welckerschen etwas schärfer faßte, fiel gar mit einem Mehr von 31 Stimmen. Darauf ward trotz dem Proteste von Mohl, der dies Verfahren skandalös fand — denn der Stimmenschacher war schon damals im Schwang, und es fanden zwischen den Parteien fortgesetzt Verhandlungen statt über die Abstimmung — die Fortsetzung der Abstimmungen vertagt. Ein Minoritätsgutachten, das einige demokratische Einschaltungen brachte, erhielt am folgenden Tag gar nur 6 Stimmen. Dafür gelangte ein ursprünglich von Eisenstuck eingebrachter, dann aber von ihm zurückgezogener Antrag, dessen sich einige Kasinomitglieder angenommen hatten, endlich zur Majorität. Er sprach sich gegen die von Welcker vorgeschlagene Pauschalabstimmung aus, bestimmte aber, daß ohne Diskussion votiert werden und Verbesserungsanträge nur auf Unterstützung von 50 Mitgliedern zugelassen sein sollten. Ein zweiter Antrag Eisenstuck, der die Kremsierer Verfassung als für die zum Reiche gehörenden Teile Österreichs rechtsunverbindlich erklärte, ward mit ziemlich großer Majorität abgelehnt. So hatte denn der Antrag Welcker einen Erfolg gehabt. Die Verfassungsmisere war beträchtlich abgekürzt. Gagern freilich war mit diesem Resultat gar nicht zufrieden, er glaubte, sein preußisches Erbkaiserprojekt schon gesichert zu haben, und sah es nun wieder hinausgeschoben. So gab er und das ganze Ministerium die Demission, doch behielten sie ihre Ämter provisorisch bei, und dieser „provisorische" Zustand dauerte noch zwei Monate. Ernstliche Versuche zur Bildung eines neuen Ministeriums etwa aus dem linken Zentrum, das allerdings mit der Rechten eine sehr ungleichartige und unzuverlässige Koalitionsmajorität bildete, scheinen überhaupt nicht gemacht worden zu sein.

Es war dies das zweite Mal, daß die Erbkaiserfrage von der Tagesordnung abgesetzt werden mußte. Denn be-

reits bei der ersten Lesung der Verfassung im Januar war dieser wichtige Punkt zur Diskussion gekommen. Am 22. hatte Uhland seine berühmte Rede gehalten, in der er gesagt hatte, es sei dem natürlichen Wachstum der deutschen Eiche nicht gemäß, „wenn wir ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten.“ Der 23. brachte die Abstimmung, die uns heute etwas gar zu lizitationsmäßig erscheint. Es war vorgeschlagen worden, die Abstimmung mit der einjährigen Wahlperiode zu beginnen und bis zur Erblichkeit aufzusteigen. Der umgekehrte Weg wurde beliebt. Die von Dahlmann beantragte Erblichkeit blieb mit mehr als 50 Stimmen in der Minorität. Die lebenslängliche Dauer der Kaiserwürde fand gar nur 39 Anhänger, und die von Waitz vorgeschlagene 12jährige Wahlperiode 14! Mehr Aussichten hatte schon die sechsjährige, für die sich auch Uhland einsetzte, und die einer Präsidentschaft schon verdammt ähnlich sah, so daß auch ein großer Teil der Linken zugunsten dieses Antrags votierte. Er vereinigte 196 Stimmen auf sich. Auch Hartmann hatte, neben seinem Freund Ludwig Simon, dafür gestimmt. Sie gaben nachher mit einigen andern die Erklärung ab: „Die Unterzeichneten fanden in der dem Volkswillen von 6 zu 6 Jahren vorbehaltenen Wahl eines mit bloßem Suspensivveto bekleideten Reichsoberhaupts, trotz der die Grundsätze der Demokratie allerdings verletzenden Verpflichtung, dieses Reichsoberhaupt der Reihe der regierenden Fürsten zu entnehmen, dennoch so viel für die Souveränität des Volkes gerettet, um durch ihre für eine solche Wahl abgegebenen Stimmen dem Erfolge entgegenzustreben, daß die Versammlung sich zu gar keinem Beschluß einige und dadurch die Oktroyierung gewissermaßen selbst über sich herabbeschwöre.“ Nur die ganz „Unentwegten“ von der äußersten Linken, die Schlöffel, Titus, Gritzner, hatten von einem derartigen Kompromiß durchaus nichts wissen wollen, so daß Schoder den Witz machen konnte, der Antrag auf ein auf sechs Jahre zu wählendes Oberhaupt sei „in Folge einer heute wunderbarer Weise ersichtlich gewordenen Koalition zwischen der erbkaiserlichen Partei, einem Teile der äußersten Linken, einem Teile der spezifisch linken und ultramontanen Partei gefallen.“ Doch half all derartiges Bemühen nichts,

eine Einigung kam nicht zustande; auch der Antrag auf dreijährige Neubesetzung kam zu Falle. Vogt machte seinen Witz vom Kaiser auf Kündigung, und die ganze Frage mußte vertagt werden. Ein Antrag Hartmanns, einen neuen Ausschuß zur Vorberatung und Vorbereitung der Oberhauptsfrage niederzusetzen, kam gar nicht zur Diskussion.

So gewannen die Verfassungsprojekte nach Art des österreichischen wieder Spielraum. Das hinderte indessen die Versammlung nicht, den Verfassungsentwurf weiter durchzuberaten, und dem kaum imaginären Kaiser[1]) das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen u. s. w., zuzusprechen! Aber der ahnungsvolle Engel, der Reimchronist, hatte Recht:

Noch einmal wird die Kletterstange
Mit Gagern und Dahlmann, Deutschlands Rettern,
Hinan der abortierte Kaiser klettern.

Am Tage nach der Erledigung des Welckerschen Antrags wurde nach der im Antrag Eisenstuck projektierten Weise die zweite Durchberatung der Reichsverfassung in Angriff genommen. Die Sache noch mehr zu beschleunigen, beschloß man, täglich zwei Sitzungen abzuhalten. Und siehe! in fünf Sitzungstagen, vom 23. bis zum 28. März wurde die ganze Verfassung erledigt. Am 27. war noch, mit einer kläglichen Majorität von 4 Stimmen, der Erbkaiser glücklich unter Dach und Fach gebracht worden. Und auch das nur mit Hülfe eines Teils der Linken, nämlich Heinrich Simons und seines Anhangs, der mit der neu verstärkten Gagernschen Partei, dem sogenannten Weidenbusch-Verein, ein Kompromiß geschlossen hatte, wonach sie sich verpflichteten, für die Erblichkeit zu votieren, wenn andererseits diese ausschlaggebende Partei das schriftliche Versprechen abgäbe, keine Verfassungsänderung zuzulassen, und unverbrüchlich an dem — und dies war ein Zugeständnis, das sie bitter ankommen mußte —

[1]) Der Kaisertitel war allerdings noch mit 214 gegen 205, also der ungeheuren Majorität von neun Stimmen, angenommen worden.

allgemeinen, geheimen, direkten Wahlrecht, wie an dem suspensiven Veto festzuhalten. Schon gelegentlich des Welckerschen Antrags hatte Simon Ähnliches versucht, hatte aber bei seinen Verhandlungen mit dem Weidenbusch damals kein Resultat erzielt. Seitdem waren die Herren etwas kleinlaut geworden. Sie sahen ein, daß sie allein — denn auf die Unterstützung der Rechten, die sie den ganzen Sommer genossen, war seit der Zuspitzung der österreichischen Frage nicht mehr zu rechnen — die Sache nicht in ihrem Sinne würden durchführen können. Und so war denn nach manchem Hin und Her das Kompromiß doch noch zustande gekommen, und das Erbkaisertum auch ... Der folgende Tag ward zur feierlichen Kaiserwahl angesetzt. 290 Stimmen fielen auf den König von Preußen, während sich 248 Mitglieder der Abstimmung enthielten. Einige wenige von ihnen gaben kurze, der Sache angemessene Erklärungen ab, wie Schlöffel: „Ich wähle keinen Fürsten“, oder witzige, wie der „rote“ Fürst Waldburg-Zeil, der erklärte: „Ich bin kein Kurfürst“. Hartmann sagte: „Ich will nicht Teil haben an einem Anachronismus, und wähle nicht,“ was auf der Rechten Heiterkeit erregte. Allerdings war der „Anachronismus“ eine etwas gewagte Behauptung, wenn auch ganz im Sinne von Hartmanns Inschrift ins Parlamentsalbum.

Das Schicksal der Deputation, die man mit der Überbringung des Beschlusses an den preußischen Hof beauftragte, in all seinen halb traurigen, halb lächerlichen Einzelheiten, die schnöde Behandlung, die ihr von der arroganten Hofgesellschaft ward, dies alles ist bekannt. Der negative Ausgang der Kaisergesandtschaft, der alle die so lange und sorgsam gehegten Pläne Gagerns vernichtete, — der Anzeichen für diesen Ausgang waren für die, die Friedrich Wilhelms Charakter kannten, nicht wenige — stellte die Nationalversammlung vor das bis dahin noch ungelöste Problem der Durchführung der beschlossenen Reichsverfassung. Denn hier mußte sie nun eingreifen, hier mußte sie selbst Hand anlegen, wenn sie das Schicksal ihrer Schöpfung nicht von anderer Seite bereitet sehen wollte. Aber war das von einer Versammlung, in der bisher nur „rettende“ Taten im Gagernschen Stile gediehen waren, zu erwarten?

Als die Versammlung, die sich vertagt hatte, am 4. April wieder zusammentrat, stellte die äußerste Linke sofort den Antrag, über die Antwort des Königs zu beraten, und der Deputation keinen weiteren Spielraum zu lassen. Dieser auch von Hartmann unterstützte Dringlichkeitsantrag ward aber abgelehnt. In der umständlichen Debatte, die sich darüber entspann, welchem Ausschuß dieser Antrag zuzuweisen sei — etwas Wichtigeres hatte man nicht zu beraten — ging dem alten Schlöffel endlich doch die Geduld aus: „Wählen Sie einen Vollziehungsausschuß“ rief er mit seiner durchdringenden Stimme der Versammlung zu. Doch diese war wie immer unfähig, sich auf die Höhe der Situation zu erheben; sämtliche Anträge der Linken, die sich mit der durch die Ablehnung der Kaiserkrone geschaffenen Lage beschäftigten, wurden abgelehnt; und die Versammlung beschloß in diesem wichtigen Moment, der die äußerste Energie, die Ausnützung aller noch zu Gebote stehenden Zeit erfordert hätte, sich auf weitere acht Tage zu vertagen. „Sie bettelten im Geiste um einen Kaiser; sie lagen da, zernichtet, und horchten auf jeden Wind, der von Potsdam kam, und hofften, daß er am Ende doch noch die freudige Botschaft der Annahme bringen könne;“ so zeichnet Venedey treffend Stimmung und Lage der Majorität des Parlaments während der nächsten Tage. Und diese Stimmung spricht sich auch noch in den folgenden Beschlüssen aus, die alle keine Entscheidung brachten, nur die unendliche Redeflut von neuem entfesselten, während der Feind doch schon gerüstet ante portas war. Am 11. erstattete Simson den Bericht der Deputation über den traurigen Ausgang ihrer Mission. Ein Hagel von Anträgen ging auf die Versammlung nieder, jede Parteischattierung bestrebte sich, die Unfehlbarkeit ihres Mittels zu erweisen: von der äußersten Rechten, auf der Detmold die Anstrengungen des Parlaments, aus diesem Sumpf herauszukommen, in seinem Antrag ironisierte, der, in konsequenter Festhaltung des von der Rechten aufgestellten Grundsatzes der Vereinbarung, zur Klärung der Lage eine Vertagung der Versammlung um weitere vier Wochen forderte; bis zur äußersten Linken, auf der Schlöffel es aussprach: man dürfe sich mit ungehorsamen Fürsten nicht in Unterhandlungen einlassen; vielmehr als einzig passende Antwort auf die Potsdamer Provokation

verlangte, die Versammlung solle sich in Permanenz erklären. Keinem Staat stehe das Recht auf Abberufung von Abgeordneten zu, der die Bestimmungen über das Reichsoberhaupt enthaltende Teil der Verfassung werde außer Kraft gesetzt und an Stelle desselben trete ein fünfgliedriger, volkserwählter Vollziehungsausschuß. Gleichzeitig wird der Versuch gemacht, Erhebungen zum Schutze von Versammlung wie Verfassung zu veranstalten.

Kein Wunder, daß die immer noch „vertrauende" Majorität diesen Antrag zu weitgehend fand. Ein Antrag Heckscher will die Reichsregierung von den — Regierungen der Einzelstaaten ernannt wissen. Der Antrag Kierulff dagegen fängt das alte Spiel zwischen Ausschuß- und Plenarberatung von neuem an. Einem Ausschuß von 30 Gliedern soll der Deputationsbericht vorgelegt werden, er soll die Maßregeln vorschlagen, die zur Durchführung der Verfassung „trotz alledem" geeignet scheinen. Dieser Antrag fand merkwürdigerweise auch die Unterstützung des sonst so radikalen Vogt. Die Linke hatte noch mehrere Anträge eingebracht, Präsidentschaft statt Erbkaiser, oder Vollziehungsausschuß, Ausschreibung einer Wahl für eine neue souveräne Versammlung, — auf alle Fälle aber Appell ans Volk sind ihre Hauptpunkte. In der Debatte entwickelte Wurm, einer der Initianten des Kierulffschen Antrags, die geniale Theorie, „man könne der Meinung sein, daß der König von Preußen abgelehnt habe, Preußen aber nicht", welcher Unsinn in der Versammlung sogar noch Bewegung hervorrief. Moriz Mohl leuchtete aber diesen und ähnlichen Zweideutigkeiten in der gebührenden Weise heim, indem er den Widerspruch aufdeckte, der zwischen den geschaffenen Tatsachen und den Absichten der Majoritätsparteien bestand: „Wir halten unwandelbar an einer Verfassung mit einem Erbkaiser fest, den wir nicht haben", sei der mittelbare Sinn des Kierulffschen Antrags. An seine Stelle will er die Erklärung gesetzt sehen, die Oberhauptsfrage als eine offene zu betrachten. In einer glänzenden kurzen Rede — denn um ihre Reden in der alten Weise behaglich lang auszuspinnen, fehlte den meisten doch noch die nötige Gemütsruhe, — verteidigte Simon eine etwas entschiedenere Form des Kierulffschen Antrags. Doch

half alle Dialektik zu nichts: Das Haus nahm ihn unverändert an. Die Verwirrung muß auch auf der Linken ziemlich groß gewesen sein, da ein großer Teil gegen alle Zusätze stimmte und so an dem „Erbkaisertum ohne Erbkaiser“ festhielt. Darunter waren Vogt und Venedey, auch Moritz Hartmann, und selbst Ludwig Simon trotz seiner feurigen Gegenrede. Mit den Ausschußwahlen ward dann ein weiterer Tag vertrödelt. Diese erste Sitzung war typisch für die weiteren Beratungen: Es war die Taktik des Zuwartens, die von nun an immer siegreich blieb, das Nichtwissen, wohinaus man solle und wolle. Die tatenlustigen Anträge der Linken, deren Zielsicherheit man ja dabei immer dahingestellt sein lassen kann, deren Zweckmäßigkeit meist aber ganz unbestreitbar ist, fielen der schlaffen, nun an sich selbst und ihren Zwecken unsicher gewordenen Majorität zum Opfer. Und als endlich dieser passive Widerstand, den man auch Denkträgheit, Verantwortlichkeitsfieber oder Konsequenzenscheu nennen könnte, in offene Fahnenflucht überging gerade bei den Leuten, die „wie ein Mann“ für das „unwandelbare Festhalten“ ihre Stimme erhoben hatten, und als so die Linke das Übergewicht in der Versammlung erhielt, da war es längst zu spät und die beste Kraft schon verpufft . . .

Die Verhandlungen nahmen ihren schleppenden Gang weiter. Jeder Tag zeigte, daß die Versammlung auf die Kämpfe, die sie erwarteten, nicht gerüstet war, sich nicht rüsten wollte. So ward schon am 13. April ein Antrag Löwes, die Abberufung von Deputierten seitens der Regierungen sei unzulässig und ungiltig, abgelehnt! Dafür erging sie sich in einer eingehenden Debatte über die Spielbanken. Am 16. erklärten 29 österreichische Abgeordnete ihren Austritt, was geradezu als Antwort auf den Antrag Löwe erscheinen mußte — die Versammlung versenkte sich in die etwas verwirrten Verhältnisse des Staates Bernburg. Die Sitzungen wurden immer kürzer und oft mehrere Tage ganz ausgesetzt. Am 19. gelangten die beiden Noten zur Verlesung, die Preußen und Österreich an das Ministerium gerichtet. Es war die endgiltige Ablehnung der Kaiserkrone seitens Preußens, die mit heftigen Invektiven auf die Versammlung, die „den von ihr gehegten Erwartungen nicht

entsprochen habe", verquickte Abberufung der Abgeordneten seitens Österreichs. Nur Giskra erhob sich zu einem energischen Protest gegen die österreichische Note, sonst steckte das matte und matt gesetzte Parlament die beiden Ohrfeigen ruhig ein, und beriet über Postwesen und Flußschiffahrt, um dann einige Anträge der Linken zugunsten — der kämpfenden Italiener abzulehnen ... Bis zum 23. April waren die Hälfte aller österreichischen Abgeordneten, 56 an der Zahl, meist auf Grund der am 19. zu ihrer Kenntnis gebrachten Note, aus der Versammlung ausgeschieden, ohne daß sie aus ihrer unbegreiflichen Lethargie erwachte, die auch einem ihrer tüchtigsten Glieder, J. N. Berger, Anlaß zu seinem Austritt war. Sie mußte sich noch die blutige Verhöhnung gefallen lassen, die ihr der Deputierte Graevell deshalb antat, der die Mandate der Österreicher einfach kassiert wissen wollte, — und nahm Berichte über Feudallasten, Jagdgerechtigkeit und Eisenzölle entgegen ...

Endlich konnte auch der Dreißiger-Ausschuß das Resultat seiner Erwägungen vorlegen. Die Linke sollte jetzt den Lohn dafür ernten, daß sie den Antrag Kierulff unterstützt hatte. Was bei den ganzen Beratungen, mit und ohne Ausschuß, herauskam, zeigt am besten Raveaux' Äußerung über eine „Verbesserung" des Majoritätsantrags: „Tun Sie noch einmal nichts, beschließen Sie noch einmal, nichts zu tun," welche er der Majorität zurief, die ihre Stärke nur durch Abstimmungen kundgab. Und die Versammlung beschloß in der Tat, nichts zu tun. Sie nahm einen Antrag an, der die Regierungen aufforderte, „sich aller Anordnungen zu enthalten, durch welche dem Volke die verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel, seinen Willen kundzugeben, in diesem entscheidenden Augenblick geschmälert oder entzogen würden." An die Regierungen der Kleinstaaten konnte das nicht gerichtet sein. Denn diese hatten ja die Verfassung anerkannt, meist unter dem Drucke des Volkswillens, den die Versammlung in ihrem Beschlusse zu schützen sich einbildete, als ob nicht vielmehr sie des Schutzes durch das Volk bedurft hätte. Und die großen Regierungen bewiesen ja gerade dadurch, daß sie die Verfassung nicht anerkannten, daß sie den Willen der Reichsversammlung, somit diese selbst, nicht im geringsten respektierten. Welche Naivetät gehörte

also dazu, diesen Beschluß vorzuschlagen! Welche größere, ihn zu fassen! Dieser Antrag war von Schubert gestellt und eine bedeutende Verwässerung des Kommissionsgutachtens, das an sich schon ein ehrliches Stück von Leisetreterei ist. Das mußte auch allen klar sein, die nicht in den Schranken parteilicher Vorurteile befangen waren. Der Bericht der Minorität sagt darüber mit treffender Schärfe: „Wir haben bereits erfahren, was die Politik des Zuwartens und der Unentschiedenheit für Früchte trägt. Diese Politik hat uns den Waffenstillstand von Malmö zuwege gebracht, in dessen Folge wir heute noch den dänischen Krieg zu führen haben, den wir durch die Verwerfung des Waffenstillstandes schon im vorigen Herbst hätten beendigen können. Diese Politik hat den Verlust Deutsch-Österreichs verschuldet, das wir bei rechtzeitigem, kräftigen Einschreiten zu erhalten vermochten. Diese Politik endlich hat die Gewalt der Reaktion in den größeren deutschen Staaten so anschwellen lassen, daß gerade durch sie unser Verfassungswerk in Frage gestellt werden könnte." Was wollte nun die Linke an die Stelle dieser Politik der Untätigkeit, des „Fortwurstelns" setzen, wie wollte sie handelnd eingreifen? Die Minorität selbst war wieder in sich gespalten. Der radikalere Teil unter Führung Ludwig Simons erklärte nicht nur die Kaiserfrage durch die Ablehnung Friedrich Wilhelms IV., um die Würde des so brüskierten Parlaments zu wahren, für erledigt, sondern will auch den Reichsverweser, der durch die letzten Erklärungen der österreichischen Regierung in eine schiefe Stellung geraten war, seiner Funktionen entbunden sehen. Das freundliche Anerbieten Preußens, die provisorische Zentralgewalt zu übernehmen, wird aus leicht begreiflichen Gründen abgelehnt, vielmehr vorgeschlagen, ohne Verfassungsänderung eine neue Exekutivgewalt in Form einer aus der Versammlung selbst hervorgehenden, fünfgliedrigen Reichsregentschaft zu schaffen, der alle kaiserlichen Machtbefugnisse zu übertragen seien. Einberufung eines Reichstags auf den 1. Juli, Vereidigung von Militär, Bürgerwehr und Beamtenschaft auf die Reichsverfassung, Aufstellung einer bewaffneten Macht zum Schutze der Versammlung, Proklamation ans Volk, es über die gefahrvolle Lage aufzuklären — dies sind die Punkte, in denen zunächst und in erster Linie ein aktives Vorgehen angestrebt

wird. Wie man sieht, im Wesentlichen dieselben Vorschläge, die die Linke später, als sie zur Mehrheit in der zertrümmerten Versammlung gelangte, zu spät durchsetzte und auszuführen suchte. In ihnen erkennen wir das, was die Lage der Dinge tatsächlich erforderte, wollte man sich nicht dazu verurteilt sehen, die Hände in den Schoß zu legen. Das war's aber, wozu sich das Parlament durch Annahme des Schubertschen Antrags selbst bestimmte.

Der gemäßigtere Teil der Linken hatte sich um Raveaux auf einer anderen Plattform vereinigt. Sie steht, indem sie von der Auffassung ausgeht, daß keine Veranlassung bestehe, die Kaiserwahl für erledigt zu erklären, dem Programm der Majorität bedeutend näher, ist auch in der Wahl ihrer Mittel äußerst zahm, obwohl sie die Zweckmäßigkeit der radikalen Vorschläge nicht in Abrede stellen kann. Nicht die Nationalversammlung selbst soll die Ausführung in die Hand nehmen: der Zentralgewalt wird das meist überlassen. So sehen wir, daß selbst ein großer Teil der Linken es an dem gehörigen Nachdrucke fehlen ließ. Der Antrag eines gewissen Schulz aus Darmstadt ist deshalb bemerkenswert, weil in ihm allein die Nationalversammlung als über den Fürsten stehend betrachtet wird: wer von ihnen die Verfassung nicht anerkennt, gelte als abgesetzt! .. Das Resultat der viertägigen Debatte ist uns bereits bekannt: ein weiteres Hinauszögern jeden Beschlusses, der aus dem Irrgarten der Konflikte hinausführen konnte.

So hatte die Reichsversammlung den ganzen April zugebracht, ohne den Finger zu rühren, die Verwirklichung der beschlossenen Verfassung durchzusetzen. Und es war kein Absehen, daß sich dieser Zustand ändern werde. Während so seine Vertreter nach dem Witzwort Vogts, bei dem lauen Frühlingswetter lauen Gemütes unter dem Schatten eines grünenden Weidenbusches saßen und beschlossen, nichts zu tun, raffte sich das Volk, das sie nach Frankfurt gesandt, wieder auf, die bedrohte Verfassung, die bedrohte Einheit und Freiheit zu retten. Für die Versammlung kam jetzt alles darauf an, welche Stellung sie zu diesen rasch an Ausdehnung gewinnenden Verfassungsbewegungen einnehmen würde . . .

Wir haben schon öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß, von seinen satirischen Skizzen abgesehen, Hartmann sich dem politischen Parteigetriebe fast ganz fernhielt. Sehr selten tritt er als Redner auf, selten hat er seine Unterschrift unter den Antrag eines Fraktionsfreundes gesetzt, an keiner Ausschuß-Beratung nimmt er teil. Hat er im Sommer 48 die heitere Frankfurter Geselligkeit ausgekostet, den Herbst dem unglücklichen Wien gewidmet, im Winter sich in die Maske des Pfaffen Maurizius gekleidet, der Frühling läßt alle Quellen seines poetischen Empfindens, wieder sprudeln, erweckt seine lange schlummernde, dann nur unter der Verkleidung der Satire sich uns zeigende dichterische Schaffenskraft aufs neue. Wir haben mit Verwunderung gesehen, daß der Reimchronist, sonst so gesprächig, uns über die Vorgänge des April nichts zu sagen hat; und wir finden, daß unser Dichter in diesem Monate aus der Kutte gekrochen ist, um sich einem ernsteren poetischen Plane zuzuwenden, der ihn seit längerer Zeit beschäftigte. Er sagt hierüber wenig später in dem von Dräxler-Manfred herausgegebenen Rheinischen Taschenbuch auf das Jahr 1850: „Unter den Porträts der größten deutschen Berühmtheiten in der Bibliothek zu Weimar, fiel mir das bescheidene, melancholisch und etwas einfältig blickende Bild eines jungen Mädchens in der Tracht des vorigen Jahrhunderts auf. Auf meine Frage erwiderte mir mein sehr gefälliger Cicerone, Bibliothekar Kreuter: ‚die unglückliche Luise von Eisenach.‘ — Unglückliche Luise von Eisenach? Wer ist das? — ‚Sie war die Tochter des Herzogs von Eisenach, liebte einen Grafen, wurde dafür von ihrem harten Vater in irgendeine Einsamkeit verbannt, wo sie ein Kind geboren haben, und wie man sich auch erzählt, an Gift gestorben sein soll.‘ — Das ist alles, was ich über die unglückliche Luise von Eisenach erfuhr. Herr von Wydenbrugk, weimarischer Staatsminister, versprach mir (während der Oberhauptsdebatte), (d. h. also Ende Januar), die auf die traurige Geschichte bezüglichen Aktenstücke zu verschaffen. Aber das dauerte mir zu lange, — das Bild in der Bibliothek zu Weimar fiel mir wieder ein, — ich mußte das Gedicht schreiben, das mich seit jener Zeit verfolgte. So schrieb ich es in einigen Aprilnächten, bevor ich die Aktenstücke aus Eisenach erhalten konnte. Von Herrn von Wydenbrugk er-

fuhr ich nur, daß es die Kreuzburg war, wohin Luise verbannt worden.“ So gibt uns diese „Vorbemerkung“ zugleich mit der Entstehungsgeschichte auch den Inhalt des kleinen epischen Gedichtes „Luise von Eisenach“. Man muß zugestehen, daß es ein ziemlich mageres Sujet von mäßiger Originalität ist, das unsern Dichter da „verfolgte“. Und es ist ihm nicht gelungen, das hineinzulegen, was es vermissen läßt. Auch in der Verstechnik bleibt Hartmann hinter vielen seiner früheren Leistungen zurück. Man merkt da deutlich den Einfluß der Reimchronik, die, ihrer Art nach salopper gebaut, verwildernd auf seinen Stil einwirken mußte. Doch hat das kleine Epos oder, besser gesagt, das versifizierte Novellchen, unstreitig auch Vorzüge. Die feine Zeichnung der Landschaft, die künstlerische Diskretion, die den Stoff gruppiert, endlich der zartduftige Zauber einer Mondnachtstimmung, der darüber liegt, — und einer Mondnacht an der Wartburg — machen es uns schwer, mit den Schwächen des Gedichts allzuhart ins Gericht zu gehen, zu denen besonders noch ein merkwürdiges Zerflattern der sonst ganz einheitlichen und straffen Komposition gegen das Ende zu gehört. Der Versuch, durch Vertiefung der Gegensätze das Problem aus dem Individuellen, Skizzenhaften zum Typischen zu erweitern und zu erheben, erscheint verfehlt. Die Charaktere sind blaß und kraftlos gehalten, keine Persönlichkeiten, sondern Schemen, nirgends erhöht eine eingeschaltete Episode Spannung und Interesse. Kurz, es ist nicht viel des Guten, was wir dieser Schöpfung des Reimchronisten nachsagen dürfen. Ein gewisses Ruhebedürfnis, Kampfesmüdigkeit sprechen aus ihr. Und doch fehlte ihm zu kraftvoller poetischer Konzentration, jenem Insichversinken, die nötige Ruhe, wie es denn ein halbes Wunder erscheinen muß, daß dieses Gedicht in einer Zeit entstehen konnte, da alles voll atemloser Spannung politische Sterndeuterei trieb und unruhig besorgte, was die Zukunft bringen mochte. War ja doch auch Hartmann nicht nur mit all seinem Interesse bei der Sache, sondern stellte auch mal außerhalb der Paulskirche seinen Mann, wenns grad not tat.

Am Ausgang des Jahres 1848 hatten sich auf Anregung Eisenmanns, wie die erbkaiserliche Partei im Weidenbusch, die verschiedenen parlamentarischen Gruppen der Linken im

„Märzverein“ zusammengeschlossen, der bald 150 Mitglieder zählte und in seinen einzelnen Lokalorganisationen fast über ganz Deutschland verzweigt war; eine Gliederung, die richtig vertieft und im rechten Moment angewandt, der demokratischen Partei eine ansehnliche Schlagfertigkeit sichern mußte. Auch Hartmann hatte sich ihm mit den andern Genossen natürlich angeschlossen ... Diese Organisation war seit langer Zeit unfruchtbarer Debatten ein entschiedener taktischer Erfolg und Fortschritt der Linken, doch ein Erfolg, der erst in seinen Wirkungen sich zeigen mußte. Ihn an sich zu feiern, war eigentlich weiter kein Grund. Doch war bei der Linken die Neigung, ihre kleinen Siege im parlamentarischen Gefecht zu „begießen“, von jeher groß gewesen. So hielt sie sich auch hier an den löblichen Grundsatz, die Feste zu feiern, wie sie fielen. Zum 24. Februar, dem Jahrestag der französischen Revolution, ward nach Mainz ein großes Bankett ausgeschrieben, zu dem viele Abgeordnete aus Frankfurt herüberkamen, unter ihnen Fröbel, natürlich der Mainzer Zitz, Wesendonck mit seinem Freund Hartmann. Es ward viel getrunken und im Namen der guten Sache unglaublich viel hochgebrüllt „für die Freiheit, für die Gleichheit, für die allgemeine Bruderliebe, mit einem Worte: für die sozial-demokratische Republik“, wie der Festbericht sagt (das Wort: sozial-demokratisch hatte damals allerdings bei Weitem nicht die heutige Bedeutung), denn es gab selbst im Februar 49 noch Leute, die Wunder was für die gute Sache getan zu haben glaubten, wenn sie nur Lunge und Bauch nicht geschont hatten. Das war die Art, wie der deutsche Spießbürger Politik machte, und Spießbürger gab es auch auf der Linken nur zu viel. Nicht weniger als siebzehn Toaste wurden losgelassen: auf die europäische Revolution, die Republik, die sozialen Bestrebungen der Gegenwart — eine ziemlich bedeutungslose Phrase, denn in sozialen Dingen war der Blick selbst der Demokratie noch getrübt, klarer sahen außer den Männern, die sich um das Banner der Rheinischen Zeitung scharten, nur wenige — ferner auf die Wiener Jugend, Franzosen und Völkerverbrüderung, Ungarn und Polen, das alte Inventarstück des deutschen Liberalismus, und vieles andere noch, was, wie Piepmeyer sagt, der Raum anzuführen verbietet. Auch Hartmann ließ sich von dem allge-

meinen Redestrom mit fortreißen. Er feierte die römische Republik: „Bürger! Ich sehe mich um in dieser vom Volke für das Volk geschmückten Halle, ich lese die herrlichsten Namen fast aller Völker und Zeiten. Da lese ich Rousseau, Robert Blum, Börne, Thomas Moore, aber es fehlen noch herrliche Namen einer großen entschwundenen Zeit, es fehlen die Namen der größten Römer. Wo sind die beiden Gracchen, die ersten großen Sozialisten, die ersten Freunde der Armen und Notleidenden? Wo ist Brutus, der große Tyrannenmörder? Wo ist Cassius, der Ahnherr aller Demokraten? Wir müssen gut machen, was eine leicht verzeihliche Vergeßlichkeit übergangen hat, wir müssen gut machen an den Enkeln, was wir durch diese Vergeßlichkeit an den großen Ahnherren verbrochen haben. Würdig dieser großen Ahnherren haben sich die Römer von heute, haben sich die Italiener gezeigt. Sie sind aufgestanden nach einer langen schmachvollen Nacht, — sie haben sich erhoben und zehnfache Fesseln gebrochen. Es tut not, Ihr Bürger! ihnen zu sagen, daß wir nichts gemein haben mit jenen Fürstenknechten, mit jenen deutschen Söldlingen an den Grenzen Italiens, die die neue Freiheit, die neue italienische Republik bedrohen. (Bravo!) Wir müssen ihnen sagen, daß wir nichts gemein haben mit den Fürsten und Dynasten, welche mit den Fürsten und Dynasten Italiens konspirieren, um die junge Freiheit, diese junge Blume, zu unterdrücken. Wir müssen ihnen sagen, daß wir die große Wahrheit erkannt haben: Alle Völker sind Brüder. Die Freiheit der Völker ist nicht eroberungssüchtig, die Freiheit der Völker will die Freiheit eines anderen Volkes nicht unterdrücken. Wir müssen ihnen unsern Glückwunsch zu ihrer neuerworbenen Freiheit bringen. Ihr Bürger! ich schlage Euch vor, daß wir diesen Gruß in einer Adresse an die junge Republik Rom und Florenz aussprechen. (Bravo!) Von ihnen, den Italienern, ging, nachdem die griechische Bildung zertrümmert war, ein neuer Strom von Bildung, ein neuer Strom von Licht aus über ganz Europa. Das Gefühl für das Schöne, für das Edle, strömte von Italien aus. Die Wiedererhebung Europas wird wieder in Italien beginnen. Sagen wir ihnen, daß wir das von ihnen hoffen; sagen wir ihnen, daß wir sie bewundern. — Wenn Ihr zufrieden seid, daß wir ihnen das in einer Adresse aus-

sprechen, so erhebt Euch zum Zeichen der Sympathie Alle. (Die ganze Versammlung erhebt sich unter dreimaligem, donnerndem Lebehoch-Ruf.) In diesem Sinne, Ihr Bürger! wird eine Adresse abgehen an die Römer, unterschrieben von Abgeordneten der Linken, und in diesem Sinne schließt Ihr Euch auch an, und wir werden sagen dürfen: Eine große Volksversammlung von Deutschland, eine große Versammlung von deutschen Demokraten bringt der römischen Republik ihr Hoch!" (Dreimaliges Hoch.) So blutdürstig, wie man sich, zur gegenseitigen Erleichterung, auf derartigen Versammlungen gebärdete, war man tatsächlich nicht, im Gegenteile, eher zu zahm; und die niemals fehlende Phrase vom Tyrannenmord hat in Wirklichkeit nicht mehr auf sich als der harmlose Witz jenes wandernden Handwerksburschen, der den Tyrannenmord als seinen natürlichen Beruf bezeichnete, was dem inquirierenden Polizei-Gestrengen ein gliederschüttelndes Entsetzen einjagte ...

Einer der jüngsten und radikalsten Redner, der auf dem Mainzer Demokratenfest zu Worte kam, war der „Bürger Bamberger von Mainz", der die Eröffnungsrede schwang, in der er in schneidigem Ungestüm darlegte, wie alles bisher Errungene nur Schein sei, und erst die Zukunft, für die er „wutschäumenden Blutes" zu kämpfen auffordert, das Echte bringen könne. Schon in Frankfurt, wo er sich als Berichterstatter für die Mainzer Zeitung aufhielt, hatte er flüchtig die Bekanntschaft Hartmanns gemacht, die sich später, in den traurigen Jahren des Exils, zu einer Freundschaft vertiefte, die mehr als eine Probe bestehen sollte und übers Grab hinaus dauerte ... Indessen ging das Fest der Reden zu Ende, und friedlich, im Bewußtsein vollbrachter Arbeit, fuhr man gemeinsam nach Frankfurt zurück ...

Die von der Frankfurter Versammlung beschlossene Reichsverfassung hatte im Lande im großen und ganzen eine günstige Aufnahme gefunden. Hatten einzelne, besonders die konsequenten Republikaner, allerlei auszusetzen, und war natürlich ein absolutes Ideal damit nicht erreicht, so war sie doch ein enormer Fortschritt gegen die frühere Zeit im Sinne freiheitlicher Entwicklung. Besonders, daß es der rastloser Agilität der Linken noch gelungen war, das allgemeine Wahlrecht durchzusetzen, mußte die Sympathien der großen Masse

wieder wecken. So war, wo während der Beratung es erloschen war, das Interesse für die vollendete Verfassung wieder erwacht und gab sich täglich in großartigen Demonstrationen kund. Schon im April waren von den Kammern von Sachsen, Württemberg, Preußen und vieler kleinerer Staaten Adressen an die Frankfurter Versammlung gelangt, die sie zum tapferen Ausharren auf dem einmal eingenommenen Standpunkt ermutigen sollte. Die Antwort der Regierungen auf dies Vorgehen ihrer Volksvertretungen war die Auflösung der Kammern. So rasch reiften die Früchte des Schubertschen Antrags . . .

Der König von Württemberg ward durch die Volksaufregung zur Annahme der Verfassung gezwungen, trotz seinem heftigen Widerstreben. Der König von Sachsen, dem ein Gleiches drohte, flüchtete sich, durch preußische Unterstützungsversprechen in seiner schroff ablehnenden Haltung bestärkt, aus Dresden. Es wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, die sich sofort nach Frankfurt wandte, um sich auf die Autorität der Versammlung stützen zu können und auch ihre tatkräftige Hülfe in Anspruch zu nehmen. Denn die Erhebung hatte ja die von ihr proklamierte Verfassung zur Basis, war also legal selbst im Sinne des verzopftesten Doktrinärs. Die Versammlung beschloß auch sofort, die Zentralgewalt, die bereits einen Reichskommissär abgesandt hatte, und das Reichsministerium mit den weiteren Maßnahmen zu betrauen. Dies in einem Augenblicke, da preußische Truppen bereits zur Unterdrückung der Verfassungsbewegung in Sachsen eingerückt waren. Die Linke war natürlich für kräftige Maßregeln gegen diesen Reichsfriedensbruch, an den die Gagernsche Partei auch nach den authentischen Berichten des preußischen Staatsanzeigers nicht glauben wollte, um nicht gegen Preußen handelnd auftreten zu müssen: Trotz den Enthüllungen Vogts, der mitteilte, wie der sächsische König schon zum Nachgeben bereit gewesen und erst durch die mittelbare Intervention Friedrich Wilhelms zum Widerstande bewogen worden, wie ferner der Reichsverweser selbst den König von Württemberg zum Festhalten an dem Vereinbarungsstandpunkte aufforderte, hielt man an Ministerium und Zentralgewalt fest und ging über die Anträge der Linken zur Tagesordnung über. Gagern erklärte mit seinem gewöhnlichen Pathos, das den besten Teil seiner staatsmännischen Weisheit ausmachte, er werde sich

noch im letzten Augenblicke zwischen die schon gezogenen Waffen werfen, — was aber nicht verhinderte, daß er in Frankfurt sitzen blieb, und der Entwicklung der Dinge ruhig, d. h. tat- und ratlos zusah . . .

Von diesen jäh ausbrechenden revolutionären Bewegungen erhoffte, mit der ganzen Linken, auch Hartmann viel. „Wir leben hier“, schreibt er Anfang Mai, „in gewaltiger politischer Aufregung und es wird auch äußerlich nicht lange mehr ruhig bleiben, die Revolution wird wie ein Lauffeuer bald das ganze westliche Deutschland durchrennen.“ Wenig später: „Die Sachen stehen schlecht in Deutschland, so schlecht, daß sie über Nacht gut werden können. Dieses eben will ich abwarten und meine teure Mutter, Deutschland, in ihrer Krankheit nicht verlassen. Entweder wir machen binnen wenigen Wochen eine ganz fürchterliche Revolution oder wir fallen in einen Zustand zurück, der unerträglicher sein wird, als der vormärzliche. Den einen Trost haben wir, daß sich die Monarchie so gründlich zugrunde gerichtet hat, wie es kein Radikalismus der Welt vermocht hätte, und da wir den frommen Glauben haben, daß sich nichts mehr halten kann, was der allgemeinen Meinung und Überzeugung zuwider ist, so haben wir die Hoffnung, daß manches Böse unwiederbringlich verloren ist.“

Aber die Richtung der Politik der Paulskirche war ein- für allemal vorgezeichnet, solange die Versammlung in dieser Zusammensetzung beisammen blieb. Die Linke mußte begreifen, daß sie von ihr mit allen oratorischen Mitteln und Argumenten ein entschiedeneres Vorgehen nicht erreichen konnte. Schon einmal hatte ihr der Entschluß, den sterilen Boden der Paulskirche zu verlassen, nahe gelegen; warum führte sie ihn jetzt, unter diesen anscheinend günstigeren Umständen, nicht aus? Warum trat sie nicht zum Volk, das sich zum Widerstand zusammenscharte, heraus, es anzuführen? Wäre das nicht lediglich eine etwas radikalere Konsequenz der von ihr selbst vorgeschlagenen Maßregeln gewesen? Die Reichsverfassung, für die sich das Volk allerorten zu erheben bereit schien, war ihre Operationsbasis. An ihr festzuhalten, hatte das Parlament mit aller Entschiedenheit, deren es fähig war, erklärt. Sie durchzuführen war nach ihrer eigenen Auffassung ihre nächste Aufgabe. So konnte die Linke hoffen, daß

die Gewalt der Tatsachen selbst die schlaffe Versammlung zur Energie zwingen werde. Aber die Linke täuschte sich auch hier. Denn als es so weit gekommen war, scheuten die Gemäßigten der Versammlung vor der selbstgestellten Aufgabe zurück. Sie zogen die Konsequenz ihrer Beschlüsse, aber nach der verkehrten Richtung. Die erwählte Sache im Stiche lassend, trat fast der ganze rechte Flügel der Versammlung aus. Im Laufe des Monats Mai legten auf die Weise über zweihundertfünfzig Abgeordnete ihr Mandat nieder. Das aber kam so. Wir haben gesehen, daß Gagern und sein Anhang jedes Vorgehen der entschiedeneren Parteien, das den unausweichlichen Kampf um die Verfassung aus einem harm- und wirkungslosen Zungengefecht in einen Kampf realer Gewalten verwandelte, mißbilligte und zu hintertreiben wußte. Doch sah er nur zu gut ein, daß er zum mindesten den Anschein der Untätigkeit vermeiden müßte, während das Volk zum Schlagen rüstete und aus ganz Deutschland Adressen über Adressen einliefen, in denen sich die rüstige und wehrfähige Kraft des Landes dem Parlament, wenn es nur aushalten wollte, zur Verfügung stellte, unter seiner Führung in die Entscheidungsschlacht zu ziehen. Nun vermied er aber alles vorsichtig, was die Kraft der Gegner hätte schwächen können: ihre Hauptstütze war ja Preußen, der Angelpunkt seiner Politik. Darin bestand eben seine Diplomatie, die aus allen seinen Reden wiedertönte; und der Eindruck dieser Reden blendete. So hatte er auch den Antrag, die Truppen der verfassungstreuen Staaten auf die Reichsverfassung zu vereidigen und so für sie in Pflicht zu nehmen, zu Falle gebracht, was die Kleinstaaten in ihrer Haltung wieder schwankend machte, diese Truppen des Palladiums, um das sie sich scharen sollten, und so auch die Verfassungskämpfer ihres besten Kerns beraubte. Er selbst fühlte, daß er sich gegen den Drang einer immer stärker werdenden Volksbewegung auf die Dauer nicht werde halten können, die in ihren Mitteln, wenn auch eigentlich in ihrem Ziele nicht, weit über seine nächsten Absichten — falls er überhaupt welche hatte — hinausging. Er verfiel deshalb auf die gloriose Idee, an den Reichsverweser selbst die formelle Frage, von der er die weitere Beibehaltung der Ministerpräsidentschaft abhängig machte, zu richten, ob er entschlossen sei, an der Durchführung der Verfassung mitzuwirken.

Nun sagte aber das Gesetz über die Zentralgewalt ausdrücklich, daß der Reichsverweser von jeder Mitarbeit an der und jeder Einwirkung auf die Verfassung ausgeschlossen sein sollte. Und dieses Gesetz war von niemand anderem inspiriert als von — Gagern selber. So machte er also dem Erzherzog, dem ja, wie wir sahen, an der Verfassung wenig gelegen war, die Antwort leicht. Er berief sich einfach und ganz korrekt auf das Gesetz, das ihm eine Tätigkeit in dieser Richtung verbot — und Gagern hatte die bequeme und gesuchte Gelegenheit, sich aus der hoffnungslos verfahrenen Affäre zu ziehen, indem er seine Ministerwürde nun tatsächlich und endgiltig niederlegte. Nach einer mehrtägigen Pause, die den Zentren schon unheimlich wurde, und die die Linke ihrerseits zu Vorstößen gegen den Reichsverweser und die Politik des entlassenen Ministeriums benutzte, stellten sich die Abgeordneten Graevell und Piepmeyer-Detmold dem erstaunten Hause als die neuen Minister der Zentralgewalt vor. Diese Wahl konnte über die wahren Absichten des Reichsverwesers unmöglich länger im Zweifel lassen. Sogar Welcker wurde auf einmal wieder radikal und erklärte das neue Ministerium in seinem Antrag für eine „Beleidigung der Nationalrepräsentation." Dies nützte aber alles nichts, Graevell und Kompagnie blieben im Amt, so weit war man schon von den Grenzen des wahren Konstitutionalismus abgerückt. Und das Haus ließ merkwürdigerweise die Herren ungestört fungieren, die Abgeordneten richteten gar noch, trotz diesem Mißtrauensvotum, Interpellationen an sie, ohne daß ihnen diese Ungereimtheit zum Bewußtsein kam.

So war der Stein durch die passive Assistenz der Gagern und Genossen doch noch endlich ins Rollen gekommen, und dafür, daß es so bald nicht wieder ein Halten gab, jenen Zustand schläfriger Stagnation, aus dem man jetzt glücklich heraus war, dafür sorgte schon die Linke.

Jetzt sah man ein, daß man über die Zentralgewalt hinweggehen, oder, wie die Linke es formulierte, das Werkzeug zerbrechen mußte, das man selbst geschaffen. Aber über Mittel und Wege lag man sich natürlich sofort wieder in den Haaren. Da war eine Reichsstatthalterschaft, einem der verfassungstreuen Fürsten als Provisorium zu übertragen, die

noch verhältnismäßig viele Anhänger zählte — der doch erst zu beseitigenden Zentralgewalt ähnlich wie ein umgewendeter Rock. Denn die Zentralgewalt mußte man vorher noch wegschaffen: Erzherzog Johann, nach der Kaiserwahl von Gagern zum Bleiben bewogen, resignierte nicht freiwillig: die Regierung des „ausgeschlossenen" Österreich veranlaßte ihn, den Posten beizubehalten, auf dem er seit Jahresfrist Regierungen und Dynastien so gute Dienste geleistet ... Vor der Annahme dieser Reichsstatthalterschaft sollte noch eine fünfköpfige Reichsregentschaft eingesetzt werden, die die Zentralgewalt zu ersetzen berufen sein sollte. Auch die Gemäßigten waren einer derartigen Reichsstatthalterschaft zugeneigt; einstweilen aber sollte, wünschten sie, die Regierung — Gagern übertragen werden. Ein Antrag des Abgeordneten Schneer, eines der „unbedingten" Gefolgsleute Gagerns, wollte die „reichsoberhauptliche Gewalt" sogar an den — Erzherzog-Reichsverweser höchstselbst übergehen lassen! So wenig hatte das zweideutige Benehmen Johanns Klarheit in den Köpfen dieser Männer geschaffen.

Der Vorschlag des Ausschusses, dem all diese Anträge zur Vorberatung vorgelegen hatten, brachte die uns bekannte Reichsregentschaft als Ersatz für die abgeschaffte Zentralgewalt, während ein schwarzweißer Heißsporn, den der Ruhm des Erbkaisers von Gagerns Gnaden vermutlich nicht schlafen ließ, als „erblichen Reichsstatthalter" den — Prinzen von Preußen an die Spitze der Regierung berufen wissen wollte. Zwischen diesen Extremen pendelte die Versammlung hin und her, unschlüssig, wenn ihr von der einen Seite „Abwarten" als bewährtes Mittel, auf der andern von Löwe offener Kampf gegen die preußische Regierung, „ein Gouvernement der Barbarei und des Despotismus" gepredigt wurde. Bei der Unverhülltheit, mit der das Berliner Reaktions-Kabinett seine Zurüstungen gegen das deutsche Parlament, die Verfassungsstreiter und ihr Palladium traf, mußten sich auch die Maßregeln, die diesem Parlament zur Beschlußfassung vorlagen, immer mehr auf den antipreußischen Standpunkt zuspitzen. Natürlich war, daß die preußische Erbkaiserpartei hier nicht mehr mithalten wollte, die, solange es ging, dieser selben Regierung die Stange gehalten hatte — es ist hier nur an die Erklärung gegen den Steuerverweigerungs-

beschluß der Berliner Kammer zu erinnern. Schon am 18. Mai sagte deshalb Jordan: „Es bleibt uns jetzt nichts weiter übrig, als gegen Sie (die Linke) rein verneinend anzukämpfen, solange wir noch eine Aussicht auf Erfolg haben; wenn diese aber verschwunden sein wird, diese Stellung aufzugeben.“ Also diese Abgeordneten des deutschen Volkes sahen ihre Aufgabe darin, selbst in diesem Momente höchster Gefahr für das Haus und sein Werk, den Parteikampf im Innern bis zum Äußersten zu führen, statt sich mit geeinter Kraft gegen den zu wenden, der aus seiner Gegnerschaft nie ein Hehl gemacht hatte! Die Linke hatte in der Kaiserfrage, um dem Ganzen nicht zu schaden, sich unterworfen. Auf diese Weise lohnte jetzt die Kaiserpartei für ihre Hingabe. Nur die radikalste Fraktion suchte schon jetzt mehr außer- als innerhalb des Parlaments zu wirken. Sie erließ einen Aufruf, der mit den Worten begann: „Zu den Waffen, deutsche Männer in allen Gauen des Vaterlandes! Die Verbindung der Fürsten, die Hochverrat an dem Volke und dem Vaterlande begehen wollen, liegt klar zu Tage.“ (Kolb, a. a. O.)

Als es dann zur Abstimmung kam, wurden die entschiedeneren Ausschußanträge abgelehnt: es war die letzte Abstimmung, an der sich die Partei Gagerns beteiligte, und sie benutzte ihr letztes Votum ganz in Gemäßheit des Programms, das Jordan eben noch so schön entwickelt hatte. Die übrigens sehr geringe Mehrheit erlangte der erwähnte Antrag auf Errichtung von Reichsstatthalterschaft und Reichsregentschaft. Am folgenden Tage erklärten Gagern und 65 Gesinnungsgenossen infolge dieses Beschlusses ihren Austritt. Vor die Alternative gestellt, für die Verfassung zu kämpfen oder auf ihre Durchführung Verzicht zu leisten, haben sie sich ohne viel Gewissensbisse für den Verzicht entschieden. Die Rücksicht auf Absichten und Willen ihrer Wähler hatten ja diese Partei nie gedrückt, wie wir schon an manchem charakteristischen Beispiel sahen. Ebensowenig bekümmerte sie das jetzt. Aber die Geschichte muß ihnen die Verantwortung für die Folgen ihrer Desertion aus Charakterschwäche auferlegen. „Alle verkehrten Maßregeln, die die Nationalversammlung von jetzt an genommen hat, insbesondere die Verlegung derselben nach Stuttgart, die Wahl einer Regentschaft, — fallen

den kaiserlichen Ausreißern zur Last", sagt der ehrliche, aber im blauen Nebel seiner beschränkten Doktrin etwas unsicher herumtappende Venedey, einer der letzten Stuttgarter Getreuen. Aber eine der wesentlichsten Konsequenzen dieses Massenaustrittes war offenbar die, daß der zurückbleibende Rest unmöglich berechtigten Anspruch erheben konnte, als Vertretung der ganzen Nation angesehen zu werden. „Das Austreten einer ganzen Seite zernichtete übrigens den Charakter der Gesamtheit des ersten deutschen Parlaments, und wurde so die Ursache, das dasselbe nur noch als eine Partei erscheinen, als solche behandelt und aufgelöst werden konnte," und in der zornigen Verzweiflung des Mißerfolgs der geliebten Sache schleudert er den flüchtenden Gegnern den Vorwurf von Verrat, Feigheit, Engherzigkeit, Selbstüberschätzung und Einfalt ins Gesicht.

Für den Ausgang des deutschen Verfassungskampfs haben übrigens diese letzten Zuckungen des von der hohen Stellung, die es bei seinem Zusammentritt einnahm, längst herabgesunkenen Parlamentes höchstens symptomatische Bedeutung. Das Schicksal entschied über die nächsten Jahre des deutschen Volks auf den Schlachtfeldern Badens ... Die wichtigste Frage, die nach dem Austritt der 66 zur Entscheidung kam, war die Verlegung der Nationalversammlung aus Frankfurt. War dieser Beschluß wirklich ein solches Unheil, wie Venedey glaubt? Die Versammlung war tatsächlich in Frankfurt nicht mehr genügend sicher. Die Besatzung bestand aus preußischen und österreichischen — also der Versammlung und ihren Bestrebungen feindlichen — Regimentern, die auf einen Wink ihrer Regierungen die Spitzen ihrer Bajonette gegen die Paulskirche gekehrt hätten. Der Kriegsminister Peucker hatte durch seine Haltung diese Dislozierung unterstützt, und die kalte Zweideutigkeit, mit der er bei diesbezüglichen Interpellationen sie als Zufall oder ein Ergebnis momentaner Umstände hinzustellen suchte, machen es zum mindesten nicht unglaubhaft, daß er als Preuße seine Direktiven von Potsdam entgegennahm. Andererseits muß man die Motivierung, mit der nach dem Verlegungsbeschluß viele Deputierte ihren Austritt erklärten: ihr Mandat laute nur nach Frankfurt, als eine geradezu kindliche, um nicht zu sagen kindische bezeichnen. Das Mandat war, eine Verfassung zu

machen, alles andere Nebensache. Und wie konnten die an der Berechtigung der Versammlung zweifeln, ihren Sitz zu verlegen, die der Berliner Regierung das Recht, ihre Kammern nach Brandenburg einzuberufen (von Olmütz ganz abgesehen) ausdrücklich zuerkannt hatten? . . . Aber diese Emigration der Reichsversammlung hatte wirklich ihre Schattenseiten, die nicht ernstlich genug in Erwägung gezogen worden zu sein scheinen. Erstens mußte Frankfurt für die Badische Bewegung gewissermaßen zum Richtungspunkt werden, und überhaupt das Zentrum für alle, die sich tätig für die Verfassung einsetzen wollten. Außerdem war aber Frankfurt als freie Reichsstadt mehr imstande, etwas zum Schutze der Versammlung zu tun, als das von einer allerdings verfassungsfreundlichen, doch schwankenden Regierung abhängige, selbst mehr zu Worten als zu Taten neigende Stuttgart. Man hätte nur die energischen und radikalen Volkswehren der Umgebung, wie z. B. Hanaus und Offenbachs heranziehen müssen, dann hätte man die paar Besatzungsregimenter nicht zu fürchten brauchen. Aber es war mit der Verlegung noch ein anderer Plan verbunden, und es mußte nun nur darauf noch ankommen, ob die Versammlung stark genug war, ihn in ihrem jetzigen Zustande zur Ausführung zu bringen. Es wurde angestrebt, zwischen den neunundzwanzig verfassungstreuen Staaten eine engere Verbindung herzustellen, um für sie wenigstens die Reichsverfassung zu sichern. Man wollte nun einen Kern schaffen, an den sich das andere ankristallisieren könne. Und als diesen Kern bot sich ganz von selbst Württemberg, das größte der verfassungstreuen Länder, dar. So kam dieser Gedanke der Verlegung nach Stuttgart ganz natürlich. Man mag sich darüber wundern, daß der Rest des Parlaments sich nicht gleich in das Gebiet des aktiven Kampfs für die Verfassung begab, Einladungen nach Baden und Heidelberg lagen ja auch vor. Aber, so unglaublich das auch klingt, der zurückbleibende Rumpf war in seiner Mehrzahl nichts weniger als radikal gesinnt, im Gegenteil ängstlich darauf bedacht, jeden Schritt zu vermeiden, der sich nicht vom Standpunkte des Unbedingt-Erforderlichen rechtfertigen ließ, um nicht in den Verdacht zu kommen, revolutionär zu sein. Er hielt viel strenger an der erbkaiserlichen Verfassung *fest, als* die ehemalige Erbkaiserpartei. So betrachtete es auch

die spätere Reichsregentschaft stets als ihre Aufgabe, die schwebenden Konflikte ohne Blutvergießen zu lösen. Als ob dies möglich gewesen wäre, wenn man ernstlich die Absicht hatte, den Widerstand zu organisieren! Das aber die Absichten ernst waren, läßt sich hinwiederum kaum bezweifeln, wenn auch neuere Historiker vielfach dies in Abrede zu stellen und die ganze Reichsregentschaft und ihre Tätigkeit mehr als eine Komödie darzustellen suchen. Allein das Zeugnis Ludwig Simons in seiner Memoirenschrift spricht deutlich und laut genug: „Mir dünkt, auch nur ein einziges Opfer sei ein zu hoher Preis für den leeren Schein einer konsequent durchgeführten Rolle“ . . . So war aber selbst noch im letzten Rest des so viel gespaltenen deutschen Parlaments jene unselige Spaltung zwischen dem Willen in Bezug auf das Ziel und dem Nicht-Wollen der notwendigen Mittel vorhanden.

Daß Stuttgart selbst durchaus nicht der geeignete Boden war, wie man sich anfangs, trotz den eindringlichen Warnungen der schwäbischen Abgeordneten, wie z. B. Uhlands, geschmeichelt, sollte man nur zu bald merken. Sagte Ludwig Simon doch schon während der Debatte: „Das Ministerium Römer, dessen bisherige Verdienste um die deutsche Freiheit ich nicht bestreiten will, steht gegenwärtig auf dem Standpunkt eines bis zu einem gewissen Grade freiheitlichen Partikularismus; von einer tatsächlich innigen Hingabe an die deutsche Sache ist auch dort nicht mehr die Rede.“ Und der Stuttgarter Philister war um kein Deut besser, als der gemeindeutsche, auch bei ihm war der Mund das Hauptorgan der Begeisterung, seine eigene werte Person und den noch werteren Geldbeutel brachte er möglichst weit vom Schuß. So war die Situation des flüchtenden Parlaments in Stuttgart vielleicht noch unbehaglicher, als in dem verlassenen Frankfurt. Am 30. Mai hatte der Verlegungsbeschluß stattgefunden, am 6. Juni trat man im Saal der württembergischen Kammer wieder zusammen.

Keiner hat die Erinnerung an diese „letzten Tage des deutschen Parlaments“ mit beredterer Feder festgehalten als Moritz Hartmann, der seinem Mandate bis zur letzten Stunde treu blieb. „Wie herzlich auch die Aufnahme war,“ erzählt er, „welche wir in Heilbronn, wo sich der größere Teil der Abgeordneten sammeln sollte, fanden, wie freundlich man

uns überall auf württembergischen Boden aufnahm, so konnte sich wohl doch ein großer Teil unserer Schar des Gefühles nicht erwehren, daß es zu Ende gehe. Die Pflicht hatte uns die Unternehmung geboten, die Hoffnung saß wohl nur bei wenigen im Reisewagen. Hundert Kleinigkeiten erschienen uns oder wenigstens mir, in diesem Zustande bedeutungsvoll und auf Auflösung nach allen Seiten hinzudeuten. Fortwährend mußte ich an den Schulmeister gedenken, den wir am selben Tage in einem Gasthause auf Badener Gebiete getroffen hatten. Er war sonntäglich gekleidet und machte kein Hehl daraus, daß er dem Großherzog nachziehe, ja, er proklamierte es laut, so oft er glaubte, daß Revolutionäre in der Nähe seien, offenbar wünschend, von ihnen seiner großherzoglichan Treue wegen mißhandelt oder zurückgehalten zu werden. Es zog ihn nicht im geringsten zum Großherzog; er war mit ganzer Seele bei dessen Feinden, und einmal, in einem ekstatischen Zustande, stieß er ein brünstiges Gebet für die Revolution und die Verfassungskämpfer aus. Weinend aber versicherte er, es bleibe nichts anderes übrig, als mit dem Großherzog Frieden zu machen, weil alles verloren sei. Dieser Schulmeister war mir das trübe Bild des deutschen Volkes . . . Im Gasthause zu Heilbronn sahen wir zwei reisende junge Mädchen, deren eines als Mann verkleidet war. Höchstwahrscheinlich auf der Flucht und schutzlos, wie sie waren, schufen sie sich auf diese Weise einen fingierten Schutz. Sie hatten nichts Abenteuerliches in Wesen und Benehmen, und man sah es ihnen an, daß nur die Not sie zu solcher nicht ganz weiblichen List gezwungen hatte. Alle Anwesenden, samt den Wirtsleuten, gingen auf ihre Absichten ein, obwohl niemand auch nur einen Augenblick getäuscht war. Romantik ist eine schöne Sache, wo sie einem aber auf solche und ähnliche Weise im Leben entgegentritt, da deutet sie immer auf Zustände, wie sie nicht sein sollten. Ich gestehe, daß die Serenaden und feurigen Ansprachen, die uns in Fülle zuteil wurden, wenig zu meiner Erheiterung beitrugen; auch Heinrich Simon war sehr nachdenklich, nur Jacoby bewahrte jene unerschütterliche und erstaunliche heitere Ruhe, welche sagt: »impavidum ferient ruinae«. Rappard saß auf seiner Stube und zerstreute sich mit mikroskopischen Untersuchungen. Glücklicherweise waren diese meine speziellen

Reisegefährten so geartet, daß sie selbst in solchen Zeiten sich den Sinn für alles das bewahrten, was in ruhigeren Jahren ihrem Geiste, ihrem Gemüte und Schönheitsgefühle wohlgetan. Mit Jacoby konnte man immer von Kant und überhaupt von Philosophen und Dichtern sprechen; von Heinrich Simon erinnere ich mich, daß er mir selbst auf dieser Reise, da doch unsere Geister so sehr eingenommen und beunruhigt waren, sehr ausführlich über seinen Landsmann, den alten Dichter Logau sprach, den er bis ins einzelnste und zum großen Teil auswendig konnte und an dessen letzter Ausgabe er sein Teil hatte. Ja, er lieferte mir sogar einen Lustspielstoff aus Logaus Jugendleben . . . Es war mir nicht schwer, solche Reisegefährten zu einem Besuche bei Justinus Kerner in Weinsberg zu bewegen, und dieser Besuch bildete in jener bewegten und, in unsern Gemütern noch mehr als äußerlich, ruhelosen Zeit eine schöne Idylle. Weinsberg war mir als sagenhafter Boden der Weibertreue, als geschichtlicher des Bauernkriegs und als Aufenthalt eines lieben Dichters und sonderbaren Magiers interessant und bis zu einem gewissen Grade heilig als ehemaliger Aufenthaltsort meines teuren Nikolaus Lenau, der mir in schönen Jugendtagen oft von Weinsberg erzählt hatte. Es war ein herrlicher Sommernachmittag, an dem wir durch das schöne Land dem schönen Städtchen entgegenfuhren; aber ich will Fahrt und Land und Kernerhaus nicht näher beschreiben, wohl fühlend, daß sich meine Beschreibung dem ‚Besuch bei Justinus Kerner von David Strauß‘ nicht im Entferntesten nähern würde. Der alte Magus empfing uns überaus freundlich, und ich hatte die schmeichelhafte Genugtuung, die ich nicht im geringsten erwartet hatte, mit meinen Versen von ihm gekannt zu sein. Seine Erscheinung machte mich Anfangs etwas stutzig, denn er sah gar nicht so aus, wie ich mir einen Geisterseher vorgestellt hatte. Groß, breitschulterig, und dick wie er war, begriff man es nicht, wie er in die Gesellschaft durchsichtiger körperloser Geister paßte, und wie sich in solch derber Körperlichkeit eine Phantasie eingenistet haben sollte, die so phantastisches Zeug ans Tageslicht brachte und selber daran glaubte. Hatte man sich aber nach einiger Zeit an diese Wohlbeleibtheit gewöhnt, und brachte man es dahin, von dieser zu abstrahieren und nur den

großen Kopf mit den langen Haaren und den halb erloschenen Augen, über denen sanfte Dämmerung schwebte, für sich allein zu betrachten: dann allerdings konnte man das Resultat der Betrachtung mit der vorgefaßten Vorstellung von Justinus Kerner in Einklang bringen. Was uns rasch für ihn einnahm, war der Umstand, daß er sich sofort als unsern Gegner auf politischem Felde offenbarte und daß er uns trotzdem mit so großem Wohlwollen entgegenkam, als ob nichts zwischen uns stände. Ach, wie selten waren in jener Zeit solche Erscheinungen! Selbst wenn er uns ironisierte in unseren Bestrebungen, war es, als ob er uns und die Leiden, die uns erwarteten, nur beklagte. Von Anklage, von Verdächtigung unserer Absichten war in Wort und Benehmen keine Spur. Doch hing er als veralteter Romantiker mit ganzer Seele am Alten. Bei Erwähnung Böhmens brach er in ein Lob des Katholizismus aus und rühmte die Zeit, da die Welt von Mönchen angefüllt war. Dieser Mann, den man immer mit Ludwig Uhland zusammen nannte, war ganz und gar das Gegenstück dieses klaren, ruhevollen, edeln Geistes, der immer auf festem, irdischem Boden stand, an Leid und Freud' der Gegenwart Anteil nahm, sich über Vergangenheit nicht täuschte und die Zukunft nach Kräften gut und schön mit aufzubauen strebte, und wahrhaftig, es wird doch niemandem einfallen, diesen Ludwig Uhland als Romantiker im schönsten Sinnne des Wortes unter Justinus Kerner zu stellen . . . Nachdem wir in seinem reizenden Hause einige Zeit gemütlich verplaudert hatten, führte uns Justinus Kerner durch seinen Garten in den historischen Turm, welcher während des Bauernkrieges allerlei Greuel gesehen und in dessen Fenstern jetzt die berühmten Kernerschen Äolsharfen wie Geister über Gräbern Klagelieder aushauchen. Auf dem Wege dahin stützte sich Justinus auf meinen linken Arm und sprach von der Glückseligkeit des Klosterlebens, dann mit einem Male hielt er inne, drückte meinen Arm fest an seine Seite, ergriff meine Hand und fragte, indem er sein Gesicht dem meinigen näherte: ‚Fühlscht du nit, wie unser Nervegeischt zusammeschtimmt?‘ Ich bestätigte das; er war darüber voller Freude, bedauerte, daß ich ihn wieder verlassen solle, da offenbar zwischen uns ein inniger Rapport bestehe, und riet mir am Ende, von den revolu-

tionären Wegen abzulassen. Dann, während sein Sohn Heinrich Simon in einen Turm führte, wo junge Mädchen für den Fall eines Aufstandes Patronen machten, zeigte mir Justinus Kerner die seinem Hause gegenüberliegende kleine Wohnung, in welcher Lenau gehaust hatte und in der noch sein melancholisches Porträt hing. Es war in dieser Stube, unter diesen traurigen Augen noch trauriger, als in jenem Turmgemache, das die Äolsharfen mit ihren geheimnisvollen Klagen erfüllten . . . Die Stimmung, in der wir das Haus des Magus verließen, war im Ganzen eine gemütliche; seine feine Ironie oder Ironisierung der revolutionären Bestrebungen war um so weniger verletzend, als er, sobald man mit ihm diskutieren wollte, zugab, daß sein Konservatismus rein Gemütssache sei, da er an mehreren Gliedern der königlichen Familie mit großer Freundschaft hänge, und daß er in der Theorie eigentlich gar nichts gegen uns einzuwenden habe und uns Recht geben müsse. Ein einiges, großes und freies Deutschland wäre gewiß eine sehr schöne Sache, und man müßte aller Poesie, jedes Edelsinnes bar sein, wenn man für diese Idee nicht empfänglich, ja begeistert wäre; aber die Sache, wie die Dinge einmal standen, sei zur Zeit nicht ausführbar, und er persönlich hätte zu großes Mitleid mit denjenigen, die, wenn man es erreichte, darunter zu leiden hätten. Das sei ja allerdings nicht gesprochen, wie ein Politiker sprechen sollte, aber er sei ja auch kein Politiker, und er wolle sich als alter, blinder Mann auch nicht in Dinge mischen, welche naturgemäß das jüngere Geschlecht auszufechten habe. Unter solchen Bedingungen und Zugeständnissen konnten wir uns seine Widersprüche gefallen lassen, und das um so leichter, als die Witze, die er damit verband, nie gegen uns, sondern gegen seinen eigenen Sohn, der sich im höchsten Grade revolutionär zeigte, gerichtet waren . . . . Wir schieden als gute Freunde, und selbst Jacoby, jener klare Verstand, der Landsmann und Jünger Immanuel Kants, der rationelle Arzt, sprach auf dem ganzen Wege von dem guten Eindruck, den ihm sein geistersehender Kollege gemacht hatte. Was mich betrifft, so glaube ich nach einzelnen sehr klugen und klaren Äußerungen Justinus Kerners schließen zu dürfen, daß er in seinen alten Tagen nur noch deshalb Geister sah, weil er ihre Existenz in seiner Jugend zu laut proklamiert hatte . . . .

In Heilbronn, wo sich indessen mehrere Abgeordnete gesammelt hatten, wurden wir mit großen Volksdemonstrationen empfangen, denen am nächsten Tag noch andere und größere folgten und an denen auch die Bürgerwehr Teil nahm. Indessen erinnere ich mich nicht mehr an die Einzelheiten, die diese bezeichneten, da die damalige Zeit an solchen Äußerungen reich und diese einander meist sehr ähnlich waren. Ich weiß nur, daß uns der Empfang in Heilbronn einen Eindruck machte, der uns zu dem Glauben berechtigte, daß wir in Württemberg willkommen seien und daß das württembergische Volk aufrichtig und mit Wärme an der Reichsverfassung hänge. Viele ausgezeichnete Württemberger, darunter Mitglieder des Landesausschusses, Kammerabgeordnete und Schriftsteller kamen uns von Stuttgart aus entgegen, und mit diesen bestiegen wir einen mit schwarz-rot-goldenen Fahnen, Blumen und Guirlanden geschmückten Eisenbahnzug, um uns in die Hauptstadt zu begeben. Auf jeder Station wurden wir von großen Volksmassen begeistert empfangen, am bedeutungsvollsten aber dürfte die Begrüßung erscheinen, die uns in Ludwigsburg zu Teil wurde .... Dort, unter den Augen des Hofes, der sich dahin geflüchtet hatte, drängte sich eine große Anzahl von Soldaten, meist Artilleristen, an uns heran, um uns ihre Sympathie, ihre Überzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache, auszudrücken. An ihrer Spitze stand ein Unteroffizier der Artillerie, ein sehr schöner, junger Mann, dessen Worte und Benehmen viel Bildung verrieten und der in höchst klarer, ruhiger, aber darum nicht minder schwungvoller Rede auseinandersetzte, wie die Sache des Volkes auch die Sache der Armee sei. Man hatte bei allen diesen Symptomen, auch ohne sanguinisch zu sein, die größten Hoffnungen hegen dürfen. Ich gestehe, daß ich trotzdem von großen Hoffnungen weit entfernt war, will das aber weniger meinem Scharfsinn zuschreiben, als dem leidenden Zustande, in dem ich in Stuttgart ankam ... Wer die Augen öffnen wollte, konnte sich überzeugen, daß es in der Haupfstadt anders aussah, als im offenen Lande. Die Bürgerwehr, die uns feierlich empfing und sich dem Parlamente feierlich zur Verfügung stellte, war offenbar zu einem großen Teile für uns; auch die unteren Volksschichten und Alles, was in den Mittelklassen mit der liberalen Partei zu-

sammenhing. Aber man wußte doch nicht, was wir in den Falten unserer Toga mit uns brachten; wir waren eine geheimnisvolle Erscheinung und darum bis zu einem gewissen Grade unheimlich. Die große Mehrheit war von unserem Rechte durchdrungen, voll Achtung für uns, als die Vertreter der Nation, und zwar als das kleine Häuflein von Vertretern, das in diesem kritischen Momente aushielt, während die große Mehrzahl auf Befehl oder Drohungen der Regierungen auseinanderstob und die Fahne der Nation schmählich im Stiche ließ. Von unserem Rechte und, ich darf wohl sagen, von dem Achtungswerten unserer Lage war Jedermann durchdrungen; wagte doch selbst die Regierung in ihrer Proklamation weder das Eine noch das Andere zu leugnen; aber die Stadt war ruhig, und wir brachten vielleicht die Revolution, wir brachten vielleicht den Straßenkampf, eine neue Krise und eine Zukunft voll Unsicherheit ... Nicht alle, die für das Recht waren, waren zugleich für einen Kampf um dieses Recht und alle aus einem solchen Kampfe entspringenden Möglichkeiten. Die Begeisterung, die Ehrerbietung, die man uns zeigte, hatte etwas Gedrücktes, sowie bei aller Bewegung, die wir brachten, die ganze Atmosphäre nicht aufgeregt, gewitterhaft wurde, sondern ohne Schwüle gedrückt blieb. Ein großer Teil der Einwohner dieser Stadt, welche sich damals noch nicht, wie das heute der Fall ist, durch Handel und Gewerbe unabhängig gemacht hatte, hing mit dem Hofe zusammen und lebte vom Hofe. Dieser Teil war uns ausgesprochen feindlich; dieser betrachtete uns mit düstern Blicken, während der andere, wenn auch mit Sympathie, doch zugleich melancholisch zu uns herübersah. Dies ist die Wahrheit über die damalige Stimmung in Stuttgart, wenn auch der Enthusiasmus, der uns in den nächsten Kreisen umgab, manchem Abgeordneten vielleicht ein anderes Bild in der Erinnerung zurückließ. Die Agitatoren des Landes, die Mitglieder des Landesausschusses, diejenigen, die uns unsere eigentliche Basis schaffen sollten, waren selber niedergeschlagen, denn sie hatten in den letzten Tagen Erfahrungen gemacht, infolge deren sie uns die Übertragung des Parlamentes widerraten haben würden, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Die traurigste dieser Erfahrungen war die, daß mehrere Städte, die sich eifrig für

die Reichsverfassung gezeigt hatten, plötzlich lau wurden, als sie zu merken glaubten, daß sie durch die Grundrechte gewisse, aus alten reichsstädtischen Zeiten herabgekommene Privilegien, die ihnen einen Teil ihrer Einkünfte sicherten, verlieren könnten ... Zur Ehre des Landesausschusses sei es gesagt, daß er vom Momente unserer Ankunft an, trotz mancher entmutigenden Täuschung, seine Tätigkeit sofort wieder aufnahm und zu Allem bereit war, was die Nationalversammlung, als einzige berechtigte Vertreterin der Nation, beschließen würde ... Schon am Abend nach unserer Ankunft erfuhren wir, daß unser Kollege, der Minister Römer, den Kopf verloren habe, daß er besinnungslos zwischen seiner Wohnung und dem Schlosse hin und her renne, und man sprach die Vermutung aus, daß er sich, sobald er ein wenig zur Besinnung gekommen, dem Parlamente als Feind gegenüberstellen werde. Dieser Mann war vor Allem ein Württemberger, und vor Allem schreckte ihn der Gedanke, daß seine Heimat mit in die Revolution hineingezogen werden solle. Dies war auch bei andern Württembergern, auch bei Ludwig Uhland der Fall; aber dieser Letztere, obwohl er die Übertragung des Parlamentes nach Stuttgart widerraten hatte, obwohl ihm unser Beschluß wahrhaften Schmerz verursachte, dachte doch, wie die meisten andern württembergischen Abgeordneten, groß genug, um trotz aller persönlichen Gefühle auf Seiten des Rechts und der Nation auszuharren, seine Besorgnisse und Schmerzen nicht weiter zu berücksichtigen und den Beschlüssen der einzigen berechtigten Behörde und seinem Mandate Folge zu leisten. Dies war um so rühmenswerter, als die Gefahr für die württembergischen Abgeordneten, wie es damals schien, größer sein konnte, als die der andern, da sie unmittelbar und auf heimischem Boden gegen ihre Regierung auftreten mußten. Römer erkannte zwar als Advokat ebenfalls das Recht der Nationalversammlung, und zwar bis auf den letzten Moment der Auflösung und selbst über diesen hinaus, aber vor Allem fühlte er sich als Württemberger und als Minister des Königs von Württemberg. Sein bureaukratisches Gewissen war stärker als sein rechtliches und patriotisches; er sprach sich für die Pflicht aus, die Jedermann bestreiten konnte und gegen die Pflicht, die Niemand und er selber nicht bestritt ... Am 5. Juni hatte

sich in Stuttgart bereits die beschlußfähige Anzahl (100) von Abgeordneten eingefunden und am Abend fand eine Vorversammlung statt, in welcher die Fortsetzung der Sitzungen gleich für den nächsten Tag bestimmt wurde. Diese Vorversammlung war nicht ohne Interesse. Alte Freunde und Parteigenossen, die nun seit mehr als einem Jahre miteinander getagt und, da sie immer in der Minderheit waren, man darf wohl sagen, miteinander gelitten hatten, fanden sich hier nach einer Trennung von nur wenigen Tagen mit Gefühlen zusammen, als ob zwischen Frankfurt und Stuttgart lange Zeiten und unendlich große Räume lägen. Jedermann hatte irgendwelche Abenteuer zu erzählen; die Hessen hatten bereits den Weg zwischen den beiden Städten verlegt, und so hatten sich die Einen mit allerlei Schwierigkeiten mitten durch sie hindurchschlagen oder schleichen müssen, während die Andern zu großen Umwegen durch die Pfalz oder durch Bayern gezwungen waren. Diese kleine Schar, deren jeder Einzelne von seinem Rechte durchdrungen war, mußte sich von einem Orte nach dem andern nach Art einer Räuberbande begeben, zerstreut und in einzelnen Abteilungen, damit doch wenigstens ein Teil glücklich am Endziele anlange. Und da wir nun endlich zusammen waren, was wird unser ferneres Schicksal sein? Wahrlich, unsere Lage war keine lachende; die meisten von uns hatten das Bewußtsein, daß wir einen letzten und äußersten Versuch zur Rettung der Freiheit machten und daß, wenn dieser Versuch mißlang, mit ihm vielleicht unser ganzes Leben zugleich ein mißlungenes wurde. Trotzdem herrschte in jener Versammlung die Heiterkeit des Wiedersehens, unsere Partei hatte im Laufe des Jahres eine Art Familiengefühl bekommen, viele einzelne Mitglieder waren untereinander aufs innigste befreundet, und zu alledem kam, daß die große Mehrheit der Anwesenden sich gerade durch das Schwierige unserer Lage gehoben fühlte . . . Am 6. Juni Morgens neun Uhr versammelten wir uns auf dem Rathause, um uns von da nach der württembergischen Kammer zu begeben. Bürgerwehr bildete den ganzen Weg entlang ununterbrochene Spaliere, und hinter diesen drängte sich das Volk, um uns durch Zuruf zu begrüßen und zu ermuntern. Der kleine Saal der württembergischen Kammer war groß genug, um die deutsche Nationalversammlung,

welche einst in den weiten Räumen der Paulskirche kaum Platz hatte, bequem zu beherbergen. An die große, säulengetragene Rotunde mit den weiten Galerien gewöhnt, war es uns hier zumute, als befänden wir uns in einem hübschen Familienzimmer. Indessen war unsere Schar nicht so klein, als man gewöhnlich annimmt. Hundertunddrei oder hundertundfünf Mitglieder waren bereits anwesend; Manche, die zur äußersten Linken gehörten und die uns unter andern Umständen gewiß begleitet hätten, waren als Teilnehmer an der Pfälzer und badischen Bewegung in der Ferne, wie z. B. Ludwig Bamberger[1]) aus Mainz, Trützschler, Martin,[2]) Würth aus Sigmaringen u. a. Nahe an fünfzig waren mit „Entschuldigung" abwesend und gehörten de facto noch zur Nationalversammlung, obwohl sie ihrem ganzen Wesen nach nichts mehr mit uns zu tun hatten und nur noch aus Politik, um abwarten zu können, ihre Austrittserklärungen verzögerten. Zu diesen darf man wohl die Herren Beseler, Edel, Robert Mohl, Tellkampf und andere zählen . . . Löwe von Calbe wurde zum Präsidenten gewählt, und es begannen sofort die Debatten, welche die Schöpfung eines neuen Mittelpunktes, einer neuen Zentralgewalt zum Zwecke hatten. Der Reichsverweser konnte als Vertreter der Zentralgewalt von uns nicht anerkannt werden; er hatte keine der Pflichten erfüllt, die er beschworen, und die Gewalt, die man ihm anvertraut hatte, gegen die Nation gekehrt, die ihn an die Spitze gestellt. Wir waren mehr als berechtigt, wir waren verpflichtet, diese Zentralgewalt als null und nichtig wenigstens zu erklären, und es war geboten, eine neue zu schaffen, für den Fall, daß ihr noch irgendeine Wirksamkeit gegönnt wäre. Die Debatten, die sich in Bezug darauf entspannen, sowie die Debatten der folgenden Tage zeichneten sich vor denen der Paulskirche vorteilhaft durch ihre Kürze aus. Man fühlte wohl, daß man keine Zeit zu verlieren hatte, und es war keine Partei da, in deren Interesse es lag, vor allem Zeit zu gewinnen und die revolutionäre Kraft verrauchen zu

[1]) Bamberger war erst in den letzten Tagen gewählt worden.

[2]) Martiny, der übrigens gleich darauf seinen Austritt erklärte, weil die Versammlung nach seiner Ansicht „ein Bleigewicht an der Bewegung sei".

lassen, wie das ein Jahr hindurch in der Paulskirche der Fall gewesen. Nur um vor der Nation unsere Schritte zu motivieren, hielt noch Vogt eine seiner glänzenden Reden. Was in dieser ersten Sitzung noch auffallen mußte, war die größere Tätigkeit, die Uhland jetzt entwickelte. Es war ein Antrag von ihm auf der Tagesordnung und er sprach auch einmal vom Platze. Weil die Gefahr da war, wurde dieser Edle auch tätiger. Er griff unmittelbar ein, während er sich in der Paulskirche immer im Hintergrund gehalten hatte, und er sprach frisch weg und eifrig seine Meinung aus, da es ihm doch sonst eine große Überwindung kostete, eine Rede zu halten. Ich erinnere mich, wie ich ihm in der Paulskirche, als er nach seiner Kaiserrede die Tribune verließ, einige Schritte entgegeneilte, in der Besorgnis, daß ihm, aufgeregt wie er war, etwas begegnen könnte, und wie er mir beinahe atemlos versicherte, daß er mehr als zwei Dritteile dessen, was er sagen wollte, vergessen habe. Jetzt war es anders. Er sprach kurz, aber entschieden und präzis, horchte nach allen Seiten, blickte überaus ruhig und war wie ein Steuermann, der auf alles achtet. Der Minister Römer nahm sich neben ihm wie das böse Gewissen aus; er schob sich auf seinem Sitze hin und her, beugte sich bald vor-, bald rückwärts, fuhr sich mit den Händen übers Gesicht, und murmelte viel vor sich hin, ohne ein lautes Wort zu sprechen . . . In dieser ersten wie in allen späteren Stuttgarter Sitzungen wurden uns Ergebenheits-Adressen vorgelesen oder angekündigt, die allerdings von vielseitigem guten Willen zeugten, gegen die aber Unsereiner schon längst abgehärtet war. Ebenso kamen uns verschiedene Geschenke zu und unter diesen auch noch ein Beitrag zur deutschen Flotte, was wohl Manchen noch hätte lachen oder lächeln machen können, wenn man damals überhaupt zur Beobachtung der komischen Momente und der komischen Seiten unserer Lage gestimmt gewesen wäre. Es war damals schon ebenso schwer, an die deutsche Flotte zu glauben, wie an eine deutsche Reichsverfassung. Am Nachmittag des 6. Juni gingen wir an die Wahl der Reichsregentschaft. Mehr oder weniger hatten wir Alle die Überzeugung, daß wir damit etwas Illusorisches begannen, und gewiß waren die fünf Männer, die wir zu Reichsregenten ernannten, von dieser Überzeugung

durchdrungen. Desto größer war ihr Opfer, daß sie sich zu einem Versuche hergaben, der wie ein Spiel ausfallen konnte, ja, der alle Wahrscheinlichkeit des Mißlingens für sich hatte. In der Tat ist die Selbstverleugnung, die diese Männer zeigten, nicht genug zu rühmen. Man sage, was man wolle, man mache alle Witze, welche Gefallenen gegenüber so leicht zu machen sind, so ist es doch wahr, daß Charaktere und Intelligenzen, wie Heinrich Simon, Raveaux, Schüler, Becher, Vogt, selten in einer Regierung vereinigt sind, und man darf behaupten, daß solche Männer, wo sich ihnen nicht Unmöglichkeiten entgegenstellen, ein Regierungskollegium bilden würden, das hoch über allen Regierungen stünde, welche uns besiegt haben. Man vergleiche diese Männer mit den Ministerien und Regierungen der damaligen Zeit und sage, ob hier zu viel behauptet oder übertrieben werde. Daß sie mit unbestreitbarem Rechte auf ihrer Seite doch unterlagen und das vorgesteckte Ziel nicht erreichten, das beweist nur, daß Recht, Charakter und Geist auf dieser Erde nicht immer, vielleicht am seltensten den Sieg davon tragen und daß dieser häufiger ihren Antagonisten, ihrem Gegenteil bestimmt ist. Die Wahl der Reichsregenten wurde von den Gallerien mit Begeisterung aufgenommen, und in der ganzen Umgebung der Kammer erscholl gewaltiger Jubel, als man von Einsetzung der Reichsregentschaft vernahm. Ich gestehe, daß dieser Jubel, als er in den Sitzungssaal eindrang, mein Herz mit den schmerzlichsten Gefühlen und mit der größten Bitterkeit erfüllte. Aber es blieb uns nichts mehr übrig, als wenigstens die Form des Rechtes zu erfüllen, da es uns, die wir von der Majorität der Nationalversammlung, sagen wir es nur gerade heraus, feige verlassen waren, nicht gegönnt war, das Recht selbst zu verwirklichen. Wir versuchten das Letzte und Äußerste, wenn es auch bereits wie ein leeres Spiel aussah, und mit kaltem Blute, nach jahrelanger Abkühlung scheint mir dieses Spiel noch immer würdiger, als die Desertion der Mehrzahl, die so rasch den Regierungen gehorchte und die Fahne dahinwarf, die ihr die Nation in die Hände gegeben. Was wir taten und begannen, war Moschus, den wir dem sterbenden Rechte eingaben, um noch Tage oder Stunden zu gewinnen, während welcher eine heilsame Krisis, eine Rettung möglicherweise eintreten konnte ... Am 8. Juni

nahm Fürst Waldburg-Zeil (der rote Fürst) Urlaub, und so tat auch der Abgeordnete Giskra. Das waren Symptome. An diesem Tage hatte auch schon Herr Römer, unser Kollege, seine gegen die Nationalversammlung gerichtete Ansprache an das württembergische Volk erlassen und damit war der Krieg erklärt und der Bruch des Rechtes eingeleitet, welches Herr Römer selbst in dieser Ansprache noch anerkannte. So stark ist der Deutsche, wenn es gilt, die Theorie von der Praxis zu scheiden. Es ist wohl zu bemerken, daß Herr Römer seinen Austritt aus der Nationalversammlung erst am 13., also nach Erlaß der Ansprache, anzeigte. Allerlei dunkle Gerüchte verbreiteten sich infolge dieser Kriegserklärung; unsere Freunde glaubten uns von drohenden Gefahren umgeben, und ihre Besorgnisse erschienen gerechtfertigt, als man sich überzeugen konnte, daß in der Tat allerlei militärische Vorbereitungen getroffen wurden. Es kamen uns allerlei Warnungen zu und der Schreiber dieser Zeilen erhielt selbst einen Brief von einer mit höhern Kreisen in Verbindung stehenden Person, in welchem er beschworen wurde, an seine Sicherheit zu denken und Stuttgart zu verlassen. Die Bürgerwehr bot uns ihren Schutz an, und das Bureau der Nationalversammlung, auf den Antrag eingehend, verlangte, daß die Bürgerwehr-Artillerie vor dem Sitzungssaale auffahre, um uns den Eingang frei zu erhalten. Aber als die Artillerie Folge leisten wollte, fand es sich, daß die Regierung an ihr Eigentum Hand gelegt und ihre Kanonen konfisziert hatte. . . . Die Sitzung des 8. Juni war die letzte, die wir in der württembergischen Kammer gehalten; von diesem Tage an waren wir, sozusagen, obdachlos, und die souveräne Nationalversammlung des deutschen Volkes irrte in den Straßen umher. Am 13. versammelten wir uns im Kolbschen Saale. An diesem Tage lief wieder eine große Anzahl von Adressen ein, und, was interessanter ist, es stieß eine Anzahl von Ersatzmännern zu uns, um die Lücken einiger Deserteure der letzten Tage auszufüllen, und unter diesen auch der Ersatzmann des Herrn Römer. Es ist gewiß anerkennenswert, daß diese Männer sich im letzten und äußersten Momente auf das lecke Schiff begaben, das sich selbst als ein versinkendes bekannte. Wieder am 16. beherbergte uns das Fritzsche Reithaus, das, ohne daß wir eine Ahnung hat-

ten, vor unserm Einzuge mit Blumen und Gezweige aufs Anmutigste ausgeschmückt wurde. Es war ein geschmückter Katafalk. Wir sollten nicht zum zweiten Male in diese Räume einziehen ... Am 17. spät Abends erhielt der Präsident Löwe von Calbe im Namen des Gesamtministeriums ein von Herrn Römer unterzeichnetes Schreiben, in welchem dieser verkündigte, ‚daß das Tagen der hierher übersiedelten Nationalversammlung und das Schalten der von ihr am 6. d. Mts. gewählten Reichsregentschaft in Stuttgart und Württemberg nicht mehr geduldet werden könnte.‘ Die Zuschrift enthält noch immer eine Anerkennung des Rechtes, kann sich aber trotzdem hie und da eine gegen die Nationalversammlung gerichtete höhnische Bemerkung nicht versagen. Wer Herrn Römer für einen tragischen Helden hält, der unter einer Kollision von Pflichten leidet, der lese diese Zuschrift, um sich zu überzeugen, daß sich mit dieser Kleinlichkeit, mit dieser Verspottung des ohnmächtigen Rechtes keine Tragik verbinden lasse. Der Präsident ließ diese Zuschrift unbeantwortet. Herr Römer schickte ihm am nächsten Tage, gegen Mittag, wieder einen Zettel zu, um ihn ‚darauf aufmerksam zu machen‘, daß gegen eine Sitzung der Nationalversammlung ‚die erforderlichen Maßregeln ergriffen werden‘. Der Präsident wollte sich hierauf mit den Schriftführern in das Sitzungslokal begeben, um es vor Eröffnung der Sitzung, welche um drei Uhr beginnen sollte, in Besitz zu nehmen, aber schon um ein Uhr wurde er benachrichtigt, daß das Haus bereits von Militär besetzt sei. Doch war von Truppenbewegungen nichts bemerkt worden; die Soldaten hatten sich durch Seiten- und Nebengassen in die Nähe des Fritzschen Lokales geschlichen. Man wußte bald, daß dort verhältnismäßig bedeutende Truppenmassen aufgehäuft waren, und in den Straßen hieß es, daß man uns alle niederhauen wolle. Da trat Ludwig Uhland auf. Er forderte den Präsidenten auf, so viele Mitglieder als möglich zu versammeln und sich mit diesen in einem Zuge an Ort und Stelle zu begeben, um die Gewalt an uns sich vollenden zu lassen, und käme es auch aufs Äußerste. Wir versammelten uns unter den Bäumen eines gewissen Platzes, den ich, bei meiner damaligen Unbekanntschaft mit der Stadt, nicht näher bezeichnen kann, und setzten uns von da aus in Bewegung. An unserer Spitze schritt

der Präsident, ihm zu Seiten zwei Prytanen Deutschlands, die beiden Greise Albert Schott und Ludwig Uhland, zwei Männer, die ein ehrenvolles, fleckenloses, langes Leben hinter sich hatten, das nur dem Kampfe für das Recht, für das Gute und Schöne gewidmet war, und das sie auch jetzt, ohne Zaudern der Ungewißheit, einer drohenden Gefahr ruhig und schlicht entgegentrugen. Auf dem Gesichte des alten Schott lag dieselbe Milde, derselbe Ausdruck der Humanität, der dieses Gesicht zu allen Zeiten charakterisierte, dieselbe Heiterkeit, die nur eine attische Bildung, verbunden mit dem Bewußtsein stets erfüllter Pflicht, geben kann. Damit sei aber nicht gesagt, daß sich in diesem sanften Gesichte nicht zugleich eine gewisse Aufregung kund tat; das Verbrechen, welches eben an der deutschen Nation begangen werden sollte, ging ja von Römer aus, der der Mann seiner Tochter war. Wenn es Deutschland nicht auffiel, wie klar ein Recht sein mußte, für das ein Mann wie Schott mit dem Reste seiner Tage eintrat, so fehlte es vielleicht nicht an fernen und fremden Völkern, denen seine Gegenwart am Sterbebette der Nationalsouveränetät für uns ein vollgiltiges Zeugnis war. Ist es doch dem Aufzeichner dieser Skizze begegnet, daß sich bei ihm, auf ferner griechischer Insel, alte Hellenen nach dem braven edlen „Skotos" erkundigten. Und auf der andern Seite des Präsidenten ging Ludwig Uhland, mit jenen großen strammen Schritten, die man an ihm kannte. Sollte man nicht meinen, daß ein Recht, das von zwei solchen Zeugen begleitet auftritt, von aller Welt erkannt werden müsse? Man sollte es meinen, wenn man nicht wüßte, daß der Eigennutz sich um das Recht und seine heiligsten Zeugen nicht kümmert und daß er, um es zu besiegen, die Gedankenlosigkeit als Mittel gebraucht. Unmittelbar hinter dem Präsidenten und den beiden Greisen ging ich, Arm in Arm mit meinem Freunde Ludwig Simon, kann also als Augenzeuge über die letzten Momente des Parlamentes berichten. Ich wußte, daß wir unserm Ende entgegen gingen, und das dicht gedrängte Volk, rechts und links an unserm Wege flößte mir, trotz aller Zurufe, kein Vertrauen ein. Durch die natürlichsten Ideenassoziation erinnerte ich mich jenes andern Gangs vom Römer in die Paulskirche bei Eröffnung des Parlamentes — als alle Häuser

mit Flaggen und Blumen geschmückt waren, aus allen Fenstern Jubelrufe erschollen, die Musik ‚Nur gewagt, unverzagt‘ aufspielte und aller Herzen voll großer Hoffnungen waren. Nun will ich es offen gestehen, daß ich mich damals in Frankfurt nicht so gehoben fühlte, wie auf diesem letzten Gange des Parlamentes, der einem Gange zum Schaffote glich. Wir kamen in eine Straße, in der wir das Militär, Infanterie aufgestellt sahen, während links in einer Seitenstraße Kavalerie wartete. Wir setzten unsern Weg fort, als ob jenes Hindernis vollkommen unsichtbar wäre, und kamen so an die Reihen der Soldaten, welche die Straßen, die zum Sitzungslokale führten, absperrten. Der Präsident mit seinen beiden Begleitern war schon bis auf ungefähr zwei Schritte Entfernung den Soldaten nahe gekommen, als sich deren Reihen plötzlich öffneten und ein älterer Mann mit weißer Binde und einem Papier in der Hand heraustrat und dem Präsidenten verkündete, daß er als Zivilkommissär den Auftrag habe, zu erklären, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe. Der Mann — Cammerer hieß er — war blaß, und seine Stimme zitterte, wie eines Verbrechers. Kaum hatte er seine Worte hervorgestoßen, als er schon wieder hinter den Soldaten verschwand. Ich glaube, daß er nur noch die Worte ‚mein Auftrag ist erfüllt‘ hervorstotterte. Der Präsident erhob seine klangvolle Stimme und rief: ‚Ich erkläre‘ — hier aber wurde er vom Trommelwirbel unterbrochen, wie ein Deliquent, den man nicht zu Worte kommen läßt. Trotzdem rief der Präsident dem Zivilkommissär zu: ‚Sie müssen mich hören!‘ und als dieser verschwunden blieb, erhob er die Stimme noch einmal und rief: ‚Ich protestiere gegen dieses Verfahren, als gegen einen Verrat an der Nation!‘ und die Worte wurden gehört, trotzdem die Trommelwirbel immer stärker wurden und trotz dem Waffengeklirr. Die meisten Abgeordneten hatten sich indessen nach vorn gedrängt und standen in kompakter Masse vor den Soldaten. Eine kleine Episode, die in diesem Momente spielte, scheint nur von sehr Wenigen, vielleicht nur von mir bemerkt worden zu sein, da ich sie in den zahlreichen Berichten, die später im Hotel Marquardt erstattet wurden, nirgends erwähnt finde. Zivilkommissär Cammerer, nachdem er hinter den Soldaten verschwunden war, kam auf einen

Augenblick wieder zum Vorschein, wandte sich an Ludwig Uhland und sagte ihm, daß, wenn er allein eintreten wolle, ihm der Weg offen stehe. Ich werde die Geberde der Verachtung, das wegwerfende Achselzucken, mit dem sich Uhland von ihm abwandte, nie vergessen, und ich glaube, daß selbst Herr Cammerer, obwohl ein Mann, der sich zu einem solchen Amte hergegeben, diesen Moment eben so wenig vergessen werde. Mittlerweile, da die Abgeordneten sich an die Soldaten herangedrängt hatten, kommandierte man: ‚Fällt das Bajonnet!' — aber sie gehorchten nur zur Hälfte. Ich bemerkte, daß ein einziger Soldat das Bajonnet so weit sinken ließ, daß es einen der Herandrängenden beschädigen konnte. Dieser Eine hatte offenbar den besten Willen, sein Bajonnet in Blut zu tauchen; seine Bewegungen, wie der Ausdruck seines Gesichtes verrieten es zu deutlich. Die Anderen aber waren unschlüssig und sahen niedergeschlagen vor sich hin. General Müller bemerkte das wohl eben so gut wie ich, rief dem Präsidenten, der unbeweglich stand, ein: „Fort!", dann einem Offizier in der Seitenstraße ein Kommandowort zu, und in demselben Augenblicke sprengte die Kavalerie auf uns ein, während der Offizier, der sie führte ‚Einhauen!' kommandierte und die anderen Offiziere fortwährend ‚Haut zu! Haut zu!' ausriefen. Doch muß ich der Gerechtigkeit wegen hinzufügen, daß ich einen Offizier selber sah, der einem Kavaleristen, welcher auf den Abgeordneten Günther einhauen wollte, in den Arm fiel. Der Abgeordnete Günther nämlich, als die Kavalerie herbeisprengte, warf sich ihr entgegen, riß seine Kleider auf, und außer sich rief er den Heransprengenden entgegen: ‚Haut zu!' . . . Im Allgemeinen aber hatten auch die Kavaleristen, trotz der beständigen Aufmunterung ihrer Offiziere und Unteroffiziere nicht die geringste Lust zum Einhauen. Sie taten nur so und schwenkten, indem sie in unsere Schar hineinritten und uns trennten, ihre Säbel über unsern Köpfen. Der Präsident selbst war in Gefahr, niedergeritten zu werden. Es lag also nach Alldem weder an Herrn Römer noch an dem guten Willen der württembergischen Offiziere, daß das Parlament ein unblutiges Ende nahm. Hätten die Soldaten gehorcht, ihre große Anzahl hätte unser kleines Häuflein binnen fünf Minuten bis auf den letzten Mann niedermetzeln können. Das

Volk drängte sich mit in das Gewirre, und die Erkenntnis von der Stimmung der Soldaten, die man sofort gewinnen mußte, war wohl mit eine der Ursachen, daß es zu keinem weitern Konflikte kam .... Bei dem Gedränge von Abgeordneten, Soldaten und Volk, bei der Verwirrung war es nicht möglich, uns wieder zusammenzufinden und an Ort und Stelle etwas Gemeinschaftliches zu beschließen. ‚Nach dem Hotel Marquardt!' rief ein Abgeordneter dem andern zu, und in der Tat fanden wir uns dort zur selben Stunde zusammen, auf welche die Sitzung in der Reitschule angesetzt war. Aber wir zählten uns — unsere Zahl belief sich nur noch auf 94 — wir waren nicht mehr beschlußfähig — die Nationalversammlung war gestorben oder, wenn es besser klingt, hingerichtet .... Man nahm noch ein Protokoll auf über die Vorgänge, und wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß auch die Reichsregentschaft auf ihrem Wege zum Sitzungslokal durch Militär aufgehalten und dann mit Gewalt unter militärischer Begleitung in ihr Haus zurückgebracht wurde, daß sich während dieser Zeit zwischen Bürgern und Offizieren ein Konflikt erhoben, und daß die Offiziere gegen die wenigen Männer der Reichsregentschaft ihre Soldaten die Gewehre laden ließen."

Schon aus dieser Darstellung, die doch alles für die Teilnehmer dieser tragischen Katastrophe deutscher Hoffnungen ins günstigste Licht rückt, erhellt, daß die Nationalversammlung und ihre mit soviel Aplomb, als die zerrütteten Verhältnisse noch erlaubten, ins Leben gerufene Exekutive in Stuttgart eine kaum weniger passive Rolle gespielt hat, wie die durch die Wrangelschen Bajonette auseinandergetriebene Berliner Versammlung mit dem von ihrem theoretischen Präsidenten ausgeheckten passiven Widerstand. Sieht man sich die Protokolle der letzten Sitzungen an, so erfährt dieser unerquickliche Eindruck noch eine Verstärkung. In den beiden Wochen vom 6. bis zum 18. Juni, dem Tage des feierlichen Zusammentritts und dem Tage der ebenso feierlichen Sprengung, wurden sechs Sitzungen abgehalten. Die Sonn- und Feiertage wurden mit einer Genauigkeit eingehalten, als ob man im tiefsten Frieden lebte, und dies von denselben Leuten, die in Frankfurt sich über einen Vertagungsantrag, als Verrat an den heiligsten Gütern der Nation, nicht wütend genug

gebärden konnten. Und wenn es jemals galt, rasch zu handeln, so war es hier. Was tat nun die Versammlung in dieser Situation, nachdem sie das „drückende Bleigewicht" der Rechten, wie die schöne Phrase lautete, endgiltig los geworden war? Eigentlich gar nichts. Es wurde wieder eine Reihe von theoretischen Beschlüssen gefaßt, so gut oder schlecht, als man es in Frankfurt getan; es wurden wieder viel große Worte gegen die bösen, unbotmäßigen Regierungen gesprochen, was aber gleichfalls schon in der Paulskirche der Fall gewesen. Wer in den Beschlüssen der Versammlung eine Rechtfertigung ihrer Verlegung sucht, sucht vergebens. Das einzige Praktische, was diese Versammlung, in der das Wörtchen Tat so oft Widerhall fand, in zwölf langen bangen Tagen neben unfruchtbaren Geschäftsordnungs- und Ausschußdebatten ausführte, war die Wahl der Reichsregentschaft, deren einziger Regierungsakt außer den Reibereien mit dem frondierenden württembergischen Ministerium wiederum die Vorlage eines Gesetzes betreffend die Volkswehren und der Erlaß von Ausführungsbestimmungen dazu war. Bestimmungen, die natürlich ebenso eine friedliche papierene Existenz führten wie Alles, was das hohe Haus seit einem Jahre getan und beschlossen. Und doch hätte man handeln können, wenn man sich nicht seit einem Jahre so fest in den engen parlamentarischen Pflichtenkreis und Horizont verbohrt hätte. Denn das Volk war opfermutig und mehr als je zu Taten bereit und blickte auf die, von denen es Stichwort und Kampfplan erwartete. Hatte doch das Parlament in seinen besseren letzten Frankfurter Tagen oft und oft erklärt, daß es seine Aufgabe sei, die Initiative zu ergreifen im Kampfe für die Verfassung. Und nun hatten sich im ganzen Lande Volkswehren und Unorganisierte ihm zur Verfügung gestellt, die nur noch auf die leitenden Köpfe zu warten schienen. Hier Maßnahmen zu treffen, wäre die erste Pflicht der Reichsregentschaft gewesen, statt sich mit dem Minister Römer, den man nach Erlaß seiner ungesetzlichen Proklamation durch ein paar sichere Leute von der Stuttgarter Bürgerwehr hätte unschädlich machen und in Gewahrsam bringen lassen müssen, in unerquickliche Kompetenzstreitigkeiten einzulassen. Das Parlament hätte sich, statt in Stuttgart kleben zu bleiben, zunächst in dem verfassungstreuen Gebiete verteilen müssen, um als

Deputierte und im Namen der Regentschaft für die Durchführung des Volkswehrgesetzes zu sorgen, sich an die Spitze der organisierten Haufen zu setzen und zu versuchen, auch die regulären Truppen auf seine Seite zu ziehen, was, wie kompetente Augenzeugen versichern, selbst bei der Stuttgarter Garnison, die die Versammlung auseinandertrieb, bei einigem Geschick sich hätte bewerkstelligen lassen. Aber, wie schon gesagt, das Rumpfparlament war zu derartigen radikalen Schritten durchaus nicht geneigt.

Statt dessen saßen sie in der württembergischen Kammer und berieten über die schweren Zeitläufte, und als dieses Lokal gesperrt wurde, beriet man im Kolbschen Saale, und als das böse württembergische Ministerium auch hier den Eingang ihnen wehrte, beriet man im Fritzschen Reithause, um, auch von hier vertrieben, die Beratung im Hotel Marquardt fortzusetzen. Auch der Stuttgarter Rumpf zeigte keine Lust, im Vogtschen Sinne „Konvent zu spielen", der Herr Reichsregent höchstselbst inbegriffen . . .

„Indessen", beendet Hartmann seinen Bericht, der alle Farben frischester Erinnerung trägt, „war die Hoffnung nicht aufgegeben, die beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten wieder zusammenzubringen, obwohl manche in wahrhafter Verzweiflung während der letzten Tage ihren Posten verlassen hatten. Der Präsident hatte das Recht, uns wo immer zusammenzuberufen. Natürlich wandten sich unsere Blicke nach Baden, als dem einzigen Winkel auf deutscher Erde, in welchem sich die einzigen rechtlichen Vertreter deutscher Nation noch versammeln konnten. Es kam nicht darauf an, daß wir noch Beratungen hielten (!), es kam nur darauf an, daß die Reichsversammlung noch zu Recht bestand. Viele Abgeordnete begaben sich bald auf badischen Boden, Andere verweilten noch einige Tage in Stuttgart, obwohl sich schon am 18. Juni, dem Tage der Auflösung, das Gerücht verbreitete, daß die Reichsregenten und viele Abgeordneten verhaftet werden sollten. Es scheint auch in der Tat die Absicht der Regierung gewesen zu sein, uns zwangsweise über die Grenzen bringen zu lassen. Aber sie kam davon ab und begnügte sich damit, einige andere politische Persönlichkeiten, die nicht zum Parlamente gehörten, aus dem Lande zu weisen. Was die Abgeordneten betrifft, so hatte der König die Gnade,

ihnen, im Falle es ihnen an Mitteln fehlte, Reisegelder anbieten zu lassen. Ich will nicht untersuchen, welche Motive dieser Anerbietung zu Grunde lagen, und selbst annehmen, daß diese der besten Art waren — Tatsache aber ist, daß auch der Ärmste unter uns von diesen Anerbietungen keinen Gebrauch machte ... In Baden-Baden fanden wir uns wieder in bedeutender Anzahl zusammen. Aber es war nach der Schlacht bei Waghäusel." Denn es war nun auch in Baden, während die Reste des Parlaments in Stuttgart gesessen und nichts getan hatten, definitiv zu Ende gegangen. An tüchtigen Köpfen hatte es den Badensern ebensowenig gefehlt, wie den Wienern. Aber ebenso wie in Wien Unentschiedenheit an der Spitze dem Ganzen schadete, so auch hier; und genau so wurden die Tüchtigen nicht an die geeigneten Plätze gestellt, an denen sie aus dem Vollen wirken konnten. Die traditionelle Polenbegeisterung und der damit verbundene Glaube an ihre unfehlbare militärische Begabung gereichte den Badensern zum Unsegen. Der alte Pechvogel Mieroslawsky verdarb mit unleugbarem Talent, — er war an sich ein fähiger Militär, kannte sich aber in den Verhältnissen nicht aus und verlor bald den Kopf, — was an der anfangs so hoffnungsvollen Sache noch zu verderben war. Als es dann zum Entscheidungskampfe kam, konnten die keineswegs unbedeutenden Erfolge zu Beginn am Ausgange nichts mehr ändern, und der unglückliche Tag von Waghäusel machte allen Hoffnungen und Illusionen ein Ende. „In Freiburg machten wir noch einmal Halt, aber nur, um von da aus mit der Masse badischer Flüchtlinge mit der Reichsregentschaft und mit dem Archive der deutschen Nationalversammlung ins Exil zu wandern."

Aus dieser Schlußszene, nach der das Deutschland des „tollen" Jahrs wieder so bitter vernünftig ward, hat uns Rank, der gute Kamerad aus der Prager Zeit, noch eine hübsche und charakteristische Episode in seinen im höchsten Greisenalter aufgezeichneten Memoiren bewahrt. Auch er war noch einmal in Freiburg mit dem Freunde zusammengetroffen, ehe sie schieden. Sie sprachen sich über die nächsten Schritte aus, die zu tun seien. Rank wollte nach Württemberg zurückgehen, wo er eine Zeitlang in Uhlands Hause gastfreie Aufnahme fand, bis er dann endlich ungefährdet in die öster-

reichische Heimat kehren konnte, die ja nun auch „pazifiziert" war. Hartmann meinte aber trübe: „Mir wird es leider nicht so gut; mir werden bedenklichere Dinge nachgetragen, ich heiße auch Pfaffe Maurizius und habe die Chronik dieser schweren Zeit in Reime gebracht, in hitzige und spitzige, und mir wird nicht so leicht vergeben. Deshalb gehe ich nach der Schweiz, von da nach Frankreich, — nach Paris. Die Zeit mag dann alles lichten und schlichten." Er scheint, trotz allen Erfahrungen, die Gegner und Gegensätze für weniger unversöhnlich gehalten zu haben, als sie sich nach der Zeit erwiesen. Und so trug auch er sich wohl, als er sich zum zweiten Male in die Verbannung begab, mit der Hoffnung einer baldigen Heimkehr aus

„dem Exil, der Heimat der Guten."

Register.

